This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

G
160
.Z73

UNIV
OF
MICH

E. A. W. von ZIMMERMANNS

TASCHENBUCH

DER

REISEN,

oder

unterhaltende Darstellung

der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts,

in Rücksicht

auf Länder - Völker - und Productenkunde.

Fortgesetzt

von

F. RÜHS und H. LICHTENSTEIN,

Professoren an der Universität zu Berlin.

Dreizehnter Jahrgang

oder

siebenzehntes Bändchen.

Mit 14 Kupfern.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

1817.

Regent L. L. Hubbard
1-23-29

Vorrede.

Aufgefordert durch den Herrn Verleger haben wir die Fortsetzung des Zimmermannschen Taschenbuchs der Reisen übernommen, das sich einen so ausgebreiteten Beifall in der deutschen Lesewelt erworben hat. Ganz gewiß ist diese Arbeit auch vorzüglich geeignet, um die Resultate der Wissenschaften, die sich am meisten auf die Veredlung des bürgerlichen Lebens beziehn, in diejenigen Kreise einzuführen, von denen sich eine unmittelbare gelehrte Beschäftigung mit denselben nicht erwarten läßt. Es schien uns deswegen nicht ganz unverdienstlich, uns dem sonst allerdings sehr mißlichen Geschäft zu unterziehn, in eine fremde Arbeit einzutreten, die vielleicht grade nur durch den Geist und die Eigenthümlichkeit, womit ihr erster Urheber sie ausstattete, eine so ausgezeichnete Theilnahme erregte. Es konnte uns indessen nicht verborgen bleiben, daß es nicht sowohl die Art der Darstellung allein war, wodurch die Zimmermannschen Taschenbücher so an-

ziehend sind, als vielmehr der Inhalt: es schien uns daher, um uns einen ähnlichen Erfolg zu versprechen, nur auf einen klaren und festen Begriff von dem Zwecke und der eigentlichen Bestimmung dieses Werks anzukommen, und wir denken es uns als bestimmt, die ganze Ausbeute, die der Eifer, die Aufopferungen, der Beobachtungsgeist so vieler ausgezeichneter Männer und die Freigebigkeit der Regierungen und reicher Privatpersonen der Naturgeschichte, der Erd- und Völkerkunde in den neuesten Zeiten gewährt haben, nach einer gründlichen eignen Erforschung, frei von einer strengen wissenschaftlichen Form, in steter Beziehung auf ethische und politische Ideen auf eine faßliche Weise so darzustellen, daß die Theilnahme des Menschen und des Bürgers geweckt und befriedigt werde.

Wir haben uns in die Arbeit so getheilt, daß alles was sich auf die Naturgeschichte bezieht, von dem Einen von uns, was aber die Erdbeschreibung, die Völkerkunde, die Geschichte, die Politik und die Oekonomie betrifft, von dem Andern bearbeitet wird: im Allgemeinen haben wir uns über die Art der Darstellung und die Grundsätze bei der Auswahl des Stoffs vereiniget, übrigens aber unabhängig von einander gearbeitet. Es hat uns unnöthig geschienen, den Antheil eines jeden anders als im Inhaltsverzeichniß zu bemerken: aufmerksame Leser werden ihn leicht von selbst erkennen. Die Gegenstände mußten nun freilich schärfer auseinander gehalten werden, wir hoffen jedoch, daß das Ganze nicht darunter gelitten hat: Wiederholungen haben wir sorgfältig vermieden: und es kann höchstens

um Vollständigkeit oder des Uebergangs wegen eine und dieselbe Sache zweimahl berührt worden seyn. Wir hoffen auch, daß wir nicht von Dingen geredet haben, die schon in den frühern Jahrgängen abgehandelt sind; obgleich es bei einem Werk das nach und nach entsteht, selbst dem ersten Urheber nicht immer möglich gewesen ist, im Voraus den schicklichsten Platz für eine jede Materie zu bestimmen, und daher kommt auch in den frühern Bänden dieselbe Sache bisweilen an mehrern Stellen vor: sollte es daher auch in unsrer Arbeit geschehn seyn, so werden wir um so mehr auf die Verzeihung der Leser rechnen können, da sich von uns nicht eine so genaue Kenntniß der frühern Theile voraussetzen läßt, und wir überdies auch in solchen Fällen uns entweder durch die Darstellung von unserm Vorgänger unterscheiden oder auch von einem neuen Gesichtspunct ausgegangen seyn werden.

Wir haben außer allen ältern Quellen auch die neuesten Werke über Java und die holländischen Besitzungen, die Berichte des General Daendels, verschiedene dadurch veranlaßte holländische Streitschriften, das große Werk von Thorne, die Abhandlung von Leyden u. s. w. benutzt: nur bedauern wir, daß uns von den Abhandlungen der batavia'schen Gesellschaft (durch die oft erprobte Gefälligkeit des Herrn Hofrath Reuß in Göttingen) blos die fünf ersten Bände zu Gebot standen; den sechsten und siebenten Theil konnten wir in Deutschland nicht auftreiben: der letzte namentlich scheint manche lehrreiche Aufsätze zu enthalten, obgleich die Auszüge, welche in englischen und deutschen Zeit-

schriften geliefert worden sind, zum Theil nur bekannte Dinge wiederholen. Wir hoffen diese beiden Bände nächstens zu erhalten und sind vielleicht schon im Stande, im nächsten Theile des Taschenbuchs unsern Lesern das Neue mitzutheilen, was sie enthalten mögen.

In diesem Jahrgange sind die ersten acht Bogen (bis S. 128) noch von der Hand des seligen Etatsraths von Zimmermann: sie waren bei seinem Tode bereits abgedruckt. Unsre Arbeit beginnt S. 129 mit Java; es fand sich in dem Nachlaß unsres Vorgängers nichts vorgearbeitet als einige unvollständige Blätter, die wir natürlich ganz bei Seite legen mußten, um mit einem neuen Abschnitt selbstständig nach unsern Ansichten uns der frühern Arbeit anzuschließen. Die Benutzung der vielen neuen Hülfsmittel führte uns auf manche Berichtigungen und Zusätze zu den bereits gedruckten Blättern, die wir in einem Anhange am Schlusse beigefügt haben. Auch die mehrsten Kupfer zu diesem Bändchen waren bereits von dem sel. Zimmermann ausgewählt und zum Theil schon gestochen: wir hatten daher nicht mehr ganz freie Hand: die von uns gewählten sind im Verzeichniß mit einem Sternchen bezeichnet. In der Folge werden wir mit großer Aufmerksamkeit aus großen und kostbaren ausländischen Werken nur wahrhaft charakteristische und belehrende Gegenstände auswählen und bei den naturhistorischen Abbildungen die Originale der hiesigen Königlichen Sammlung zu den Zeichnungen benutzen, um auf diese Weise auch den Kupfern einen eignen Werth zu geben; der Anfang ist bereits in

diesem Bändchen gemacht. Dem folgenden soll auch eine unter unsern Augen gezeichnete Charte von der indischen Inselwelt beigefügt werden.

Noch in diesem Jahre werden wir eine Fortsetzung liefern, die wenigstens alle Inseln enthalten wird, die noch zu den indischen gerechnet werden. Ueber den für die Fortsetzung dieser Arbeit von uns entworfnen Plan werden wir uns sodann näher erklären.

Berlin, Ostermesse 1817.

Rühs.
Lichtenstein.

Inhalt.

	Seite
B. 3. Die Lakedíven und Maldíven .	1
Lage und Gruppen derselben . .	2
Ihre Vermehrung oder Umgestaltung durch Korallen-Anwuchs .	4
Ihre Erstreckung und Ausdehnung	5 — 7
Franz Pyrards Reise und Aufenthalt auf diesen Inseln . . .	8 — 12
Producte	13
Clima	15
Kauris oder Schlangenköpfe . .	15
Die Maldivische Nuß	16 — 18
Andre vegetabilische Producte . .	19
Thiere	20
Der Mensch. — Leibesgestalt der Einwohner	21 — 22
Krankheiten, Sprache, Religion .	23, 24
Kleidertracht, Wohnungen, Speisen, Gewerbe u. s. w. . . .	25 — 32

Seite

V. B. Der Indiſche Archipel. Natur deſſelben im Allgemeinen . 31 — 35
Die älteren Berichte über dieſe Gegend . . . . . 36 — 38
Verdienſte der Neuern 39 40
Die Meerengen oder Straßen zwiſchen den Inſeln . . . . 41 — 44
Sumatra. Lage und Ausdehnung 44 — 46
Die Neben-Inſeln, Banca u. a. 47 — 50
Berge, Flüſſe, Clima . . . . 51 — 52
Producte: Gold u. andre Mineralien 53 — 55
Pfeffer, Campher und die Art, ihn zu gewinnen . . . . . 55 — 59
Benzoe, Caſſien-Holz, Zimmt, Palmwein . . . . . 60 — 63
Catacomben, Bohon Upa, Indigo, Reis u. ſ. w. . . . . 63 — 64
Sombrero, eine räthſelhafte Art von Seegewürm 65
Thiere, das Babirussa, der Orang-Utang . . . . . 66 — 68
Der Solok, langnaſige und Schweinsſchwanz-Affe 69
Büffel, Tiger, Ziebethratze u. ſ. w. 70, 71
Vögel, insbeſondre die Salangana und deren eßbare Neſter . 72 — 80
Amphibien und Seeproducte . . . 81 — 84
Der Menſch; die Ureinwohner, wahrſcheinlich Neger 85
Die jetzigen Bewohner, das Binnenland 86 87

Seite

V. Z. Das Land der Battas, Ruinen alter Tempel 88
Leibesgestalt, Charakter, religiöse Meinungen und Sitten der Battas 89 — 93
Vermeinte Anthropophagie derselben 94 — 95
Regierung und gesellige Einrichtungen 96
Das Land der Rejangs und Lampoons und die Sitten dieser Völker . . . . . 97 — 99
Die Malaier in Sumatra, das Reich Menangabo . . . . . 100 — 101
Ihre Cultur, Religion, Regierung 102
Hahnengefechte und Aufwand bei denselben . . . . . 103 — 104
Die Reiche Indrapura und Palimboa 105 — 106
Das Reich Achim, Beschreibung der Hauptstadt . . . . . 107 — 108
Handelsverhältnisse, Waaren und Münzen . . . . . 109 — 110
Sultan Ula-Odien und Forrests Audienz bei demselben . . . 111 — 116
Ansiedlungen der Holländer und Engländer auf Sumatra . . 117 — 122
Krankheiten auf Sumatra . . 123
Einzelne Bemerkungen über den Pfefferbau und die Cultur andrer Gewürze und Früchte . . 124 — 127
Neuere Eintheilung der Insel in drei Bezirke 128

		Seite
K.	Java	129
	Lage, Ausdehnung, Küsten, Ströme, Berge, Wälder	130 — 133
	Neu-angelegte große Heerstraße durch die ganze Insel . .	134
	Clima, große Sterblichkeit . .	135 — 138
	Fruchtbarkeit, Hauptproducte .	139
	Reis, Oel, Bauholz, Kaffee, Zukker, Baumwolle	140 — 145
L.	Vegetabilische Natur	146 — 147
	Die Kokos-Palme, Sago-Palme, Jägerbaum	148 — 150
	Die Areca-Palme, das Betelkäuen, die Kerrisuppe	151 — 153
	Der Mangostan, der Mangas, der Jambo, der Jambos ꝛc .	154 — 156
	Rambustan, Durion, Brodbaum, Ananas u. s. w. . . .	157 — 158
	Küchengewächse, Gewürze, Kadjang-Tannah u. s. w. . .	159 — 161
	Färbestoffe, Baumwolle, Nutzholz, Zierpflanzen	162 — 163
	Der Boan-Upas und dessen Geschichte; das Thettik-Gift .	164 — 169
	Die Thiere Java's; der Büffel, das Schaf, die Ziege ꝛc. . .	170 — 172
	Hunde, Wasserscheu, Gefährlichkeit kleiner Verletzungen . . .	172 — 173
	Jagdbare Thiere, Affen, Nagethiere	174 — 177
	Der Schweinsstein	178 — 179

Seite

R. Einwohner; Idahus, Daruts u. ſ. w. 303
Badſcho's, deren Sprache und Heirathsgebräuche . . . . . 304 — 307
Ihre Blutgier . . . . . 308 — 319
Die Orang-Tedong u. Meerbadſcho's 310 — 312
Küſtenſtämme und deren Religion 313 — 315
Verbeſſerungen und Nachträge . 316 — 332

Verzeichniß der Abbildungen.

*1.) Das Titelkupfer giebt die Ansicht des S. 218 beschriebnen Wasserschlosses zu Djugokarta, sie ist aus dem Thorne'schen Werk entlehnt. Die aus dem Wasser vorragenden Thürmchen sind die Oeffnungen zu den unter dem Wasser durchgehenden unterirdischen Gängen, die in das Inselschloß führen. Links ist ein Gerüst von Bambus, das nur jetzt eben für die an der Ausbesserung des Schlosses beschäftigten Arbeiter queer über den Teich gebaut war.

2.) Die maldivische Nuß (Lodoicea maldivica Persoon) zu S. 16. Aus Sonnerats Reisen nach Neu-Guinea. Die schwebende Figur zur Rechten stellt die Blüthenkolbe, die zur Linken die Nuß selbst dar.

3.) Das Babirussa (Sus Babirussa Linn.) zu S. 66. Aus Shaw's Zoology

4.) Der langnasige Affe oder Kahau (Cercopithecus nasicus Illig.) zu S. 69. Aus den Verhandlungen der batavia'schen Gesellschaft.

5.) Die Salangane oder Nesterschwalbe (Hirundo fuciphaga Thunb.) zu S. 73 und 194. Aus den Abhandlungen der Akad. d. Wissensch. zu Stockholm.

*6) Das Nest desselben Vogels. Die obere Figur zeigt es der Ansicht von vorn und außen. bei der zweiten Abbildung aber sieht man von oben hinein. a ist die Seite, mit welcher es an dem Felsen festklebt, b b sind die äußern Ränder. Da das Nest kleiner ist als der Vogel, so ragen während des Brütens Kopf und Schwanz über dem Rand hinaus.

*7) Der Taguan oder das fliegende Eichhorn (Pteromys grandis Ill. Sciurus Petaurista Pall.) zu S. 177. Aus dem Spicilegiis zoologicis von Pallas, nach einem Exemplar des berliner Museums berichtigt. Die wunderlichen langen Aermel des Thiers verdanken ihre Gestalt einem langen schmalen Knochen, der von der Handwurzel aus in die Flughaut hineinragt und indem er sie ausspannt, die Luftsäule, von welcher das Thier bei seinen Sprüngen getragen wird, ausnehmend erweitert.

*8) Das Wasser-Schuppenthier (Pamphractus squamatus Ill.) zu S. 180. Aus Piso's Historia utriusque Indiae (1658), dem einzigen

Werk, in welchem eine Abbildung dieses Thiers zu finden ist.

*9.) Fig. 1 die Krontaube (Columba coronata Lin.) die größte ihrer Gattung und von ausnehmender Schönheit, wegen der äußerst zart gefiederten Haube des Kopfes und der reinen blau-grauen Farbe des ganzen Gefieders, an welchem nur ein Band über jedem Flügel weiß ist. Zu S. 193. Nach einem ausgestopften Exemplar gezeichnet.

Fig. 2. Der größte Honigsauger (Nectarinia superba Licht. Upupa superba Lin. Gm.) Zu S. 185, wo dieser Vögel im Allgemeinen erwähnt ist. Die Abbildung ist aus dem französischen Prachtwerke von Le Vaillant: Histoire naturelle des Promerops et des Guêpiers entlehnt, wo dieser Vogel Promerops à larges parures genannt wird. Die emporstehenden Federn gehören nicht dem Flügel an, sondern sind ein eigner Schmuck, der den Flügel halb bedeckt, ungefähr auf dieselbe Weise, wie die ähnlich gestellten Federn am großen Paradiesvogel. Auch dieser Vogel ist in Java eine Seltenheit und hier nur gewählt, um die Gestalt dieser Thiere durch das schönste unter ihnen zu versinnlichen.

10.) Ansicht der Kirche in Batavia zu S. 205. Aus Stavorinus Reisen.

11.) Ehemaliges Gouverneurhaus in Batavia; zu S. 205. Aus Nieuhofs Zee en Land-Reizen, (also wie es im Jahr 1675 aussah.) Beide Gebäude sind nicht mehr vorhanden und

diese Abbildungen können daher nur zur Erinnerung an Batavia's alte Herrlichkeit dienen.

*12.) Ansicht des Stadthauses zu Batavia; zu S. 205. Aus Thorne's Werk. Sie giebt ein Bild von dem Innern der Stadt in ihrer heutigen Gestalt. Die Bäume rechts, mit ihren von den Zweigen in die Luft schießenden Wurzeln gehören zu den größern Feigenbaum-Arten (Ficus bengalensis od. dgl.) die durch ganz Indien häufig gepflanzt werden.

13.) Die Rongine oder javanische Tänzerin; zu S. 226. Aus einer unbekannten Quelle.

14.) Malaier in ihrer javanischen Tracht; zu S. 238. Aus Nieuhofs Reisen. Der Mann reicht der Frau die Betel-Schachtel.

Die Lake-diven und Mal-diven.

Der mächtige Zug des Oceans, der, allen Ansichten der heutigen Gestaltung der Oberfläche unserer Erde nach zu urtheilen, von Süden gegen Nord andrang, sey es, daß er plötzlich einbrach oder sich nur langsam und daurend in das feste Land eindrängte, dieser Zug, der wahrscheinlich die beiden Welten von einander trennte, der das ungeheure, zwischen beiden gelegene Becken bildete welches jetzt den Namen Australien führt, dieser erstaunliche Zug, eine der größten Catastrophen der grauen Vorzeit, gab wohl ebenfalls den Inseln des gesammten großen Ostindischen Meeres wie auch denen des Busens von Bengalen ihr Daseyn. Und hiedurch wurden wahrscheinlich auch die, der südwestlichen Küste von Hindostan, die der malabarischen Küste so nahe gelegenen Lakediven und Maldiven gebildet.

Nicht leicht wird man aber eine Inselgruppe finden, in welcher sich die Richtung

dieſes gewaltſamen Stromes ſo deutlich ausſpricht, als in dieſen weſtlichen Inſeln von Hindoſtan, beſonders in den Maldiven. In ihrer ganzen, ſehr bedeutenden Erſtreckung, weicht ihre Lage nur gegen drei Viertel Grad von der ſenkrechten Richtung von Norden nach Süden ab. Hingegen erſcheint die nördlichſte Abtheilung des Ganzen, die Gruppe der Lakediven, ſehr nahe an der Küſte von Malabar bereits minder regelmäßig gelegen. Sie iſt gleichſam wie umhergeworfen, und beträchtlich von Oſten nach Weſten zerſtreuet. Auch ſind die Zwiſchenräume zwiſchen ihren einzelnen Inſeln weit anſehnlicher, als die zwiſchen denen der Gruppen der Maldiven, ſo wie ebenfalls ihre Anzahl ſelbſt viel geringer. Man zählt von den Lakediven nur etwa 32, dahingegen die Zahl der Maldiven von Einigen auf 12 tauſend angegeben werden, freilich wohl nur eine Angabe, die die Eitelkeit ihrer Bewohner erzeugt hat, denn wer hat ſie einzeln gezählt? und wer konnte ſie zählen?

Daneben zeichnet ſich dieſe letztere Inſelkette noch auf eine höchſt merkwürdige Weiſe aus.

Das Meer ſelbſt hat wiederum gewiſſe Unterabtheilungen bei ihnen hervorgebracht. Es hat ſie von neuem in mehrere Gruppen getheilt, wovon eine jede bald eine größere, bald eine geringere Anzahl enthaltend, gleichſam ein eignes Ganze ausmacht. Indem nämlich jede einzelne Inſel durch einen ſo ſeichten und ſchmalen Meeresarm von ihrem Nachbar ge-

trennt ist, daß oftmals kaum eine kleine Barke darauf hinreichend tiefes Wasser zum Fortkommen vorfindet, so giebt es dagegen andere, tiefere Aerme des Meeres, welche für kleine Fahrzeuge hinreichen. Diese tiefern und breitern Meeresärme umfassen nun eine bedeutende Anzahl einzelner Inseln, welchen man den Namen Attollon gegeben hat. Umkränzt ist aber ein solcher Attollon mit einer Mauer von Corallen, den größern Fahrzeugen unzugänglich, und daneben wie durch einen Damm gegen die Wellen des Meeres geschützt.

Aus dieser Bildung ergiebt sich aber nicht nur die Entstehung mancher der Inseln, sondern auch zugleich eine andere Art von Eintheilung der Meeresinseln im Allgemeinen, nämlich in Originale Inseln und in solche, die nachmals der Zufall oder die Wirkung der Meteoren erzeugt hat.

Jene wären nämlich Inseln, welche als Bruchstücke des festen Landes, dem sie vor ihrer Trennung durch das Meer angehörten, anzusehen sind, da die letztern entweder als Vulkane aus dem Meere emporstiegen, (wie dieß Phänomen noch vor kurzem bei den Azoren Statt fand) oder von den Zoophyten, den Corallen Thieren, aus ihren Wohnungen erbauet und durch steten Zusatz vergrößert wurden. *)

*) M. s. was hierüber umständlicher meine Zoologische Geographie bereits im Jahre 1775 vorge

Daher denn auch der schwankende Zustand solcher Inseln, sowohl in Ansehung der Anzahl als der Form und der Größe. Nach Verfließung mehrerer Jahre, haben sie sich oftmals um einige vermehrt oder vermindert, verkleinert oder vergrößert, oder wenigstens völlig umgestaltet. Die Zugänge, welche man noch vor kurzem bei ihnen offen fand, sind durch neuen Corallenanwuchs verschlossen, während andere Theile dieser Kalchmassen, welche zuvor keinem Fahrzeuge den Eingang erlaubten, durch die Wellen zertrümmert, jetzt neue Anfahrten zugestehen.

Anderwärts hat das Meer große Massen Sand oder Schlamm herbeigeführt, und der Insel eine Vergrößerung, aber auch eine neue Gestalt gegeben.

Und so finden sich denn ihre Bewohner einer steten, oft mislichen Veränderung ausgesetzt. Vor wenigen Monaten noch in möglicher Verbindung mit den benachbarten Inseln, oder mit dem festen Lande, sehen sie sich sodann gleichsam völlig isolirt, auf ihre Insel beschränkt, und hiedurch aller auswärtigen Nahrung und alles Verkehrs beraubt; ein Glück, wenn dann der eigene Boden ihre Bedürfnisse befriedigt.

---

tragen hat, für deutsche Leser etwas später im 5ten Bande 1782, und dieß wird in diesem Jahre in einem gänzlich umgearbeiteten Werke genauer auseinander gesetzt werden.

Inseln dieser Art, sind sie unter der heißen Zone gelegen, genießen zwar des Vortheils der Palmen. Denn eine der schönsten und nützlichsten Palmarten, der Kokosbaum, begnügt sich mit schlechten Dünen, sandigem Boden, sobald er nur ein Nachbar des Meeres, des Salzwassers ist. Indeß erfordert sein Wachsthum, also die von ihm zu erwartende Benutzung mehrere Jahre, und ein Orkan, oder noch gewisser ein mächtiger Strom des Oceans, (denn dieß erhabenste Produkt des Pflanzenreichs widersteht den heftigsten Winden mit bewundernswürdiger Kraft) kann plötzlich die heitere Aussicht eines glücklichen Daseyns dem Einwohner vernichten.

Dieß ist im Allgemeinen das nicht sehr angenehme Bild solcher Inseln, welche dem Zufall ihr Daseyn verdanken, und wir können nach dieser Vorbereitung den beiden Gruppen näher treten, welche der Gegenstand unserer Betrachtung sind.

Nimmt man unsere beiden Inselgruppen für eine einzige Inselreihe an, so daß die Lakdiven nur eine Fortsetzung der Maldiven wären, und gleichsam für einen Attollon gelten sollte, der durch einen großen Meeresarm von den Maldiven getrennt wäre, dann erstreckte sich die gesammte Inselreihe wenigstens durch sieben Grade der Breite, nämlich vom Aequator an bis zu dem 7ten Grade nördlicher Breite.

Hiebei müßte indeß festgesetzt werden, daß der Attollon Sua Diva diese ganze Kette, Dan-

villens Asien gemäß, in Süden beschlösse. Dalrymples Karte *) läßt dagegen diesen Attollon noch über den Aequator nach Süden hinlaufen. Dächte man sich aber gar die Insel Gama, wie dieß das Reichardsche Asien und die chrysologische Weltcharte **) zeigt, als die südlichste Insel dieser großen Kette, dann erstreckte sie sich noch auf drei Grad in die südliche Halbkugel.

Dagegen nimmt die ganze Inselkette in Ansehung der geographischen Länge, also von Osten nach Westen, nur einen sehr geringen Raum ein.

Die Maldiven, die am regelmäßigsten von S. O. nach N. W. fortlaufende Kette, finden sich nämlich zwischen den 74½° und 73sten Graden der östl. Länge von Greenwich eingeschlossen, da die in Norden aber folgenden Lakediven unregelmäßiger, zerstreuter liegen, so viel man sie bis jetzt weis, wohl um ein oder anderthalb Längengrade weiter nach Westen hinaus.

Die Meinung, daß diese beiden Inselgruppen zu einander gehören, scheint aber dadurch noch einen Grund mehr für sich zu haben, daß zwischen beiden, zwischen den Maldiven und Lakediven, etwa gegen die Mitte dieses Raums

*) Chart of the Maldives from an english Mſpt. in 1759, from the Collection of Cap. Fr. Taylor. fol. in Dalrymples Collect.

**) Mappe Monde. Paris 1774. Hémiſphere auſtral.

über Kanals von erstern an gerechnet, sich noch ein Paar kleine Inseln finden, wovon die bedeutendste Minicoi oder auch Malie, benannt wird. Der grose Kanal selbst aber heist der Kanal von 8 Meilen (Miles), nach andern Karten aber der Kanal von 8 Graden (degrees); Arrowsmiths Asien zufolge, betrüge er nur einen Breitengrad, der von Minicoi bis zu den Lakediven etwa um ¼ Grad mehr; sonderbar genug wird dieser weitere Kanal auf einigen Karten der Kanal von 4 Graden genannt. Wie viel Unbestimmtheit!

Wir machen hier mit den Lakediven den Anfang, da sie dem festen Lande von Hindostan am nächsten gelegen sind; nur gegen 150 engl. Meilen in Westen von Coromandel.

Von dem 10ten bis etwas über dem 12ten Breitengrade liegen sie unordentlich von einander und sind mit Corallenfelsen und Sandbänken umgeben und vermischt.

Das Meer hat sie in zwei Gruppen, in die nördliche und südliche getheilt. Die vorzüglichsten der nördlichsten Gruppe, werden, einigen Geographen zufolge, Metelar, Kiltam, Coreny, Amany benannt. Andern Karten zufolge heist Metelar, Chilla Lack, Kiltam aber Kittac.

In der südlichen Gruppe ist dann die bedeutendste aller Lakediven, die Insel Lacondy gelegen, ferner Caroly, Aquelao und Kalveny u. a. Kalveny ist deshalb beachtungswerth, weil sie von einem Flusse bewässert wird, dessen Mündung hinreichend gros ist, um Schiffe von

200 Tonnen aufzunehmen. Danvillens Karte nennt eine dieser Inseln, Ile aux Pagodes, vielleicht wegen mehrerer dort sich findender Pagoden, ebenfalls ein Beweis, für eine vormalige Verbindung dieser Insulaner mit der gegenüber gelegenen Küste. Auch sind die jetzigen Einwohner Malabaren, ihre Oberherrn aber jetzt die Engländer.

So wenig genau nun daher auch diese Inseln bekannt sind, so darf man dennoch annehmen, daß ihre Produkte größtentheils mit denen jener Küste und der der Maldiven übereinkommen; wir gehen daher zu diesen sofort hinüber.

Diese vielen Tausend Inseln, wenn gleich so nahe an Ostindien, ja selbst auf dem so häufig befahrnen Wege nach Batavia und ganz Hinter-Indien gelegen, sind, so viel mir bewußt ist, noch bis jetzt am genauesten von einem Reisenden beschrieben, welchen der Zufall zwang, zu Anfange des 17ten Jahrhunderts hier zu verweilen. Er verdient aber auch deshalb unsere Aufmerksamkeit, weil er auf seiner zehnjährigen Reise nicht nur drei Welttheile besuchte und vorzüglich weil er zu den ersten französischen Ostindienfahrer gehört.

Bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts blieben nämlich die Franzosen unthätig im großen Seehandel. Der erstaunliche Gewinn, welchen Portugal und Spanien durch ihren indischen Handel erzielten, feuerte endlich, gleich zu Anfang des folgenden Jahrhunderts einige

Kaufleute von St. Malo (Bretagne), Laval und Vitré (Maine) an, jenen Nationen nachzueifern. Sie rüsteten 1600 zwei Schiffe aus, den halben Mond und den Raben (le Croissant et le Corbin), und übergaben sie den Schiffskapitainen Bourdeliere und Grout zur Führung.

Franz Pyrard, ein junger, gescheidter, kühner und allen Zeugnissen zufolge wahrheitsliebender Mann, aus Laval, unternahm diese damals so gefürchtete Fahrt unter dem Capt. Grout, des Rabens.

Am 18ten May 1601 liefen sie in Gesellschaft des halben Monds aus St. Malo, und kamen glücklich über die Linie. Es verdient bemerkt zu werden, mit welchen Farben uns Pyrard das Passiren der Linie zeichnet; besonders da seine Darstellung ebenfalls mit vielen andern Nachrichten der Portugiesen und Holländer übereinstimmt. „Am 24sten August passirten wir, sagt er, die Linie (Aequator) denn wir beobachteten gar keine Höhe, die Sonne stand lothrecht, die Hitze war schon gegen den 7ten Breitengrade unerträglich heftig. Alles Fleisch verdarb, selbst wenn es aufs beste eingesalzen war; die Butter schmolz, wie auch die Lichter; das Wasser ward stinkend, und erzeugte große Würmer. Die Theile der Schiffe thaten sich von einander, wo sie aus dem Meere hervorragten. Ueberall schmolz das Pech, und im untern Schiffsraume hielt es niemand aus, man litt wie in einem Ofen.“

Vergleicht man diese Beschreibung, welche, wie gesagt, mit sehr vielen Andern der damaligen Zeit zutrift, mit denen der heutigen Seefahrer, z. B. mit Anson, Cook, Bougainville und fast allen, welche in dem letztern Jahrhundert nach Ostindien, oder um die Welt gegangen sind, so scheint es, als habe sich diese ungeheure Hitze unter der Linie beträchtlich vermindert. Der einzige Einwurf hiegegen wäre etwa der, daß unsere Schiffe anjetzt besser gebauet, lüftiger gehalten werden, so daß dieß nicht bloß dem Menschen, sondern selbst den leblosen Dingen die Hitze weniger fühlbar macht.

Pyrards Fahrt über Annobon, nach dem Vorgebirge der Guten Hofnung war glücklich; allein jenseits desselben wurden die Schiffe von einem Sturm ergriffen, gegen Madagaskar getrieben, und mußten dort in die Bay von St. Augustin einlaufen.

Damals waren in Madagaskar unsre Waaren und unser Geld fast eben so fremd und hoch geschätzt, als auf Otaheite zur Zeit der Wiederentdeckung durch Capt. Wallis. Für ein Paar Zahlpfennige, für ein Messer oder für eine Scheere erhielten die Franzosen eine Kuh, so war mithin für den Lebensunterhalt der Mannschaft während der Ausbesserung der Schiffe leicht und reichlich gesorgt.

Gleich darauf gingen sie nach den in der Nähe gelegenen Canarischen Inseln. Hier sahen sie nun unweit derselben sehr bestimmt einen so genannten Meermenschen. „Wir

sahen, heißt es, von ihm nur den Kopf; er glich dem eines Menschen, und hatte gegen dem Kinne zu, eine Art Bart, der den Flossen der Fische ähnlich war. Der Kopf selbst war länglich, der in eine mit Schuppen bedeckte Spitze auslief oder endigte) (allant en pointe couverte d'écailles).

Es bleibt doch stets eine außerordentliche Merkwürdigkeit, wovon schon in dem achten Jahrgange dieses Taschenbuchs gar nicht ungültige Zeugnisse beigebracht sind, daß dergleichen dem Menschen ähnliche Seegeschöpfe sich von Zeit zu Zeit innerhalb der warmen Zone haben sehen lassen. Wären nicht in einigen darüber gegebenen Nachrichten der Schuppen sehr bestimmt gedacht, so ließe sich annehmen, daß man nur eine weniger bekannte Sechundeart (Phoca) aus dem Wasser habe hervorragen sehen, da einige dieser Thiere wenigstens durch ihre Mähnen leicht täuschen konnten. Allein auch Pyrard bezeugt, daß derjenige Theil, welchen man von dem Rücken dieses Meerwunders, beim Zurücktauchen ins Meer, erblicken konnte, beschuppet gewesen sey. Doch wir folgen unserm Reisenden nun zu den Maldiven.

Beim weitern Fortrücken nach Ostindien geriethen die Franzosen in die Corallen Labyrinthe welche die Maldiven in jeder Richtung umgeben. Das Hauptschiff entkam nun zwar glücklich, allein der Rabe, worauf sich unser Reisende befand, scheiterte, und man bemühte sich vergeblich, es wiederum flott zu machen, da es be-

reits auf der Seite lag. Mit einer aus dem Stangenwerke zusammengesetzten Flöße, rettete sich die Mannschaft auf eine nahe kleine Insel. Diese, wie man nachmals erfuhr, ward Puladu genannt, und war eine der Maldivischen Inseln des dritten Attollons von Norden an gerechnet, der beim Pyrard den Namen Malo Mada führt. Sobald die Einwohner den Zustand des Schiffes wahrgenommen hatten, zeigten sich eine Anzahl dortiger Böte, naheten sich indeß nicht sofort den Franzosen. Nach deren Landung umringte man sie aber, und nahm sie, nachdem sie die auf die Flöße mitgenommenen Waffen bedingsweise abgelegt hatten, mit einander gefangen.

Sie wurden sodann von einander getrennt, und Pyrard ward mit einigen wenigen auf die Hauptinsel Male, *) den Sitz des Königs geführt. Dieser Unglücksfall gab Anlaß zu dem bessern Bekanntwerden der Maldivischen Inseln. Pyrard sahe sich nämlich gezwungen, hier länger als 6 Jahr zu verweilen. Und da er durch seine Talente binnen kurzem die Gunst des Königs zu erhalten wußte, so lernte er den Zustand der Maldiven, sowohl den physischen als moralischen sehr genau kennen, seine Reisebeschreibung bleibt daher noch bis auf die heu-

*) Also, die Insel Male, da Dive oder Dib in mehreren Sprachen des Orients z. B. im Perßischen, in Sanscrit u. a. eine Insel heißt.

tige Stunde das beste, was darüber geschrieben ist.

Unser merkwürdige Reisende verdankte sein Entkommen von diesen Inseln einer großen Flotte Siamischer Seeräuber. Diese überfielen den König der Maldiven. Da nun dieser bei seiner Vertheidigung umkam, so zog dieß den Untergang des Reichs nach sich. Indeß bemächtigte sich dennoch ein von der königlichen Familie übrig Gebliebener nachmals wiederum des Inselreichs. Pyrard, welcher ebenfalls fortgeführt war, entkam nachmals glücklich nach Goa, und erreichte nur erst nach vielen widrigen Schicksalen und harten Leiden wiederum sein Vaterland.

Wir gehen jetzt zur Beschreibung dieser Inselreihe, von den Einwohnern Malerague genannt, selbst über.

Land und Produkte.

Schon oben ist die sonderbare, von der Natur selbst angeordnete Eintheilung der Maldiven angezeigt. Solcher Hauptabtheilungen, oder Attollons zählt man gewöhnlich dreizehn, jener Dalrympelschen Karte zufolge aber 15. Ihre Namen hier einzeln aufzuführen, scheint von geringem Nutzen zu seyn, nur der Haupt Attollon, der von Male, der die Königsinsel Male selbst enthält, möge hier angezeigt werden, wie auch die beiden äußersten in Norden und in Süden. Die Karten nennen erstern Attollon de Tilladoumatis, letztern A. de Souvadon,

doch sind, einigen Karten zufolge, noch zwei andere Addon und Pola Molugu, tiefer gegen Süden hinabgelegen. Die Erstreckung der gesammten Inselreihe ist bereits zuvor angezeigt.

Eine sehr große Anzahl dieser Inseln ist so unbedeutend, daß man sie nur Corallenfelsen nennen kann, deßhalb sie dann auch gänzlich unbewohnt bleiben. Die größten hingegen haben ein weißes Erdreich; wahrscheinlich von den durch das Meer zu weißem Sand zertrümmerten Polypengebäuden.

Ein glücklicher Zufall für die Seefahrer, und noch mehr für den Verkehr der Eingebornen ist es, daß die Natur vier ansehnliche Oeffnungen zwischen den felsigten Umgebungen gelassen hat, weil, im Fall sich deren nur zwei einander entgegengesetzte befänden, der Zugang sehr erschwert, ja beinahe unmöglich würde, indem die Passatwinde hier 6 Monat von Osten und 6 Monat von Westen die heftigsten Strömungen hervorbringen. Aus dieser Lage der Dinge, welche zu Pyrards Zeiten Statt fand, läßt sich vermuthen, daß vielleicht anjetzt mehrere Inseln mögen bereits unzugänglich worden seyn, durch den nachmahligen neuen Ansatz der Polypen-Gebäude. Von den großen Kanälen zwischen den Atollons, welche die Einwohner Candon nennen, sind aber vornämlich viere von solcher Tiefe, daß sie von den größten Schiffen befahren werden können. Der größte dieser vier Hauptkanäle ist unter der Insel Male gelegen. Er heißt Souladon. Pyrard setzt ihn

unter dem Aequator, allein die Karten widersprechen diesem. Er erstreckt sich auf 20 Meilen, und nur bei diesem bedarf man des Compasses. Merkwürdig ist noch der große Kanal Polisdon. Sein Wasser ist nämlich völlig schwarz, und zeigt dabei stets eine aufwallende kochende Bewegung, welche nicht von der Strömung des Meeres herrühret.

Die Lage der Maldiven unter und um den Aequator, bestimmt sowohl daurende Gleichheit der Tage und Nächte wie auch nicht weniger große Hitze. Der starke Thau welcher zu Nacht fällt, macht diese indeß den Bewohnern erträglich. Winter und Sommer theilen hier das ganze Jahr unter sich. Der sogenannte Winter hebt mit dem April an, und sechs Monat darauf der Sommer. Ersterer ist durchaus regnicht, wobei die Westwinde stürmen, letzterer durchaus trocken. Herrschend sind die Ostwinde.

Von den Produkten dieser Inseln sind besonders anzumerken die Cauris, auch Buiis, bei uns Schlangenköpfe genannt, oder das Muschelgeld, (Cypraea Moneta L.). Diese Muscheln werden hier in erstaunlicher Menge aus dem Meere geholt, und als Waaren, theils pfundweise, theils zu Eintausend zusammengereihet verkauft. Pyrard sahe in einzelnen Jahren 30 bis 40 Schiffe damit beladen.

Man bedient sich ihrer vorzüglich beim Negerhandel. Ein Pfund Cauris wurde vormals zu einem Schilling (engl.) gerechnet.

Ein Sack von 12000 gilt e
bis 1½, denn auch dieſes Naturp
fällt. Drei einzelne betrugen auf
Heller; dies war vormals der Pr
denmädgens auf der Küſte von W
gens findet man die Cauris eher
in geringerer Menge bei den Ant
dern Inſeln der heißen Erde.

Von Maldiviſchen Vegetabil
ders die ſogenannte Maldiviſch
würdig. Lange kannte man ſie
beſtimmt, und hielt ſie für etwas
man ſie nur vom Meere angeſ
Küſten fand, und daher Meerk
te. Sonnerat hat uns jetzt darü
gegeben. Er entdeckte ſie und d
der ſie hervorbringt, auf den vor
ſen Isles Sechelles, gewöhnliche
nannten Inſeln, nordlich von
Sie gehört aber den Maldiven
durch den Zufall an, denn der
nirgends auf dieſen Inſeln, ſond
auf einer der erwähnten Inſeln,
genannt; doch hat man ihn n
nach der Inſel Isle de France ve
der ſtarke Strom, der in den
Mahe Inſeln eine nordöſtliche
treibt die Früchte von den nahe
ſtehenden und ins Meer überhar
men nach den Maldiven hin.
ſammlen ſie dort auf, und ſind
ſofort an den König auszuliefern

ein Regale zu) und trieb
)en Baum davon noch nicht
) die Nuß daher eine Sel-
bedeutenden Handel damit.
traueten ihrer Schale, viel-
onderbaren Gestalt, außer-
u, sie sollte vorzüglich gegen
)ützen, (lies aber eben ihre
)e das Gegentheil vermu-
n Becher zu Trinkgeschirren
und in Silber oder Gold
chten Steinen besetzt. Eine
oftmals gegen 100 Rupien,
auf 12 Thlr. und weniger
)er Kern selbst ward als ein
engift genossen.
oftmals so groß als ein
r sie umgebenden Rinde hält
im Durchmesser und ist ku-
t alsdann wenn sie voll ist,
Nimmt man hingegen die
zeigt sich eine Schale, welche
rund ist, allein gegen den
, erscheint sie wie getheilt.
ehende Spalte, hat erhoben
hen, und gerade oberwärts
ein Büschel krauser Haare;
ebt ihr eine höchst merkwür-
mit dem weiblichen Lingam
hnlichkeit zeiget.
)iven nennt man diese Frucht
ist, den Schatz. Vormals

200 Tonnen aufzunehmen. Danvillens Karte nennt eine dieser Inseln, Ile aux Pagodes, vielleicht wegen mehrerer dort sich findender Pagoden, ebenfalls ein Beweis, für eine vormalige Verbindung dieser Insulaner mit der gegenüber gelegenen Küste. Auch sind die jetzigen Einwohner Malabaren, ihre Oberherrn aber jetzt die Engländer.

So wenig genau nun daher auch diese Inseln bekannt sind, so darf man dennoch annehmen, daß ihre Produkte größtentheils mit denen jener Küste und der der Maldiven übereinkommen; wir gehen daher zu diesen sofort hinüber.

Diese vielen Tausend Inseln, wenn gleich so nahe an Ostindien, ja selbst auf dem so häufig befahrnen Wege nach Batavia und ganz Hinter-Indien gelegen, sind, so viel mir bewußt ist, noch bis jetzt am genauesten von einem Reisenden beschrieben, welchen der Zufall zwang, zu Anfange des 17ten Jahrhunderts hier zu verweilen. Er verdient aber auch deshalb unsere Aufmerksamkeit, weil er auf seiner zehnjährigen Reise nicht nur drei Welttheile besuchte und vorzüglich weil er zu den ersten französischen Ostindienfahrer gehört.

Bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts blieben nämlich die Franzosen unthätig im großen Seehandel. Der erstaunliche Gewinn, welchen Portugal und Spanien durch ihren indischen Handel erzielten, feuerte endlich, gleich zu Anfang des folgenden Jahrhunderts einige

Kaufleute von St. Malo (Bretagne), Laval und Vitré (Maine) an, jenen Nationen nachzueifern. Sie rüsteten 1600 zwei Schiffe aus, den halben Mond und den Raben (le Croissant et le Corbin), und übergaben sie den Schiffskapitainen Bourdeliere und Grout zur Führung.

Franz Pyrard, ein junger, gescheidter, kühner und allen Zeugnissen zufolge wahrheitsliebender Mann, aus Laval, unternahm diese damals so gefürchtete Fahrt unter dem Capt. Grout, des Rabens.

Am 18ten May 1601 liefen sie in Gesellschaft des halben Monds aus St. Malo, und kamen glücklich über die Linie. Es verdient bemerkt zu werden, mit welchen Farben uns Pyrard das Passiren der Linie zeichnet; besonders da seine Darstellung ebenfalls mit vielen andern Nachrichten der Portugiesen und Holländer übereinstimmt. „Am 24sten August passirten wir, sagt er, die Linie (Aequator) denn wir beobachteten gar keine Höhe, die Sonne stand lothrecht, die Hitze war schon gegen dem 7ten Breitengrade unerträglich heftig. Alles Fleisch verdarb, selbst wenn es aufs beste eingesalzen war; die Butter schmolz, wie auch die Lichter; das Wasser ward stinkend, und erzeugte große Würmer. Die Theile der Schiffe thaten sich von einander, wo sie aus dem Meere hervorragten. Ueberall schmolz das Pech, und im untern Schiffsraume hielt es niemand aus, man litt wie in einem Ofen.“

Vergleicht man diese Beschreibung, welche, wie gesagt, mit sehr vielen Andern der damaligen Zeit zutrift, mit denen der heutigen Seefahrer, z. B. mit Anson, Cook, Bougainville und fast allen, welche in dem letztern Jahrhundert nach Ostindien, oder um die Welt gegangen sind, so scheint es, als habe sich diese ungeheure Hitze unter der Linie beträchtlich vermindert. Der einzige Einwurf hiegegen wäre etwa der, daß unsere Schiffe anjetzt besser gebauet, lüftiger gehalten werden, so daß dieß nicht bloß dem Menschen, sondern selbst den leblosen Dingen die Hitze weniger fühlbar macht.

Pyrards Fahrt über Annobon, nach dem Vorgebirge der Guten Hofnung war glücklich; allein jenseits desselben wurden die Schiffe von einem Sturm ergriffen, gegen Madagaskar getrieben, und mußten dort in die Bay von St. Augustin einlaufen.

Damals waren in Madagaskar unsre Waaren und unser Geld fast eben so fremd und hoch geschätzt, als auf Otaheite zur Zeit der Wiederentdeckung durch Capt. Wallis. Für ein Paar Zahlpfennige, für ein Messer oder für eine Scheere erhielten die Franzosen eine Kuh, so war mithin für den Lebensunterhalt der Mannschaft während der Ausbesserung der Schiffe leicht und reichlich gesorgt.

Gleich darauf gingen sie nach den in der Nähe gelegenen Canarischen Inseln. Hier sahen sie nun unweit derselben sehr bestimmt einen so genannten Meermenschen. „Wir

sahen, heißt es, von ihm nur den Kopf; er glich dem eines Menschen, und hatte gegen dem Kinne zu, eine Art Bart, der den Flossen der Fische ähnlich war. Der Kopf selbst war länglich, der in eine mit Schuppen bedeckte Spitze auslief oder endigte) (allant en pointe couverte d'écailles).

Es bleibt doch stets eine außerordentliche Merkwürdigkeit, wovon schon in dem achten Jahrgange dieses Taschenbuchs gar nicht ungültige Zeugnisse beigebracht sind, daß dergleichen dem Menschen ähnliche Seegeschöpfe sich von Zeit zu Zeit innerhalb der warmen Zone haben sehen lassen. Wären nicht in einigen darüber gegebenen Nachrichten der Schuppen sehr bestimmt gedacht, so ließe sich annehmen, daß man nur eine weniger bekannte Seehundsart (Phoca) aus dem Wasser habe hervorragen sehen, da einige dieser Thiere wenigstens durch ihre Mähnen leicht täuschen konnten. Allein auch Pyrard bezeugt, daß derjenige Theil, welchen man von dem Rücken dieses Meerwunders, beim Zurücktauchen ins Meer, erblicken konnte, beschuppet gewesen sey. Doch wir folgen unserm Reisenden nun zu den Maldiven.

Beim weitern Fortrücken nach Ostindien geriethen die Franzosen in die Corallen Labyrinthe welche die Maldiven in jeder Richtung umgeben. Das Hauptschiff entkam nun zwar glücklich, allein der Rabe, worauf sich unser Reisende befand, scheiterte, und man bemühte sich vergeblich, es wiederum flott zu machen, da es be-

reits auf der Seite lag. Mit einer aus dem Stangenwerke zusammengesetzten Flöße, rettete sich die Mannschaft auf eine nahe kleine Insel.

Diese, wie man nachmals erfuhr, ward Puladu genannt, und war eine der Maldivischen Inseln des dritten Attollons von Norden an gerechnet, der beim Pyrard den Namen Malo Mada führt. Sobald die Einwohner den Zustand des Schiffes wahrgenommen hatten, zeigten sich eine Anzahl dortiger Böte, naheten sich indeß nicht sofort den Franzosen. Nach deren Landung umringte man sie aber, und nahm sie, nachdem sie die auf die Flösse mitgenommenen Waffen bedingsweise abgelegt hatten, mit einander gefangen.

Sie wurden sodann von einander getrennt, und Pyrard ward mit einigen wenigen auf die Hauptinsel Male, *) den Sitz des Königs geführt. Dieser Unglücksfall gab Anlaß zu dem bessern Bekanntwerden der Maldivischen Inseln. Pyrard sahe sich nämlich gezwungen, hier länger als 6 Jahr zu verweilen. Und da er durch seine Talente binnen kurzem die Gunst des Königs zu erhalten wußte, so lernte er den Zustand der Maldiren, sowohl den physischen als moralischen sehr genau kennen, seine Reisebeschreibung bleibt daher noch bis auf die heu-

*) Also, die Insel Male, da Dive oder Div in mehreren Sprachen des Orients z. B. im Persischen, in Sanscrit u. a. eine Insel heißt.

tige Stunde das beste, was darüber geschrieben ist.

Unser merkwürdige Reisende verdankte sein Entkommen von diesen Inseln einer großen Flotte Siamischer Seeräuber. Diese überfielen den König der Maldiven. Da nun dieser bei seiner Vertheidigung umkam, so zog dieß den Untergang des Reichs nach sich. Indeß bemächtigte sich dennoch ein von der königlichen Familie übrig Gebliebener nachmals wiederum des Inselreichs. Pyrard, welcher ebenfalls fortgeführt war, entkam nachmals glücklich nach Goa, und erreichte nur erst nach vielen widrigen Schicksalen und harten Leiden wiederum sein Vaterland.

Wir gehen jetzt zur Beschreibung dieser Inselreihe, von den Einwohnern Malerague genannt, selbst über.

Land und Produkte.

Schon oben ist die sonderbare, von der Natur selbst angeordnete Eintheilung der Maldiven angezeigt. Solcher Hauptabtheilungen, oder Attollons zählt man gewöhnlich dreizehn, jener Dalrympelschen Karte zufolge aber 15. Ihre Namen hier einzeln aufzuführen, scheint von geringem Nutzen zu seyn, nur der Haupt Attollon, der von Male, der die Königsinsel Male selbst enthält, möge hier angezeigt werden, wie auch die beiden äußersten in Norden und in Süden. Die Karten nennen erstern Attollon de Tilladoumatis, letztern A. de Souvadon,

doch sind, einigen Karten zufolge, noch zwei andere Addon und Pola Molugu, tiefer gegen Süden hinabgelegen. Die Erstreckung der gesammten Inselreihe ist bereits zuvor angezeigt.

Eine sehr große Anzahl dieser Inseln ist so unbedeutend, daß man sie nur Corallenfelsen nennen kann, deßhalb sie dann auch gänzlich unbewohnt bleiben. Die größten hingegen haben ein weißes Erdreich; wahrscheinlich von den durch das Meer zu weißem Sand zertrümmerten Polypengebäuden.

Ein glücklicher Zufall für die Seefahrer, und noch mehr für den Verkehr der Eingebornen ist es, daß die Natur vier ansehnliche Oeffnungen zwischen den felsigten Umgebungen gelassen hat, weil, im Fall sich deren nur zwei einander entgegengesetzte befänden, der Zugang sehr erschwert, ja beinahe unmöglich würde, indem die Passatwinde hier 6 Monat von Osten und 6 Monat von Westen die heftigsten Strömungen hervorbringen. Aus dieser Lage der Dinge, welche zu Pyrards Zeiten Statt fand, läßt sich vermuthen, daß vielleicht anjetzt mehrere Inseln mögen bereits unzugänglich worden seyn, durch den nachmahligen neuen Ansatz der Polypen-Gebäude. Von den großen Kanälen zwischen den Atollons, welche die Einwohner Candon nennen, sind aber vornämlich viere von solcher Tiefe, daß sie von den größten Schiffen befahren werden können. Der größte dieser vier Hauptkanäle ist unter der Insel Male gelegen. Er heißt Souladon. Pyrard setzt ihn

unter dem Aequator, allein die Karten widersprechen diesem. Er erstreckt sich auf 20 Meilen, und nur bei diesem bedarf man des Compasses. Merkwürdig ist noch der große Kanal Polisdon. Sein Wasser ist nämlich völlig schwarz, und zeigt dabei stets eine aufwallende kochende Bewegung, welche nicht von der Strömung des Meeres herrühret.

Die Lage der Maldiven unter und um den Aequator, bestimmt sowohl daurende Gleichheit der Tage und Nächte wie auch nicht weniger große Hitze. Der starke Thau welcher zu Nacht fällt, macht diese indeß den Bewohnern erträglich. Winter und Sommer theilen hier das ganze Jahr unter sich. Der sogenannte Winter hebt mit dem April an, und sechs Monat darauf der Sommer. Ersterer ist durchaus regnicht, wobei die Westwinde stürmen, letzterer durchaus trocken. Herrschend sind die Ostwinde.

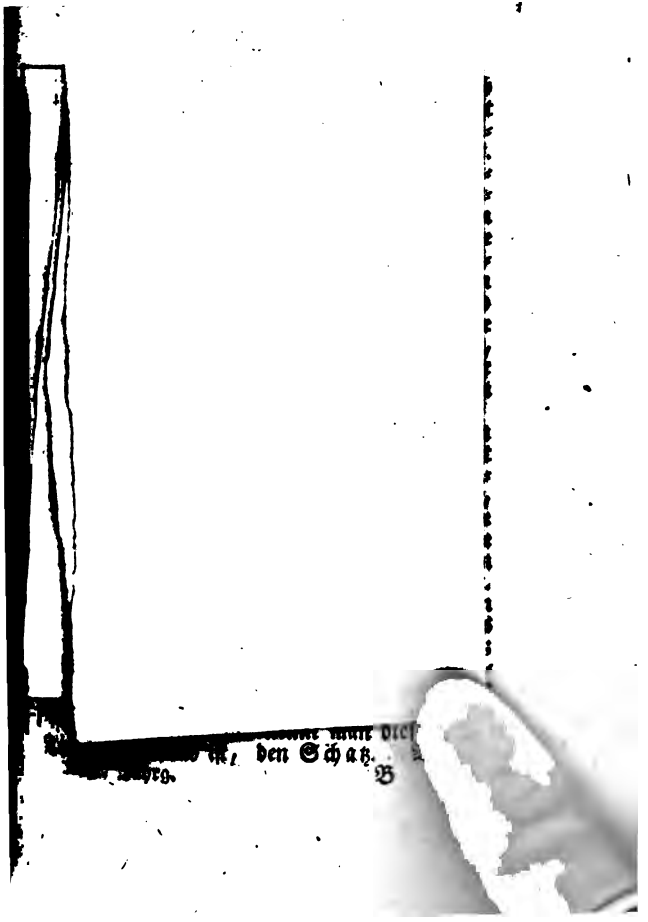
Von den Produkten dieser Inseln sind besonders anzumerken die Cauris, auch Buiis, bei uns Schlangenköpfe genannt, oder das Muschelgeld, (Cypraea Moneta L.). Diese Muscheln werden hier in erstaunlicher Menge aus dem Meere geholt, und als Waaren, theils pfundweise, theils zu Eintausend zusammengereihet verkauft. Pyrard sahe in einzelnen Jahren 30 bis 40 Schiffe damit beladen.

Man bedient sich ihrer vorzüglich beim Negerhandel. Ein Pfund Cauris wurde vormals zu einem Schilling (engl.) gerechnet.

Ein Sack von 12000 gilt etwa 1¾ Rth bis 1⅞, denn auch dieses Naturgeld steigt u fällt. Drei einzelne betrugen auf Guinea ein Heller; dies war vormals der Preis eines Fr denmädgens auf der Küste von Whidah. Ue gens findet man die Cauris ebenfalls, jed in geringerer Menge bei den Antillen und a dern Inseln der heißen Erde.

Von Maldivischen Vegetabilien ist beso ders die sogenannte Maldivische Nuß me würdig. Lange kannte man sie indeß nur u bestimmt, und hielt sie für etwas Seltenes, man sie nur vom Meere angespühlt an d Küsten fand, und daher Meerkokos benan te. Sonnerat hat uns jetzt darüber Aufschl gegeben. Er entdeckte sie und den Palmbau der sie hervorbringt, auf den von den Franz sen Isles Sechelles, gewöhnlicher J. Mahé g nannten Inseln, nördlich von Madagasca Sie gehört aber den Maldiven nur lediglic durch den Zufall an, denn der Baum wäch nirgends auf diesen Inseln, sondern vorzügli auf einer der erwähnten Inseln, Isle Prasli genannt; doch hat man ihn nachmals auc nach der Insel Isle de France verpflanzt. Nu der starke Strom, der in den Gegenden de Nahe Inseln eine nordöstliche Richtung hat treibt die Früchte von den nahe am Strande stehenden und ins Meer überhangenden Bäu men nach den Maldiven hin. Die Einwohner sammlen sie dort auf, und sind verpflichtet sie sofort an den König auszuliefern. Er eignete

sie



UNIV. OF MICH.

[illegible] en sie [illegible] auf, [illegible] et sie
an den König auszuliefern. Er eignete
sie

sie sich nämlich als ein Regale zu, und trieb vormals, als man den Baum davon noch nicht entdeckt hatte, und die Nuß daher eine Seltenheit war, einen bedeutenden Handel damit. Die Großen Asiens trauten ihrer Schale, vielleicht wegen ihrer sonderbaren Gestalt, außerordentliche Kräfte zu, sie sollte vorzüglich gegen jede Vergiftung schützen, (lies aber eben ihre Gestalt nicht gerade das Gegentheil vermuthen?) daher wurden Becher zu Trinkgeschirren daraus verfertigt, und in Silber oder Gold eingefaßt, ja mit ächten Steinen besetzt. Eine solche Nuß kostete oftmals gegen 100 Rupien, der Preis ist nun auf 12 Thlr. und weniger herabgesunken. Der Kern selbst ward als ein sehr wirksames Gegengift genossen.

Diese Nuß ist oftmals so groß als ein Kindeskopf, mit der sie umgebenden Rinde hält sie aber einen Fuß im Durchmesser und ist kugelrund; sie wiegt alsdann wenn sie voll ist, gegen 40 Pfund. Nimmt man hingegen die Rinde hinweg, so zeigt sich eine Schale, welche zwar im Ganzen rund ist, allein gegen den obersten Theil hin, erscheint sie wie getheilt. Die dadurch entstehende Spalte, hat erhoben gewölbte Seitenflächen, und gerade oberwärts dieser Spalte steht ein Büschel krauser Haare; dieß zusammen giebt ihr eine höchst merkwürdige Gestalt, die mit dem weiblichen Lingam eine auffallende Aehnlichkeit zeiget.

Auf den Maldiven nennt man diese Frucht Travacarpé, das ist, den Schatz. Vormals

glaubte man, sie komme von einem Baum, der unter dem Meere wachse.

Der Palmbaum, welcher diese sogenannte doppelte Cocosnuß hervorbringt, gehört zu den Fächerpalmen (Borassus) *), welche in Amerika Lataniers genannt werden. Ein einziges Blatt reicht hin um die Hälfte einer Hütte zu bedecken; die Früchte wachsen in Gruppen zu drei bis vier Stück.

Die Palme selbst erreicht, dem Sonnerat zufolge, gegen 42 Fuß Höhe, ihre Krone besteht aus 10 bis 12 fächerförmigen Blättern, jedes von 20 Fuß Länge und 15 Fuß Breite. Der Rand des Blattes ist tief eingeschnitten, und in zwei Theile getheilt, die Substanz lederartig, daher gut zum Dachdecken geschickt. Die so eben beschriebene Frucht füllt sich inwendig bald mit einem weißen, aber bittern Wasser an; wenn die Frucht reift, verwandelt sich dieses, wie bei dem gewöhnlichen Cocos, zuerst in eine öligte sodann feste Substanz, und es wäre zu versuchen, ob diese nicht jene medicinischen Kräfte wirklich besitzt welche man ihr zuschreibt.

Noch führt Pyrard als Baum, den Candu an, der wegen seiner Benutzung besonders merkwürdig ist. Der Candu erreicht die Größe unsers Wallnußbaums, sein Blatt kommt der weißen Pappel auch an Farbe gleich, das

*) M. s. das Kupfer.

Holz ist dabei sehr weich. Er trägt keine Frucht, auch dient er kaum zur Feuerung. Man zersägt ihn in Bretter wie bei uns die Nadelhölzer. Dieses Holz ist aber fast noch leichter als Korkholz, und hierin besteht die Nutzbarkeit des Candu. Wollen nämlich die Maldiver etwas schweres aus dem, ihnen als sehr geschickten Schwimmern und Tauchern zugänglichen Grunde des Meeres heraufholen, dann befestigen sie daran Bretter oder ansehnliche Stücke des Candu. Diese ziehen, vermöge ihrer großen Leichtigkeit sehr schwere Stücke mit sich in die Höhe. Auf die Weise sahe Pyrard grobes Geschütz, wie auch so große Steine, welche der Einfahrt der Fahrzeuge hinderlich waren, aus dem Wege heben, so das ganze Fahrwasser hierdurch reinigen.

Uebrigens sind die Maldiven mit verschiedenen nahrhaften und andern nutzbaren Vegetabilien versehen. Außer dem gewöhnlichen Cocosbaum, der auch ihnen den vielartigsten Nutzen gewährt, finden sich hier, Orangen, Pisang, hier Quella genannt, Granaten, Hirse; ferner eine schätzbare Wurzel Itel-poul genannt, wahrscheinlich eine Art Erdäpfel; eine andere große Wurzel in Form unserer Rüben, aber so stark als ein Mannsschenkel, dient ihnen das ganze Jahr, theils frisch, theils mit Honig eingemacht, zur Nahrung.

Auch an Brennholz fehlt es nicht, ja mehrere dieser Inseln sind, obgleich gänzlich unbewohnt, dennoch den übrigen von höchstem Nu-

tzen, weil sie ganz und gar mit Brennholz bewachsen sind.

Von dort einheimischen Quadrupeden sahe Pyrard folgende: Katzen; zwei Viverren oder auch Wieselarten, er nennt sie Marder und Iltis. Die große Fledermaus (der Vampyr); ferner eine Art Haselmäuse (Liron) und eine ungeheure Menge höchst schädlicher Ratzen, daher dann die Fruchtmagazine deßhalb auf hohen Pfeilern oder Pfosten errichtet werden mußten. Hunde waren damals so sehr in Abscheu, daß da einige dem Könige wegen ihrer Schönheit zum Geschenk gesandt wurden, er solche sogleich ersäufen ließ.

Die Ornithologie der Maldiven ist nicht arm. Pyrard gedenkt dort unsern Sperbern ähnlicher Vögel, schwarz und weiß gesprenkelt, die aber nur dennoch von Früchten leben; ferner wilde Tauben, Enten, Wasserhühner, Krähen in solcher Menge und so sehr zum Menschen gewöhnt, daß sie sich in die Häuser wagen. Vornämlich aber ist hier das Huhn in unglaublicher Menge vorhanden, und dient zu einer Hauptnahrung. Es ist dort wild, dennoch so leicht zu bekommen, daß der Marktpreis eines Huhns nur ein Sou (4 pf.) war.

Größere Hausthiere giebt es nicht, denn die geringe Anzahl Hornvieh war vom festen Lande herübergeführt, und ein Eigenthum des Königs, der nur an hohen Festen ein Paar davon schlachten ließ, um etwa Fremden, wel-

che sich grade auf dortiger Rheede befänden, Geschenke zu machen.

Außer ein Paar Schlangenarten findet man keine giftigen Thiere auf den Maldiven, nur sind die hiesigen Ameisen und Musquiten äußerst beschwerlich.

Das Meer ist sehr fischreich und den Bewohnern als sehr fertigen Fischern und Schwimmern eine Hauptnahrungsquelle und ihre Fischereien verdienen eine besondere Anzeige. Die vielen Haien verursachen indeß oftmals Unglück; Pyrard sahe mehrere Menschen, denen ein Arm oder Bein fehlte.

Der Mensch.

Die Maldiver sehen einige englische Schriftsteller für ein Gemisch der Hindus und Araber an. Andere leiten sie hingegen von den Cingalesen, den Ceylanern ab. Pyrard fand sie indeß weit schöner als lextere. Sie sind, sagt er, nicht schwärzlich wie diese, sondern olivenfarb, und von Bau stehen sie dem Europäer nicht nach, nur das männliche Geschlecht ist dabei am ganzen Körper stark behaart. Sehr vernünftig ist es, wenn er sie als eine durch die vielen Fremden gemischte Race ansieht. Wenigstens hält er dies bei den Bewohnern der nordlichen Inseln deßhalb für ausgemacht, weil die häufigen Schiffbrüche, die auf dem Wege nach Ostindien in den Corallenriefen Mehrere gleich ihm selbst Verunglückte, auf

dieſe Inſeln führen, da ſie denn wegen der Schwierigkeit des Heimkehrens gewöhnlich ſich dieſelbſt verheirathen. Hieraus erklärt er ſich ebenfalls den Unterſchied der Bewohner der nordlichen von denen der ſüdlichen Inſeln. Letztere, als weniger den Seefahrenden und daher der Vermiſchung ausgeſetzt, bilden gleichſam eine andere Menſchenracc. Sie ſind ſchwärzer von Haut, minder gut gewachſen, durchaus gröber von Sitten, reden auch eine etwas verſchiedene ſchlechtere Sprache.

Die Weiber ſind, die Farbe ausgenommen, ſchön, mehrere aber ſelbſt beinahe ſo weiß als die europäiſchen.

Das Haar iſt lang und ſchwarz und wird deſto höher geſchätzt, je dunkler die Farbe iſt. Die Männer tragen es nur kurz, ausgenommen der König, die Officiere und der Adel. Dahingegen prunkt das Frauenzimmer durchgehends mit den langen Haaren, und ſchmückt es mit Blumen, Perlen, Steinen und andern Geſchmeide. Die Männer, da ſie am Leibe ſtark behaart ſind, ſcheren es bis auf einzelne Stellen hinweg. Den Bart tragen ſie auf vielfache Weiſe, diejenigen nämlich, welche die Reiſe nach Mecca gethan haben, wie auch die Geiſtlichkeit, haben lange Bärte, die übrigen tragen ſie nur kurz um den Mund geſchoren, mit einer kleinen Haarſpitze am Kinne. Sonderbar iſt dabei die Sitte, daß das abgeſchnittene Haar, ſo wie auch die Abſchnitzel ihrer Nägel als etwas Heiliges auf dem Kirchhof

ſorgfältig begraben werden. Um langes Haar tragen zu können, laſſen Mehrere fremdes Kopfhaar vom feſten Lande einkaufen.

Die Maldiver ſind ein geſcheidtes Volk, ſind reich in allen mechaniſchen Künſten, und dabei ſehr arbeitſam, im Handel ſehr vorſichtig und geſchliffen, überhaupt weltklug, ſelbſt den Wiſſenſchaften ſehr geneigt, lieben aber darunter vorzugsweiſe gleich vielen Völkern des Orients die Aſtrologie. Sie ſind dabei tapfer, in den Waffen geübt, und leben ſonſt regelmäßig.

Von Krankheiten findet ſich hier vorzüglich ein hitziges Fieber, in Indien das Maldiviſche Fieber, hier aber Homan genannt. Es iſt vorzüglich den Fremden höchſt gefährlich. Auch herrſchen hier Augenkrankheiten; man bedient ſich dagegen der Hahnenleber innerlich. Gegen Verſtopfung der Milz bedienen ſie ſich einer Art Moxa. Eine epidemiſche Krankheit zeigt ſich hier alle 10 Jahre. Sie hat mit unſern Kinderblattern Aehnlichkeit, und wird wie die Peſt gefürchtet; man verläßt die Kranken. Auch das veneriſche Uebel herrſcht hier; es ſoll durch die Europäer eingeführt ſeyn. Die Religion der Maldiver iſt anjetzt die Mahometaniſche, jede Inſel hat ihre eigene Moſchee; wir dürfen uns daher anjetzt weder hierbei, noch bei ihren Feſten, Heirathsgebräuchen u. ſ. w. weiter verweilen, da der Mahometismus ohnehin im Folgenden, bei Gelegenheit von Perſien u. ſ. w. umſtändlicher vorkommt. Nur hier die Be-

merkung, daß sie sehr abergläubisch sind und auf viele Gebräuche ihrer Religion gewissenhaft halten. So z. B. verabscheuen sie das Schwein so sehr, daß der König selbst die langhaarigen Hausbürsten, wovon er vermuthete, das Haar sey vom Schweine genommen, eben sowohl verbrennen ließ, als aus gleicher Vermuthung die Kofferüberzüge, obgleich von Seehundsfell. Indeß ist ihnen neben dem jetzigen herrschenden Ismaelismus noch verschiedenes von einer ältern Religion übrig geblieben.

Sie feiern zum Beispiel ein Fest für die Winde, oder dem Gotte des Windes zu Ehren, indem sie verschiedene kleine Fahrzeuge ins Meer lassen, worinn auf eigenen Altären Ambra und wohlriechende Hölzer als Opfer verbrannt werden.

Die Sprache ist hier zwiefach, ja eine dritte wird in den südlichsten Attollons geredet. Die Haupt- oder Volkssprache ist eine eigene, und zwar weitläuftige Sprache, es ist zu bedauern, daß Pyrard, der sich rühmt, binnen 5 Jahren darinn vollkommen geworden zu seyn, uns keine Proben davon hinterlassen hat, da dieß vielleicht zur Aufklärung des Ursprungs dieses Volks geführt hätte.

Die zweite Sprache, die der Vornehmen, ist die arabische. Ueberdieß wird hier indisch, malayisch und portugiesisch, vielleicht meist auch englisch geredet.

Endlich weicht die Sprache der südlichsten Inseln so rauh und guttural von den übri-

gen ab, daß man sie kaum verstehen kann, obgleich nur ein Dialect der gewöhnlichen.

Bei einem Volke, das der lothrechten Sonne beinahe ununterbrochen ausgesetzt ist, kann man freilich keine starke Bekleidung erwarten. Auch trägt sich der gemeine Mann ziemlich unbedeckt, dennoch ist er fast nie ohne leinene Beinkleider.

Das andere Geschlecht bedeckt sich aber mit einem Leibrocke von Baumwolle oder Seide, der bis zu den Zehen hinabgeht, und der Form nach unserm Hemde ähnlich ist. Daneben zeigen sie sich außerordentlich schamhaft in Rücksicht des Busens. Es gereicht zur Schande, diesen entblößt zu lassen. Doch sind die jungen Mädgen bis zum 8ten Jahre überhaupt nur mit einer Pagne oder Hüftentuch bedeckt. Uebrigens darf man hiernach ihre Enthaltsamkeit nicht schätzen, denn Pyrard sagt ausdrücklich, beide Geschlechter seyen der Ausschweifung im höchsten Grade ergeben. Der König und die Großen tragen mehrere seidne und feine Musseline über einander, schmücken sich dabei mit Franzen, goldenen Ketten und mit edlen Steinen. Indeß sind auch bei ihnen die Beine bloß, nur tragen sie gestickte Pantoffeln.

Die Wohnungen bestehen gewöhnlich aus Cocosholz, bedeckt mit den zusammengehefteten Blättern dieser Palme. Der Pallast des Königs auf der Insel Male war indeß, wie auch

die Häuser der Großen, von einem Stockwerk von Stein, jedoch nur niedrig.

Er war von großem Umfang, und im Innern der Höfe mit Springbrunnen und Teichen versehen, jeder Hof hatte einen eigenen Brunnen von weißem Stein. Diese Steine sind alle aus dem Meere genommen, vielleicht Corallen oder Kalchstein, doch sagt Pyrard, er sey schwer zu bearbeiten und glatt.

Die Hauptstadt war einigermaaßen regelmäßig in Straßen getheilt.

Die Zimmer sind oft tapeziert, die des Königs hatten hiezu seidene und reiche Goldstoffe, fast alle aus Hindostan und China.

Die Betten, Arten von Hängebetten, ebenfalls bei den Großen vom schönsten Zeuge. Dabei haben sie die Gewohnheit, sich den ganzen Körper vor dem Schlafe reiben oder vielmehr durchkneten zu lassen.

Ihre Mahlzeiten halten sie stets abgesondert nach den verschiedenen Volksklassen; es wäre eine Entehrung mit einem Geringern zu essen. Will man seine Gäste auf eine vorzügliche Art bewirthen, so läßt man mehrere Gerichte bereiten und sendet sie zusammen den Gästen zu.

Die Speisen werden von den Frauen zubereitet, jedoch giebt es bei den Großen Köche, sie werden aber sehr verachtet, als unmännliche Wesen.

Die Maldiver genießen ihre Mahlzeiten auf Matten liegend, sind aber sehr reinlich mit

den Speisen. Man setzt die Schüsseln, hier gewöhnlich Fayance oder chines. Porcellan, in eigenen lackirten und mit Deckeln versehenen Verschlägen auf, um die hier so häufigen Ameisen abzuhalten. Zu den Brühen bedient man sich Löffel, Fleisch und Reis wird jedoch mit den Fingern gegessen, jedoch aber unter fast beständigem Waschen.

Geschirr von Gold oder Silber ist bei ihnen verboten.

Als Mahometaner ist ihnen ebenfalls jedes starke Getränk untersagt, ist nun gleich Wasser das Gewöhnliche, so setzen dennoch die Reichen einige nicht unschmackhafte Getränke zusammen. So giebt Wasser mit eingeweichten Cocosnüssen und Zucker ein kaltes Getränk, dagegen wird Wasser mit Honig, Pfeffer und Körnern, die man Cahoa nennt, versetzt, warm getrunken. Das kalte Getränk ist angenehmer. Beide werden aus kupfernen Bechern, oftmals von getriebener Arbeit, getrunken, sind aber nur für die Großen oder für Festtage. Nach der Mahlzeit wird iedesmal Betel gegeben wie in Indien überhaupt, auch bietet man jedem Bekannten dem man begegnet die Betelbüchse, wie bei uns den Tobak. Die Maldiver haben daher ebenfalls rothbraune Zähne. Sie halten dieß für eine Schönheit, reinigen sie aber iedesmal beim Baden, also sehr oft.

Ihre Kinder erziehen sie sehr vernünftig. Sie schnüren sie nie in Windeln, sie legen sie nur in ein kleines Hängebette; waschen sie

täglich mehrmal mit Waſſer, und reiben ihnen die Glieder mit Cocosöl. Im 9ten Monate fangen ſie an zu gehen; und man ſieht dennoch bei ihnen faſt keinen einzigen Gebrechlichen. Außer der Muttermilch bekommen ſie noch gekochten Reis. Im ſiebenten Jahre werden die Knaben beſchnitten, und im 9ten fängt der Unterricht in den Wiſſenſchaften an, wie auch die Waffenübungen.

Der wiſſenſchaftliche Unterricht beſteht aber hauptſächlich im Leſen des Arabiſchen, und ſodann des Alkorans. Alles wird auf gewiſſe Tafeln geſchrieben, wovon ſodann die Schrift wieder auszulöſchen ſteht, um von neuem benutzt werden zu können. Indeß ſchreiben ſie ebenfalls auf Palmblätter, wie die Indier.

Die Geſchäfte der Erwachſenen beſtehen theils in Handwerken mehrerer Art, theils in Fiſcherei. Hierin ſind ſie vorzüglich geſchickt, und ſie begeben ſich deßhalb ſtets auf das hohe Meer außerhalb ihres Attollons. Außer den gewöhnlichen kleinen Fiſchereien, ſowohl mit dem Netze als mit der Angel, ſtellt man hier monatlich zweimal auf den Corallenbänken, welche die Inſeln umgeben, große Fiſchereien in der Nacht beim Neu- und Vollmond an. Sie bedienen ſich, bei ſo niedrigem Waſſer hiezu großer Körben oder Kaſſs von jenem leichten Holze Candou, daher Candou-patis genannt.

Sie laſſen von hier eine große Anzahl ſehr ſtarke Angellinien tief ins Meer, und fangen dadurch außer einer Menge anderer kleiner

Fische vorzüglich eine sehr große Art, wegen der Trefflichkeit des Fleisches, König des Meeres genannt. Diese Fische, welche Pyrard sonst nirgend, selbst in Indien nicht wieder sahe, sind 3 bis 4 Fuß lang, dabei von rother Farbe, allein das Fleisch selbst ist sehr weiß, und übertrift alle übrige Fische an Geschmack. Sie werden frisch gegessen.

Endlich halten die Maldiver auf eine sinnreiche Weise noch eine Fischerei von weit größerm Umfange, jedoch nur zweimal im Jahre, nämlich im Voll- und Neumonde, um die Zeit der Nachtgleichen, wo die Ebbe und Fluth am größten ist.

Bei sodann sehr weit zurücktretender Ebbe, errichten sie auf den seichtesten Stellen eine cirkelförmige Mauer oder Einfassung von großen Steinen mit einer eigenen Mündung, dieser Verschlag hält etwa 40 Schritt im Umfange. Dreißig bis vierzig Personen, welche jede ein Tau von 50 bis 60 Klafter herbei bringen, knüpfen diese Taue zu einer einzigen Linie zusammen, und befestigen daneben bei jedem Lachter eine trockne Cocosnußschale. Hiedurch bilden sie einen weit in das Meer hinein reichenden ungeheuern Kreis, die einzige Oeffnung zu diesem Kreise macht jener steinerne Vorschlag. Jetzt rückt die gesammte Mannschaft auf Kähnen, von dem Umkreise der großen Linie an, nach allen Richtungen mit dem Taue stets weiter gegen diese Steinmauer, zieht also den Kreis stets enger und enger zusammen.

Da ist es dann sonderbar genug, daß die Fische innerhalb des großen Umfangs des Kreises, wahrscheinlich aufgeschreckt durch die Bewegung und das Geräusch der Menschen des großen Seils und der daran schwimmenden Cocosnüsse, sich, als von einem tief ins Wasser gesenkten Netze eingefangen glauben, und nun ebenfalls mit dem engern Zusammenziehen des Netzes gegen die Mündung jenes Steinverschlages hinbewegen, und sich endlich in diesen Behälter hineintreiben lassen. Da dieser auf einer Sandbank, also sehr seicht gelegen ist, so wird es den in das Wasser hineintretenden Fischern, deren Füsse längst an die Corallenfelsen gewöhnt sind, leicht, ihre so betrogene Beute darin in Empfang zu nehmen.

Diese vielartigen Fischereien bringen dann für die Maldiver einen bedeutenden Handelszweig hervor. Sie trocknen und salzen einen großen Theil der Fische und führen sie aus, doch tauschen sie das hiezu nöthige Salz vom festen Lande ein.

Die Regierung dieser Inseln ist, wie man bei Mahometanern schon vermuthen darf, despotisch; der König ist unumschränkter Herr. Dennoch sind die Gesetze nicht hart, und Todesstrafen sehr selten.

Geringere Verbrechen, z. B. Diebstahl, werden theils abgekauft, theils durch Verbannung auf eine wüste Insel, oder durch Verlust der Hand oder Finger bestraft. Die härteste Strafe für Mord, Sodomie, Aufruhr u. dergl.

besteht in der Geisselung. Sie kommt fast mit der Knute überein. Mit mehreren breiten, armenlangen ledernen Riemen wird der Missethäter sogar zu Tode gehauen, je nach der Größe des Verbrechens.

Die Nation ist in 4 Klassen getheilt. Der König und seine Familie machen hievon die erste. Die zweite enthält diejenigen, welche die großen Würden oder Aemter inne haben, z. B. den Quilagur; Pyrard übersetzt dieß durch Lieutenant general du Roy, ferner den ersten Geheimerath, den Admiral, den Kanzler u. s. w.

Die dritte Klasse besteht aus dem Adel, da denn selbst eine Frau, welche sich an einen niedrigern Mann aus dem Volke verheirathet, dennoch stets die Vorzüge ihres Adels behält. Giebt der König jemanden den Adel, so wird dieß durch eine Art von Glocke öffentlich kund gethan.

Die vierte Klasse begreift sodann das übrige Volk.

Der König hatte eine eigene Gendarmerie von 600 Mann in mehrere Compagnien getheilt. Ihr Gehalt bestand in ihnen angewiesenen Inseln.

Die Einnahmen des Königs entspringen hauptsächlich aus mehreren Domänen oder einzelnen Inseln, zweitens aus Abgaben auf Landesfrüchte wornach ihm z. B. ein Theil der Cocosnüsse und das Fünftel des Getraides zukommt; ferner in trockenen Fischen; sodann in jenen Cauris oder Muschelgelde, und in den

zuvor beschriebenen vormals theuern Maldivischen Nüssen, welche ein Regale ausmachen.

Von Geldsorten kommen, außer dem Muschelgelde, noch kleine silberne Münzen, Laris genannt, vor. Sie sind länglich wie ein Finger, halten etwa 8 franz. Souls. Der König läßt sie schlagen und seinen Namen mit arabischen Buchstaben darauf prägen.

Der heutige politische Zustand der Maldiven ist nicht genau bekannt; wahrscheinlich haben die Engländer, besonders seitdem sie auch Herren von Mysore sind, auch hier wenigstens den größten Einfluß.

Zu Pyrards Zeit ging dort eine Revolution vor. Eine Corsaren Flotte aus Bengalen eroberte die Hauptinsel, und der König kam selbst um. Indeß verließen jene gleich nach allgemeiner Plünderung die Maldiven, und ein Anverwandter des Königs erhielt den Thron.

Wir sahen im vorhergehenden Theile daß Hyder Aly sich ebenfalls einmal dieser Inseln bemächtigte, und da sein Reich mit seinem Sohne Tippo Saib durch die Engländer verlohren ging, so macht dieß sowohl als die Nähe dieser Inseln am festen Lande, den Einfluß Englands hieselbst noch wahrscheinlicher.

Der Indische Archipel.

Wir treten jetzt ein in den üppigsten Blumen und Fruchtgarten der alten Welt.

Hier

Hier, sagt ein beredter Engländer, athmet man das Land der Malayen; die Luft ist mit dem balsamischen Dufte von unzählbaren der wohlriechendsten Blumen geschwängert, und der Geist selbst fühlt sich davon zu jeder Jahreszeit auf das wollüstigste wie bezaubert *).

Von den schmackhaftesten Früchten zählte aber Cook nur allein auf Batavia 36 verschiedene Arten **).

Als jene mächtigste Katastrophe die Oberfläche unsers Erdballs umschuf ***), konnte sie nur das Land zerstückeln, es in große und kleine Bruchstücke zertrümmern, Inseln schaffen oder untergehen lassen; allein die Natur dieser großen Ruinen, welche ihnen die Lage und die Sonne angewiesen hatte, diese widerstand selbst jenen Riesenkräften, die Länder verblieben unter dem mächtigen lothrechten oder nur wenig schiefen Strahl, und ihr fruchtbarer Boden, auf das reichlichste getränkt, theils durch die von ihren Gebirgen herabströmenden Flüsse, theils durch die periodisch eintretenden Regen, erzeugt durch die dort so heftige Ausdünstung, brachte eine übermäßige Anzahl der herrlichsten Produkte der organischen Welt zu einer einzigen Vollkommenheit.

---

*) Marsdens Hist. of Sumatra p. 86.

**) Cooks (erste Reise) in Hawkesworth's Account 3. p. 733.

***) M. s. zuvor, den Anfang.

Wenn gleich nur eine Fortsetzung, ja nur die Trümmer des vormaligen größten Continents, so ist dennoch die Ländermasse noch ansehnlich genug, hier das Charakteristische des Aequatorial-Landes beibehalten zu haben. Und nur aus diesen Bruchstücken können wir es noch erkennen, was Asiens heißeste Zone einst war, was sie einst Treffliches, Großes, Sonderbares erzeugte.

Wir wollen zuvor einen allgemeinen Blick werfen auf diese großen Ueberbleibsel, auf die erstaunlichen Inselgruppen dieses Archipels, auf ihre jetzige Lage und Natur, um sodann zu dem Einzelnen zu gehen. Vieles ist allen gemein, und eben dadurch bleiben wir der Wiederholung verschont.

Mag es uns hier genügen, den Archipel von Ostindien in Osten, mit der zunächst an Neu-Guinea fast anliegenden Insel Salawatti, in Westen aber, mit den Andamans Inseln zu beschränken. So gewiß es auch scheint, daß vormals von Asiens Continent die hier angegebene Gränze sehr viel weiter nach Osten fortlief, so würde abgesehen von der Ungewißheit anderer Gränzen, die Summe der Gegenstände zu groß und zu mannigfaltig für unsere Absicht.

Wir lassen mithin das was in Osten jenseits der hier angegebenen Begränzung, also jenseits der Watsons Straße gelegen ist, und von den gültigsten Geographen jetzt des Namens Australiens genießt, bis zu einer andern Zeit verschoben.

Der Theil des Oceans, der uns jetzt zum Gegenstande unter dem Namen des indischen Archipels dienen wird, befaßt drei große Massen oder Gruppen von Inseln, 1) die sogenannten Sund-Inseln, 2) die Molukken, 3) die Philippinen. Auch gehören allerdings hieher die Nicobar und Andamans Inseln; allein sie sind bereits in einem der vorhergehenden Theile dieses Buchs *) beschrieben.

Der Raum den diese Länder mit einander begriffen, hübe mithin von dem 10ten südlichen Grade der Breite an, und erstreckt sich nördlich gegen den 20sten. Von Osten nach Westen hingegen vom 90sten bis gegen den 130sten östlich von Paris.

Da die ganze Ländermasse dieses Archipels so weit nach Osten in Meeren gelegen ist, welche nur erst die Nautie der Neuern zu befahren wagen durfte, so bleibt es sehr unentschieden, ob und wie viel die Alten von diesem Eden unserer Halbkugel gekannt haben und auf welche Weise sie es kennen konnten? Einigen Geographen zu folge sollte Plinius Taprobana das heutige Sumatra angedeutet haben, da andere es vielmehr für Ceilan halten.

Daß den Alten die Geburtsorte der Gewürze überhaupt im Allgemeinen mögen bekannt gewesen seyn, darf man nicht wohl leugnen, allein höchst wahrscheinlich waren sie es nur

*) M. s. den 11ten Jahrgang, 1te Abth.

durch Sagen, denn die Gewürze erhielten sie über Land und nur so viel ward ihnen bekannt, daß sie aus weit entlegenen Inseln des Ostens herstammen. Phönizier und Aegypter besuchten diese Inseln wohl zuerst, ihnen folgten die Araber. Durch diese Nationen wurden dem schwelgerischen Rom zuerst ihre treffliche Produkte bekannt, und die Araber wußten, da sie nachmals den Mahometismus annahmen, bald darauf diesen Glauben auf diese Inseln zu verpflanzen.

In den folgenden Zeiten war es Marco Polo (1245), welchem überhaupt die Geographie so viel zu verdanken hat, der uns zuerst einige bestimmte Nachricht von den Sund Inseln und vorzüglich von dem Reiche Samgra, auf Sumatra gab; hier ward er nämlich wegen widriger Winde 5 ganzer Monate zurück gehalten *). Daher er dann von mehreren dortiger Produkte, z. B. von der Cocos-Nuß und und ihrem Genuß Nachricht giebt, wie auch von Groß und Klein Java. Ersteres wird von einigen Geographen für die größte dieser Inseln, für Borneo, angenommen.

Wenn nun gleich die Venetianer vor Gama's Landung (1497) in Indien diese Länder durch den Weg über Alexandrien merkantilisch

*) Marco Polo stette 5 mesi per il tempo contrario. Ramusio secondo Volume delle Navigationi et Viaggi. Fol. 52. Venetia appresso Ginoti 1585.

benutzten, so blieb dennoch die Erdkunde bis zu jenem großen und glücklich ausgeführten Unternehmen der Portugiesen, über das Vaterland der Specereien in Unwissenheit.

Nur erst durch den Portugiesen Odoards (Eduard) Barbosa erhielten wir genauere Nachrichten von den Gewürzinseln. Dieser Nautiker, der zwar nach dem Tode des unglücklichen Magelhaens bei seiner ersten Weltumseglung 1519 auf den Philippinen zu einem der Hauptleute der zurückgebliebenen Spanier erwählt ward, aber gleiches Schicksal mit dem großen Weltumsegler erfuhr, hatte bereits zuvor die Molukken besucht. Er und einer seiner Landsleute, ebenfalls ein Gefährte Magelhaens geben uns bestimmtere Kunde über unsern indischen Archipel.

Barbosa beschreibt in seinen von Ramusio uns aufbewahrten Reisenachrichten, sowohl Malacca, als die große Insel Sumatra, wie auch Groß- und Klein-Java, Timor, Banda, Amboina, Celebes, kurz sowohl die Sund-Inseln als die Molukken *); giebt auch sogar genau an, daß der Campher auf Borneo wachse.

Pigafetta, einer derjenigen, welcher dem traurigen Schicksal dieser ersten Weltumsegler glücklich genug entgangen war, besuchte dann mit dem einen übriggebliebenen Schiffe ebenfalls die Molukken, und vermehrte nicht nur

*) Ramusio II. Folio 319 u. 320.

unsere Kenntnisse darüber, sondern er lieferte selbst eine, wenn gleich nur rohe Karte davon *).

Von jetzt an trat dieser Archipel durch die häufigen Reisen der Portugiesen und Holländer stets weiter aus der Dunkelheit hervor. Und längst hätten wir ihn noch genauer kennen gelernt, wenn nicht der Monopolgeist der Letztern alles angewandt hätte, ihn und die dahin führenden Fahrwasser so viel möglich um seiner köstlichen Specereien willen zu verheimlichen.

Auch dieser kleinliche Geist ist anjetzt verbannet, vorzüglich sobald Englands liberalere Flagge in den Meeren Indiens die Obergewalt erhielt.

Wunderbar zerrissen zeigt sich aber der Inhalt, zeigen sich die Länder dieses Archipels. Und dennoch für die Schifffahrt noch stets glücklich genug, da ihr so viele fahrbare Gewässer, oft nur Canäle zwischen den großen Trümmern offen blieben.

Sicher lohnt es der Mühe, wenigstens die Hauptzugänge zu diesem reichen Produkten-Magazin zu kennen; Jahrhunderte hindurch wurden sie mit Menschenblut gefärbt, und noch

*) M. s. Anton Pigafetta's Beschreibung von Magelhaens Reise um die Welt von Amoretti, deutsch durch die Hrn. Jacobi und Krieß. Gotha 1801. S. 174.

bis zu unsern neuesten Zeiten waren sie die traurigen Zeugen der furchtbarsten Grausamkeiten des intoleranten Wuchergeistes.

Dieser ist es denn auch, wodurch uns die Zugänge zu den reichsten Theilen Hinter-Indiens so lange verheimlicht blieben. Denn bei den viel Tausend Segeln, welche von Holland aus hier durch gingen, was hätte sich nicht für Genauigkeit von den Eingängen in den wichtigsten Archipel Indiens erwarten lassen? Dennoch mußten, wie dieß hier die Folge zeigen wird, nur erst in den neuesten Zeiten Nationen, von welchen sie weit später besucht und mit geringern Vortheilen befucht wurden, diese Lücke der Erdkunde ausfüllen.

Wir verdanken nämlich die besten Karten über diese Straßen, den Franzosen, Engländern und zuletzt, wer konnte es noch vor einem Decennium ahnen, den Russen! Die drei vorzüglichen Männer, denen wir die genauesten Karten des am meisten besuchten Eingangs in Indiens Archipel schuldig sind, waren Dupres de Manivelette; Dalrymple und jetzt v. Krusenstern. Der erstere; Frankreichs Hydrograph, genoß einer so sehr befremdenden Auszeichnung daß sie wohl der Erwähnung verdient; denn wer wird es nicht eben so selten als edel finden, daß der erste Hydrograph Englands, Alexander Dalrymple, nicht nur so innig sein Freund war, um sogar während des Revolutions-Krieges ihm stets jede geographische Entdeckung und Neuigkeit mitzutheilen, sondern nach sei-

nem Tode ihn öffentlich als den ersten Hydrographen Frankreichs, ja jedes Zeitalters und jeder Nation anzukündigen. Wie wichtig wird aber dieses Lob in dem Munde des Engländers, der als Geograph der Ostindischen Compagnie bereits vor 25 Jahren 630 Seecharten und Pläne nebst 250 Bögen dazu gehörender Erläuterungen zum Nutzen aller Indien befahrender Nationen mit dem entschiedensten Beifall gegeben hatte!

Seit der jüngsten Weltumsegelung, wodurch Rußlands glücklicherer Magellan, der edle von Krusenstern, dieser Seemacht die Krone aufsetzte, haben wir eine neue, mit großer Sachkunde berichtigte und erläuterte Karte von der berühmten Sonda-Straße erhalten *).

Diesen drei Männern verdanken von jetzt die Seefahrer die größere Sicherheit auf ihrer wichtigsten Handelsreise.

Die Straße selbst, welche im Ganzen in ihrer engsten Mitte gegen 4 Deutsche Meilen spannet, ist hier in zwei fast gleiche Theile vermittelst einer Insel getheilt. Diese führt daher den Namen Isle du Milieu, bei den Holländern aber Dwars in de Weg (Queer in den Weg) und liegt unter 5°58′ s. Br. (Mem. p. 29). und 103°34′ ost. L. von Paris.

*) Memoire sur une Carte du Detroit de la Sonde. St. Petersbourg 1813 nebst einer schönen Karte.

Der größere Theil, der von Verkens Hoek auf Sumatra und jener Insel, führt den Namen Kanal von Zütphen; den schmälern, zwischen dieser Insel der Mitte und der Insel Java nennen aber die Holländer die Behouden Passage. Der erste Kanal wird am stärksten befahren; in beiden herrscht fast eine beständige Strömung, je nachdem die Nord-Ost oder Südwestlichen Winde wehen.

Die Sonda-Straße hebt, den Mehrsten zufolge, mit dem Prinzen Eilande (102° 55′ ost. L. v. P.) an und wird bis zu dem Cap Bantam auf Java, auf fünf und zwanzig Seemeilen gerechnet. Weiter nach Osten hin, bildet sie sich in einen bedeutend weiten Busen aus, mit einer sehr großen Anzahl von Inseln, wie dieß bereits die zu Anfange gelegenen 1000 Inseln darthun. Die Holländer eignen sich zwar ein Vorrecht über diese Straße zu, indeß erlaubt ihre Weite es nicht sie wie unsern Sund zu verzollen.

Zwei Haupteingänge bieten sich denen von Europa kommenden Schiffen dar; der durch die Straße Sunda, und der längst der Westküste von Malacca zwischen dieser Halbinsel und der Ostseite der Insel Sumatra.

Die erstere Straße ist die gewöhnlichste. Man stößt, von Europa kommend, zuerst vorn an der weitesten Mündung der Straße auf das nicht unansehnliche, sonderbar eingeschnittene Prinzen Eiland. Hierdurch zeigen sich zwei verschiedene Eingänge in die Sunda-Straße

selbst; die engere, südliche zu nächst an Java, unter den Namen Behouden Passage, und die größere, nördliche zwischen Java und Sumatra, etwas über 6 Seemeilen von der Südspitze der letzten Insel abstehend. Diese nördliche Straße führt eigentlich den berühmten Nahmen der Sunda-Straße. Weiterhin nach Osten erweitert sie sich zu einem bedeutenden Busen, in welchem eine sehr große Anzahl kleinerer Inseln gelegen sind. Sodann zieht sich die Straße enge zusammen, und der Reisende stößt auf die, wegen ihrer Lage sogenannte Insel der Mitte (Isle du Milieu), von den Holländern Dwars in de Weg (Queer in den Weg) benannt. Sie ist noch nicht drei Meilen von Sumatra, und kaum so viel von Java entfernt. Von den beiden hiedurch gebildeten Straßen ziehen die Nautiker die nördliche, gegen Sumatra hin, vor.

Der ganze Weg dieser berühmten Straße, von Prinzen Eiland an bis zum Ausgange, gegen Java's Spitze von St. Nicolaus oder Bantam hin, beträgt 25 Seemeilen. Er ist mit kleinen Inseln gleichsam besäet und erfordert die ganze Aufmerksamkeit des Seemanns; und dieser gefährliche Insel-Reichthum dauert selbst jenseits der Straße in Osten in solchem Maaße fort, daß sich am dortigen Ausgang sofort die sogenannten 1000 Inseln darbieten.

Der zweite Eingang zu unserm Archipel ist von der Natur noch schwieriger gemacht worden.

Hiezu muß man sich bis gegen dem 5ten Grade nördlicher Breite, oberhalb des Königreichs Achim (Atschim) auf Sumatra, über die dortige Insel Way erheben.

Hier nimmt die große Straße zwischen Sumatra und Malacca ihren Anfang, und läuft mit einer Mündung von etwa 80 Seemeilen, in der Richtung von Nordwest nach Südost, bei stets beträchtlicherer Verengerung bis gegen den Aequator hinab. Man stößt zu oberst in Norden, an der Küste von Malacca, auf die anjetzt berühmte Insel Pulo Pinang oder Prinzen Insel *). Von hier aus vermehrt sich zwar die Anzahl der Inseln in der Straße, allein bei ihrer noch hinreichenden Weite erzeugen sie dennoch den Schiffen noch keine Hindernisse von Bedeutung. Die Schwierigkeiten nehmen nur erst gegen dem dritten Breiten-Grade, gegen die Stadt Malacca hin, zu. Hier vermehrt sich fast in eben dem Verhältniß die Zahl der Inseln, Bänke und Riefen als die Weite der Straße selbst abnimmt; und gegen das südliche Ende ist nicht nur die Küste von Sumatra in viele ansehnliche Inseln oder Abschnitte zerhackt, sondern das gegenübergelegene Land der Halbinsel Malacca selbst, welches sich mit der Spitze Romania endigt, erscheint zuletzt wie in völligen Trümmern, in

*) M. s. ihre Beschreibung im 11ten Jahrg. dieses T. Buchs. 1te Abth.

viele kleine und große Inseln getheilt; die Insel Bintang ist hievon eine der ansehnlichsten.

Diese Inseln und Riesen bilden dann die berühmte Straße von Sincapura, nach der dort gelegenen Stadt Sincapura genannt, etwas über den ersten Grad nördlicher Breite gelegen. Das nur wenig östlichere Cap Romania, eine der tiefsten Spitzen Asiens, setzen die Karten unter 1° 10′ n. Br.

Unter diesen läuft dann die Straße Sincapura in den Archipel hinab, wobei man jedoch die meisten der dortigen kleinen Inseln östlich liegen läßt.

Endlich findet sich ein dritter südlicher Eingang in den ostindischen Archipel, nämlich durch die Bali Straße, zwischen der Insel Java und Bali. Diese Straße schneidet die sogenannten kleinen Sund Inseln: Bali, Lombo, Cambaja, Flores (Ende), Timor und mehrere kleinere von jenen großen Inseln ab.

Dieser östliche Eingang wird indeß nicht gewöhnlich von den Schiffen, welche aus Europa kommen gewählt, dagegen mehrmal von denen die aus dem großen Ocean (Südmeere) zurückkehren.

Sumatra.

Bei der Fahrt in diesem Archipel bietet sich dann zuförderst von jener ersten Haupteintheilung der darinn enthaltenen Länder, von den Sund-Inseln, die große, am weitesten

nach Westen hingestreckte Insel Sumatra dar. Wenn gleich nicht die größte an Masse, ist sie dennoch die längste, und dehnt sich am weitesten in beide Halbkugeln aus. Der Aequator schneidet sie nämlich fast in zwei gleiche Theile. Rechnet man, wie billig, Pulo Rondo unweit der Insel Way zu Sumatra, so hebt letztere, der Dalrympelschen Karte zufolge *) in Norden mit 5° 46′ an, und läuft bis zum Süd Cap nach Tombens Karte **) unter 5° 53′ nach v. Krusensterns neuester Karte aber unter 5° 54′ südl. Breite hinab.

Der einzige Punkt, dessen Länge 1783 auf Sumatra richtig bestimmt war, ist die des Forts Marlborough, unter 102° öst. L. von London (Marsden). Die Erstreckung der ganzen Insel von N. W. nach S. O. beträgt auf 200 D. Meilen, Eschelkroon hingegen giebt ihr eine von 172 ***), dagegen ist die größte Breite gegen Palimbang hin nur gegen 60 †) D. M. und im Norden an den schmälsten Theilen

*) Dalrymple Collect. Nr. 13. Chart of the Coast of Sumatra.

**) Tombe Voy. Atlas Planche II. Marsden setzt dieß 2 Minuten südlicher und Robertsons große Karte gar unter 6°. v. Krusenstern giebt die Länge dabei zu 103° 28⅔′ östl. v. Paris an.

***) Eschelkroon's Beschreibung von Sumatra. S. 3.

†) Nach Dupres, nach Danville nur 52.

noch nicht 30. Templeman setzt den Flächen-Inhalt etwas über 8000 *).

Dem Aeußern nach sind die längsten Seiten, besonders die östliche, gezackt, sehr tief eingeschnitten, dahingegen die Westküste ungleich regelmäßiger fortläuft. Dieß veranlaßte wohl das heftige Eindringen des Meeres, wodurch dieß große Stück Erdreich vom Continente getrennt ward. Bestätigt wird dieß ebenfalls, sowohl durch die Größe und durch stärkere Summe der Inseln in Osten in Vergleich mit denen der westlichen Küste.

Folgende verdienen von beiden Inselreihen hier wenigstens angezeigt zu werden.

In Süden heben sie mit der großen Insel Banca an. Diese ist auch wegen der Straße zwischen ihr und der Insel Billiton von Bedeutung, welche die Schiffe, die da aus dem Chinesischen Meere kommen und nach Java gehend sie passiren; man hat deshalb eigene Karten von dieser Meerenge **) und sie hat wegen ihrer Wichtigkeit, Zwistigkeiten zwischen vorzüglichen Seemännern veranlaßt. Die

*) 8062.

**) M. s. Robertsons Chart of the China Sea, ein sehr großes (theures) Blatt. London 1791. und Voy. de Marchand T. 3. p. 141 und 454 Atlas Pl. XII, woselbst der berühmte Fleurieu jener ersten Karte Unrichtigkeiten in Ansehung dieser Passage schuld giebt.

Inſel Banca verdient hier aber eine beſondere Aufmerkſamkeit, da ſie keine unbedeutende Handelsquelle darbietet. Sie macht der Größe nach zwar keine ſehr bedeutende Inſel aus, hält indeß gegen 30 Meilen der Länge nach von N. nach S.) aber nur 4 bis 5 von O. nach W. unter 1½ bis 3 Grad Süderbreite gelegen. In Anſehung ihrer Produkte, welche übrigens größtentheils mit denen von der Hauptinſel übereinſtimmen, zeichnet ſie ſich indeß beſonders durch ihre reichen Zinnerze aus. Die Ausfuhr davon iſt ſo anſehnlich, daß Raynal ſie zu 1½ Million Pfund, Andere gar zu dem doppelten angeben.

Dieſe Gegenden ſind überhaupt reich an dieſem Metalle. So hat z. B. auch Junk Seylan und Malacca ſelbſt Zinnminen. Auf Banca ſollen dieſe Minen zufällig 1710 bei dem Brande eines Hauſes entdeckt worden ſeyn; ſie werden von Chineſen unter holländiſcher Direction bearbeitet. Das meiſte Zinn geht nach China, doch ſoll das engliſche Zinn dieſen Abſatz in den letzten Zeiten ſehr beeinträchtigt haben.

Banca iſt aber auch noch für die Schiffahrt von Werth. Unter ſeinen Gebirgen giebt es nämlich mehrere von anſehnlicher Höhe, z. B. den Berg Perniſang unweit der Hauptſtadt Banca, und vornämlich den ſteilen Berg oder Felſen Manopin am nordweſtlichſten Ende. Dieſer, da er auf 15 Meilen weit ſichtbar iſt, dient den Schiffen zum Führer bei dem Durchſegeln der Straße Banca.

Die mehreren kleinen Inseln längst dieser Ostküste können für uns unerwähnt bleiben. Dagegen sind von der Westküste einige, wenn gleich kleiner dem Umfange nach, dennoch einer Anzeige werth. Hieher gehört z. B. die Insel Nias zwischen dem 1sten und 2ten Graden ördl. Breite dem Lande Sinkel gegenüber, gegen 20 Meilen von der Küste. Neas oder Nias, gegen 10 Meilen lang und 4 breit, ist besonders wegen seiner vielen Sklaven, und schönen Mädchen berühmt, wovon letztere vorzüglich auf Java ihr Gewerbe treiben. Ueberhaupt sind die hiesigen Einwohner, wenn gleich nicht sehr groß, ungemein gut gebildet, und zugleich, besonders das andere Geschlecht, so wenig braun, das Eschelkroon, der eigene Sklaven dort einhandelte, sie sogar weiß und schön nennt; ein merkwürdiges Phänomen, da die Insel so nahe am Aequator gelegen ist.

Ihrem schönen Körper entspricht aber nicht ihr Charakter. Sie zeigen sich verrätherisch und grausam, fangen auf die härteste und schlaueste Art eine Menge Sklaven ein, wobei oftmals mehrere der Unglücklichen getödtet werden, um sie an die Engländer und Holländer zu verhandeln. Man rechnet zusammen jährlich über 600, wovon die meisten von den Engländern erstanden werden.

Diese Insulaner sind in Handarbeiten ungemein geschickt, und werden daher von den Europäern sehr gesucht.

Der

Der Religion nach sind sie Götzendiener, und nicht wie die Bewohner des ihnen gegenübergelegenen festen Landes Mahometaner; daher sie sich dann nicht nur von Schweinefleisch nähren, sondern sogar ihre Wohnungen mit Schweineköpfen, wie auch aus Nachgierde mit den Schädeln ihrer Feinde auszieren.

Die übrigen westlichen Nebeninseln, zum Beispiel Minteon, Goed Fortuyn und Nassau, wenn gleich an Umfange bedeutend genug, dürfen wir, da sie sich durch nichts Merkwürdiges auszeichnen, hier übergehen, nur das Eiland Enganno, oder des Betrugs innerhalb des 6ten Grades südl. Breite, verdient einer Erwähnung. Ihren Nahmen verdankt diese Insel der irrigen Meinung der Portugiesen, als wären die Einwohner betrüglich. Wenn dieß nun auch nicht der Fall ist, so sind sie dennoch auf andere Weise sehr merkwürdig. Der Engländer Miller, welcher zweimal dort war, fand daß man wegen der furchtbaren Brandungen und Felsen sehr schwer hier landen konte, eine Haupturſache, warum die Insel so wenig bekannt ist.

Die Bewohner sind von einer sehr ansehnlichen Leibes-Gestalt, durchgängig 5 Fuß 8 bis 10 Zoll hoch, dabei sehr gut gebildet; die Frauen etwas kleiner. Ihre Farbe ist röthlich, das Haar lang und schwarz. Die Männer schneiden es kurz; das andere Geschlecht läßt ihm seine natürliche Länge und rollt es auf dem Wirbel zusammen. Von Farbe sind sie weißer als die Malayen. Sie gehen, bis auf

ein Lendentuch, nackend, die Weiber tragen indeß eine Art Hüte und schmücken sich mit Muschelwerk; bei großer Hitze schützen sie sich mit Baumblättern.

Die Männer waren mit Keulen bewafnet, und mit 6 bis 8 Fuß langen Lanzen, am Ende mit scharfen Fischgräten zugespitzt, oder auch mit geschärftem Bambusrohr. Das Merkwürdigste bleibt aber stets, daß diese Insulaner keine auf den gegenüberliegenden Küsten bekannte Sprache, auch selbst nicht einmal Malayisch reden.

Ihre Häuser ähneln den Bienenkörben, und ruhen auf Pfählen von Eisenholz. Die Wohnungen selbst stehen nur einzeln, machen keine Dorfschaften aus.

Merkwürdig ist es ferner, daß diese Menschen, wenn gleich nur 15 Meilen von der Hauptinsel entfernt, dennoch selbst auch in dem Anbau ihrer Lebensmittel so sehr von den Bewohnern von Sumatra abweichen, daß sie nicht einmal Reis bauen, noch auch irgend von Geflügel oder Quadrupeden leben. Ihre Nahrung besteht fast gänzlich in Cocosnüssen, Pisang und Zuckerrohr. Daneben fangen sie Fische, die sie auch geräuchert aufbewahren. Gegen die Gewohnheit der Asiaten, käuen sie auch keinen Betel, und tragen in den weit durchlöcherten Ohrlappen, aufgerollte, grüne Blätter oder auch Ringe von Cocosschalen. Rechnet man hiezu ihre gänzliche Unbekanntschaft mit unserm Feuergewehr und Eisenwaffen, wie auch

ihre Methode vermittelst des Blasens eines Kinkhorns ihre Mannschaft zusammen zu rufen, und endlich ihren entschiedenen Hang, gerade in dem Geschmack der Südsee-Eilander, gleichsam öffentlich zu stehlen, so muß man gestehen, daß dieß alles, vereint mit der völlig allen Nachbaren fremden Sprache, Reinhold Forsters Vermuthung dieses isolirte Völkchen mit den Bewohnern der Südsee-Inseln von ein und demselben Stamme herzuleiten, sehr zu bestätigen scheint.

Wenden wir uns nach diesem sonderbaren Phänomen zur Hauptinsel selbst, so zeigt sich hier ihr Inneres von einer großen Bergkette fast ihrer ganzen Erstreckung nach, also von N. W. nach S. O. überlaufen. Zwischen diesen Gebirgen und ihren Seitenästen sind große Ebenen gelegen, das Gebirge selbst ist dabei fast durchgehends gut bewaldet.

Unter diesen Gebirgen giebt es mehrere einzelne von beträchtlicher Höhe. So ist der Berg Ophir, unter dem Aequator gelegen, dem Engländer Robert Narine zufolge 13842 Fuß hoch, also nur ⅛tel niedriger als der Chimboraso, und ein anderer Berg, ein Vulkan südlich von jenem unter 0°6′ s. Breite, nur 1377 Fuß niedriger *).

*) Is short of that in height 1377. Durch Misverstand gaben einige Autoren dieß für die ganze Höhe dieses Vulkans an.

Viele Berge von Sumatra sind noch jetzt Gunong Apy's, das ist, Vulkane. Der Schwefel reicher nicht nur für das Pulver der Insulaner hin, sondern wird noch überdem in beträchtlicher Quantität ausgeführt; er kommt hauptsächlich von den Vulkanen.

Sumatra ist aber wegen dieser Vulkane ebenfalls häufigen Erdbeben unterworfen.

Von jenen Gebirgsreihen ergießen sich dann sehr viele Ströme, und kleinere Flüsse. Sie theilen sich der Richtung nach in westliche und östliche. Man giebt die gesammt Zahl zu 31 an, indeß sind darunter nur wenige von ansehnlicher Größe, da das Land, mithin der Abstand vom Meere, keine große Erstreckung von O. nach W. hat.

Die größten Flüsse ergießen sich nach Osten in die Malaccische Straße, und in das Sunda-Meer.

Die größten Ströme der Ostküste sind, Marsden zufolge, der Palambang, der Jambi oder Djambi, der Indergra (Eschelskroon nennt ihn Indragiri), der Rayan und der Bara Batan im Lande der Battas.

Von der sehr großen Anzahl die sich in das West-Meer ergießen, sind der Sinkel, der Cattova, und Indrepur die bedeutendsten. Der Palimbang, da er dem Hauptsitze der Holländer nahe ist, wird dem Handel vortheilhaft. Auch der Batta Barang trägt Schaluppen und wird besonders für die Länder der Cassia von

Nutzen. Ebenfalls werden mehrere der kleineren mit Handelsböten befahren.

Obgleich Sumatra unter der Linie gelegen ist, so ist dennoch das Clima nicht unerträglich heiß. Marsden sahe Fahrenheits Thermometer nie über 86 Grad, gewöhnlich blieb es zwischen 82 und 85. Er macht hiebei die Bemerkung, daß Sumatra also ein milderes Klima genieße als Bengalen, obgleich dieses viel weiter vom Aequator gelegen ist. In Bengalen steigt es nicht nur sehr oft auf 93 ja 96, sondern selbst auf 103, im Schatten.

Die Ursache dieser mindern Hitze leitet sich leicht daraus her, daß Sumatra einmal eine Insel, und zwar eine schmale Insel ist; daß ferner die ganze Reihe des ansehnlichen Kettengebirges die Hitze mindert.

Produkte.

Was liefert nun ein so schön gelegenes, und so treflich bewässertes Land für Produkte? Unter den unbelebten darf man mit dem Golde den Anfang machen. Dieß edle Metall wird uns in mehrerlei Formen von Sumatra gebracht, nämlich bald als Goldstaub, Goldkörner, und drittens in ansehnlichen Stufen von weißem Quarz.

Die beiden ersten Arten des Goldes sind offenbare Proben, daß die Gebirge aus welchen sie hauptsächlich durch die Gewässer herabgespühlt werden, in ihrem Innern Gänge dieses

Metalls enthalten, und jene Quarz-Stufen beſtärken dieß unwiderſprechlich.

Es war daher kein ungereimtes Unternehmen der Holländer, daß ſie bereits vor mehr als einem Jahrhundert in Sumatra Bergwerke von deutſchen Bergkundigen bearbeiten ließen. Das erſte Unternehmen dieſer Art geſchahe wohl unter der Aufſicht des Braunſchweigſchen Bergraths Peter Hartzing (der Nahme ſcheint indeß holländiſch) der im Jahre 1678 der Holl. Oſt. Compagnie einen eigenen nur zu vortheilhaften Bericht abſtattete, über das Goldbergwerk in Sillida, einer kleinen Ortſchaft unweit Padang an der Weſtküſte gegen 1° 5′ ſüdl. Breite gelegen. Die Holländer beſchloſſen deshalb dieß Unternehmen zu vergrößern. Sie ließen daher unter der Führung des Berghauptmanns Olitzſch, eines Sachſen, 12 Bergleute nebſt einem Markſcheider und drei Schmelzern im Jahre 1680 einen bedeutenden Verſuch in den ſogenannten Silladaiſchen Goldminen Tambang machen. Zu den gröbern Arbeiten wurden 345 Sklaven, größtentheils aus Madagaſcar benutzt. Allein es ergab ſich bald, daß ungeachtet der genaueren Bearbeitung der dortigen Gänge dennoch die Ausbeute viel zu gering gegen die darauf zu wendenden Koſten ſeyen. In 18687 Pf. geförderten Erzen fand ſich 297 Mark 5 Loth 17 Quent. Silber und Gold. Daneben war der Verluſt der Bergleute und Sklaven ſehr groß. Selbſt der Berghauptmann ward ein

Opfer der dort so bösartigen Seedünste, und des heißen Klimas. Kaum ein Paar Verglimte entrannen dem Tode.

Indeß beweist dennoch selbst dieses Mißlingen hinreichend das Daseyn der edlen Metalle, denn die Untersuchungen des Probirers Hofmann ergaben, daß außer dem Golde und andern Metallen 135 Pf. Erz, 1 Mark, 6 Loth 16 Q. Silber enthalten.

Die Hauptsache bleibt indeß für Sumatra stets das Gold. Marsden rechnet das von Europäern ausgeführte Gold jährlich zu 20000 Unzen. Eschelekroon setzt das, nur allein von den Holländern dort gewonnene Gold zu 1000 Mark, und den Preis davon, die Mark zu 375 Gulden, zu 375000 Gl. Gegraben würde es in den Gebirgen von Manikgabo, Songipago und Rauw; am Fuße der letztern gewinnt man aber viel Waschgold, das reinste zu 22½ Karat, aus den Flüssen des Pataſſes Gebirges.

Die Einwohner des unter holländischer Vormundschaft stehenden Königreichs Indrapura rühmen sich 1200 Goldminen zu besitzen, wüßten sie sie nur gehörig zu bearbeiten.

Von den übrigen Metallen und Mineralien erzeugt Sumatra: Kupfer, Zink, Zinn, Schwefel, Bergöl, Farbenerden und schlechte Steinkohlen. Das innere, uns gänzlich unbekannte Gebirge mag übrigens noch mehrere Schätze enthalten, vielleicht selbst Diamanten, dieß scheint sich wegen der Analogie mit Borneo schließen zu lassen.

Da die Gesammtländer des indianischen Archipels unermeßlich reich sind, an allen, was die heiße Zone aus dem Pflanzenreiche hervorbringt, so dürfen wir hier nur solcher Vegetabilien erwähnen, wodurch der Handel von Sumatra sich besonders auszeichnet.

Der Pfeffer ist eins der wichtigsten Produkte des hiesigen Pflanzenreichs. Die Holländer haben von ihrem Pfefferhandel einen erstaunlichen Gewinn. Einige rechnen ihn zu 75 pro Cent.

Die Summe Pfeffer, welche von hier nach Batavia gesandt wird, setzt Eschelskron auf 1000 Batra, jedes Batra zu 480 Pf. und diese betrügen nur an Gelde für die Compagnie 34020 holl. Gulden. Der weiße Pfeffer ist bekanntlich keine eigene Art, er ist nur das in Wasser abgehülsete Korn des schwarzen.

Nach dem Pfeffer folgen als wichtigste Handels-Artikel, der Campher, die Cassia und der Benzoe.

Der Campher wird zwar aus mehreren Bäumen gewonnen, z. B. aus Laurus Camphora Linn., der besonders in Japan, Borneo und Java zu Hause ist. Um hieraus den Campher zu gewinnen, werden Blätter, Zweige und Wurzeln zerschnitten und in großen eisernen, auch kupfernen Distilliergefäßen mit Wasser distillirt, woraus denn der Campher mit den Wasserdämpfen in die Höhe steigt, und sich in halbdurchsichtigen Körnern ansetzt. Diese reinigen dann die Holländer in Holland selbst, und

liefern aus den reinen Campher in runden Kuchen oder Brödten. Jetzt wird er indeß ebenfalls in Kopenhagen, Berlin und Hamburg raffinirt.

Allein der theuere Campher, den Sumatra unter dem Namen Sumatra und Baros-Campher liefert, gehört einem andern Lorbeer-Baume an. Dieser heißt beim Houttuyn: Laurus foliis ovatis acuminatis, lineatis, floribus magnis tulipaceis. Miller und Dejean haben diese Bäume auf Sumatra selbst beschrieben und geben sie als sehr groß an, die bis 100 Fuß Höhe erreichen. Dr. Roxburgh behauptet indeß das dieser Campherbaum kein Lorbeer sey, sondern zu dem neuen Geschlechte gehöre, welches er Shorea benennt.

Die Blätter sind scharf gespizt, und sehr verschieden von denen des Laurus Camphora Linn. Die Blüthe sahe Miller nicht, allein die Frucht war einer länglichten Haselnuß ähnlich, und in Kelche gehüllt wie die Eicheln.

Auch wird der Campher nicht erst daraus durchs Kochen hervorgebracht, sondern von der Natur auf eine ähnliche Weise wie bei unsern Kirschbäumen ihr Gummi durch Ausschwizen aus der zersprungenen obersten Rinde erzeugt. In einem gewissen Alter springt nämlich die Borke der Aeste an diesen Campherbäumen auf, und läßt das Campheröl herausfließen. Man sammlet dieses in angehängten Gefäßen auf. Weiterhin, nach genauer Beurtheilung ob die Bäume hiezu ihre Reife erhalten haben und

von Campher strotzen, werden sie umgehauen und aus ihrem Innern zuerst die schon formirten Klümpchen Kampher herausgenommen, und sodann aus dem Holze selbst der übrige Campher mit eigenen Eisen herausgeschabt.

Ob nun gleich ganze Waldungen von Campherbäumen vorhanden sind, so erfordert es dennoch einer eigenen Kunde, solche Bäume auszusuchen welche campherreich genug sind. Ein jeder einzelne Baum giebt etwa 3 Pf. Campher. Dieser natürliche Campher ist weit theurer, als jener ausgekochte japanische. Die Engländer zahlten für den Centner 200 Pf. Sterling: ja die Chinesen kaufen ihn zu 250 bis 300 Pf. St. Da sie ihn nun um den vierten Theil wieder an die Europäer verkaufen, so setzen sie zu ihm unstreitig viel Fremdes hinzu. Europa bekommt ihn nie im natürlichen Zustande zu Gesicht.

Dieser Campher wird aber ebenfalls von Sumatra's Bewohnern schon zu Anfang sortiret. Der beste ist kreideweiß, und völlig zerreiblich, und von keinem unangenehmen Geschmacke; feins anfangs kühle, nachmals erhitzend. Ein kleiner Theil davon löset sich nur in Wasser auf, das übrige ist reines ätherisches Oel.

Es ist merkwürdig, daß nach Marsdens Behauptung, die Campherbäume auf Sumatra nicht den Aequator nach Süden hin überschreiten. Wahrscheinlich mag hieran wohl das Erdreich schuld seyn.

Der Handel mit diesem Campher ist wichtig, erfordert aber große Aufmerksamkeit von Seiten der Einkäufer.

Die größte Quantität erhalten die Holländer von dem Oberherrn oder König des kleinen Reichs Barros, gegen 12 Grad nördl. Breite, daher auch der Name Barros-Campher.

Der König hat sich anheischig gemacht, der Compagnie jährlich 6 Picol, jedes zu 125 Pf. für 945 Gulden holl. oder 500 Rth. zu liefern. Dieses Quantum, setzt Eschelskroon hinzu, reicht für Japan hin, woselbst die Compagnie für jede Kiste 2000 bis 3000 Rthlr. wiedererhält. Die Japaner verbrauchen diesen Barros-Campher um den ihrigen damit zu versetzen, zu verbessern *).

Man muß aber bei dem Einkauf, wegen Verfälschung sehr auf seiner Hut seyn, denn wenn man ihn nicht aus der ersten Hand erhält, so versetzen ihn besonders die Atschimer mit Dammer einer Art Harz, Alaun und andern Dingen. Diesen Betrug entdeckt man nur durch die Probe mit kochendem Wasser.

Ein anderes bedeutendes Produkt ähnlicher Art ist der Benzoe, Asa dulcis, süßer wohlriechender Asand. Dieses harte Harz sollte vormals seinen Ursprung ebenfalls einem Lorbeerbaum verdanken. Dryander entschied aber

*) Ueber den Campher von Japan s. m. den 9ten Jahrg. dieses T. B. S. 68 u. f.

Buchanan, daß der den Benzoe erzeugende Baum eine Art des Storax sey, er beschreibt ihn, styrax Benzoin, foliis oblongis acuminatis, subtus tomentosis, racemis compositis longitudine foliorum.

Auch dieser Baum findet sich auf Sumatra vorzüglich im Lande der Battas, hat aber, wie jener ebenfalls eine nur beschränkte Heimath. Marsden läßt ihn nämlich nicht weiter nördlich, als den Fluß Sinkel (bis zu dem Batang Bara, also etwa vom 2ten nörd. Breiten-Grade bis auf einige Minuten hinab gegen den Aequator,) wachsen. Der Baum muß sein 6tes Jahr erreicht und gegen 8 Zoll im Durchmesser haben, beyor er zur Harzlese benutzt werden kann. Er wird zu dem Ende alsdann an den obern Theilen des Stammes, wo die Aeste hervortreten, tief eingeritzt, worauf dann das Harz in der Form eines weißen Saftes hervorquillt, bald aber beim Erhärten gelb, röthlich und zuletzt an der Luft bräunlich wird.

Das weiße, beste Benzoe Harz, Benzoe amygdaloides, das Camayn Peoti auch Baros Benzoin genannt, erhalten wir selten, oder doch sehr theuer. In Kisten ist es völlig weiß mit röthlichen Adern überlaufen, es schmilzt in der Sonne. Diese erste Sorte erhandeln die Holländer, nämlich die Compagnie zu 20 Rthlr. 125 Pf., die Particuliers bezahlen aber 35 Rthlr eine zweite Sorte, welche indeß noch viel weiße Körner oder Augen zeigt, kostet 5 Thaler weniger, Die dritte hingegen, diejenige so man von den

Bäumen abkrazt, sehr unrein und schwärzlich ist, kostet 10, ja wohl nur 5 Thlr.

Dieses Harz wird sowohl innerlich als äußerlich benuzt. Es ist erwärmend und zertheilend, soll daher bei Brustbeschwerden nüzlich seyn. Besonders dient es sowohl als Räucherwerk und noch mehr als ein Cosmeticum. In Weingeist aufgelöset giebt es nämlich die sogenannte Jungfernmilch (Lac virginis) ein sehr beliebtes Schminkwasser gegen Flecken und Blattern der Haut, und wird deßhalb der Seife zugesezt. Der Handel ist daher sehr beträchtlich; die holländische Compagnie nahm zu Eschelskrons Zeiten 100 Picol (zu 125 Pf) für Europa und Japan, und 1500 für das gesammte Vorder- und Hinter-Indien. Daneben erhandelten die einzelnen Kaufleute noch Tausende.

Das dritte vegetabilische Handelsprodukt von Sumatra ist das Cassienholz. Man unterscheide hiebei genau die Rohrcassie (Cassia Fistula) deren schotenförmige Frucht ein abführendes Mittel giebt, von der hier aufzuführenden Cassie, eine Lorbeer Art, Laurus Cassia, mit dreiadrigen lanzetförmigen Blättern. Der Baum hat, wie Miller bezeugt, gegen 2 Fuß im Durchmesser und 50 bis 60 Fuß Höhe, und trägt eine schöne Krone. Die Blumen wachsen aus den Winkeln der Blätter in Büscheln hervor, und haben eine rothe Leberfarbe. Den Blumen folgen länglicht runde, eichelförmige Früchte,

wäche, wenn sie reif sind, eine bläuliche Farbe annehmen.

Das Vaterland des Cassienlorbeerbaums ist zwar ebenfalls Malabar, allein Sumatra und zwar das Land der Battas, also ein großer Theil des Binnenlandes gewährt den Europäern die meiste Cassien-Rinde. Denn die aschgraue Rinde ist das Handelsprodukt wodurch uns dieser Baum so wichtig wird.

Sie kommt nämlich, in Ansehung ihrer Kräfte und ihres Geruchs, dem ächten Zimmt so nahe, daß man sie oftmals selbst verwechselt, obgleich der wahre Zimmt (Laurus Cinnamom.) der mit der Cassien oftmals auf einem Boden wächst, sie an Stärke übertrift. Oftmals nähert die Cassien-Rinde sich dem wahren Zimmt dennoch so sehr, daß man sie dafür verkauft, auch hat die Wurzel des Cassienlorbeerbaums ebenfalls einen Camphergeruch, wie die des Zimmtbaums, woraus wirklich Campher gesotten wird, also wohl ebenfalls aus der Cassia-Wurzel.

Außer mehreren andern Palmen, zählt Sumatra vier Palmen woraus dort der Sago gewonnen wird. Den Jiu nennt Dr. Heyne als die vorzüglichste Sagopalme, vielleicht dieselbe welche Rumpf, der ebenfalls 4 Verschiedenheiten der Cycas angiebt, den Ihur, den wilden Sagobaum nennt! Jedes Blatt findet sich bei seiner Entwickelung in schwarze, haarähnliche Fibern oder Fasern eingehüllt, welche wenigstens einen Thaler (Dollar) werth sind,

da sie wegen ihrer Stärke und Zähigkeit zu Seilen verbraucht werden. Nach 10 Jahren giebt der Baum Blühte; und diese gewährt dem Besitzer beträchtlichen Gewinn durch die große Quantität ihres Palmweins: Jeder Blumenbüschel wird mit 40 Thalern bezahlt. Die Frucht selbst ist indeß unbedeutend; sie wird nur als Confect (eingemacht) genossen. Ist endlich der Baum veraltet, erschöpft, so hauet man ihn um, und sodann erst erhält man aus seinem Mark das bekannte, treffliche Nahrungsmittel, das Mehl woraus der Sago bereitet wird; bei den Molukken, dem Hauptvaterlande dieser Palme, haben wir Gelegenheit dieses Produkt genauer kennen zu lernen.

Seit dem Kriege mit Holland hat England durch die Besitznahme der Molukken, Gelegenheit gehabt, die eigentlichen Gewürze in seine Besitzung auf Sumatra einzuführen. Dr. Heyne zählte davon auf Bencoolen 32 Pflanzungen von Bedeutung; sollen die Molukken jetzt an Holland zurückgegeben werden, dann sind diese Anlagen von Wichtigkeit.

Auch der ächte Zimmtbaum gedeihet auf Sumatra sehr gut, nur bringt er keinen reifen Saamen, und dies ist deßhalb sonderbar, da dieß doch in Bengalen nicht der Fall ist.

Noch eines andern vegetabilischen Erzeugnisses von Bedeutung, erwähnt der Engländer, nämlich des von den Portugiesen sogenannten Caracambers. Dr. Heyne hält es für einen künstlich verdickten Pflanzensaft, den er ur-

ursprünglich einer Nauclea zuschreibt. Er wird nur dadurch von Bedeutung, daß man ihn mit dem Betel und Areca kauet, und daher stark verbraucht. Er ähnelt dem Katechu (Terra Japonica), und kommt aus dem Innern der Insel.

Endlich findet sich ebenfalls auf Sumatra der so gefürchtete Gifthaum, Bohon-Upa. Auch hier ist er nicht so furchtbar, als ihn mehrere Reisende angeben; wir werden darauf genauer zurückkommen.

Die übrigen Pflanzenprodukte von Sumatra z. B. die feinen Früchte, wie auch der Indigo, die Baumwolle, der Reis, der Zucker und andere, da sie so vielen andern Theilen Indiens gemein sind, bleiben hier mit Recht übergangen, nur merken wir noch an, daß der Reis hier auf mehreren Theilen der Insel vorzüglich gedeiet. Er giebt 70 bis 100 fältig, und ist ebenfalls eine der hiesigen Hauptnahrung.

Wir haben hier aber Gelegenheit von dem Pflanzenreiche zum Thierreiche durch eine Art von Mittelstufe, ein sonderbares Wesen, hinüber zu gehen, das wenigstens von Mehreren, wiewohl mit Unrecht, zu den Pflanzen gezählt zu werden pflegt. Dieß ist die, oder der Sombrero.

Wir verdanken die genauere Kenntniß dieses Thiers ebenfalls dem Engländer Miller, denn es ward bereits als Pflanze in weit ältern Zeiten von Purchas (in seinen Pilgrims) erwähnt. Dieser giebt den Sombrero geradezu

für

für eine wundervolle Pflanze aus, mit Blättern auf einem dicken Stamme, die aus dem Sande der Küste hervortretend sich schnell in den Sand zurückzieht, sobald man sie berührt. Die Sache selbst ist nur in so weit wahr, daß dieses bei den Malayen sogenannte Balancaut oder Seegras, in sandigten Buchten hervorsteht, und sich bei jeder Berührung darinn zurückzieht.

Miller entdeckte es in der Bucht von Tapanooly einem englischen Etablissement, das nach Dalrymples Karte *) unter 1° 25′ nördlicher Breite an der Westküste von Sumatra gelegen ist. Es gelang ihm nur mit Mühe, ein abgebrochenes Stück von dem Sombrero zu erhalten, und er entdeckte daran keine Spur von Fühlfäden (Tentacula). Es war übrigens einem gewundenen Wurme ähnlich, und glich getrocknet, einer Coralle. Auch R. Forster hält den Sombrero nicht ohne Grund für eine unbekannte Art Hyder oder Gorgonie, an welcher Miller vielleicht nur deßhalb die Fühlfäden nicht fand, weil sie gerade nicht an dem erhaltenen Stücke vorhanden waren. Auch könnte es ja wohl ein neues Wurmgeschlecht seyn, das wie unser Gordius aquaticus oder röthlicher Fadenwurm aus dem Meeressande zu Zeiten emporragt, wie jene oftmals aus den seichten Stellen unserer Lachen oder Bäche.

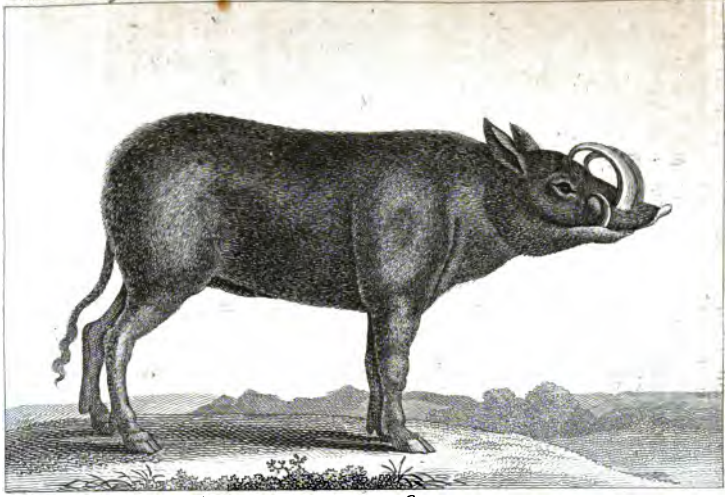
*) Dalrymple's Charts, Plans etc. Class 13. 50 Tappanooly Bay.

Wir gehen von hier überhaupt zu der Fauna, der Insel, und diese darf man nicht arm nennen, obgleich Miller dieß behauptet. Schon aus dem geringen Abstand vom festen Lande, mit dem Sumatra allen Ansichten nach, vormals nur eins ausmachte, darf man hier die meisten Thierarten von Vorder- und Hinter-Indien erwarten. Dieß ist dann zwar auch der Fall, da viele Affenarten, Büffel, Elephanten, Nashörner, Tyger und andere Katzenarten, ferner Gazellen und Wieselarten, hier vorkommen, allein Sumatra hat daneben Thiere dieser Ordnungen, wodurch es sich von denen des festen Landes unterscheidet und sich dadurch Australien nähert.

Für diesen Fall heben wir hier mit dem Babirussa oder dem Schweinehirsche (Sus Babirussa, dentibus laniariis superioribus maximis sursum versis, cauda floccosa) an. Sein malayischer Nahme, zusammengesetzt aus Baba das Schwein und Russa der Hirsch, bezeichnet sehr gut die Stelle dieses höchst sonderbaren Geschöpfs.

Es hat im Ganzen *) am meisten vom Schweine, hiemit kommt besonders der Kopf wie auch seine Stimme, das Grunzen, überein. Allein das übrige des Körpers und der Sitten, nähert es offenbar dem Geschlecht des Hirsches oder noch wohl mehr dem des Moschusthiers.

*) M. s. das Kupfer.



Babirussa.

UNIV. OF MICHIGAN

Es ist ein hochstämmiges, schmächtiges Thier (a delicate animal nach Marsden), nicht mit Borsten, sondern mit weichen Haaren bedeckt, zwischen welchen sich nur wenige Borsten zeigen. Es nährt sich nicht von Wurzeln durch Aufwühlen der Erde, ist daher in sofern den Gärten nicht schädlich; es frißt vielmehr das Laub niedriger Bäume und Gesträuch, wie auch Gras. Dabei schwimmt es trefflich und setzt, da es heerdenweise lebt, oftmals von Hunden gejagt, in Menge über weite Flüsse, ja selbst ins Meer. Oftmals taucht es alsdan sogar wie die Enten unter, um sich dem Jäger zu entziehen.

Sonderbar beschränkt ist das Vaterland dieser Mittelstufe zweier Geschlechte. Mit Sumatra hebt es, so weit unsere Nachrichten bis jetzt reichen, in Osten an, und geht dann zu den Molucken fort, woselbst es indeß nur noch auf einzelnen Inseln gefunden wird. Dieses unschädliche Thier dient auf Sumatra häufig zur Jagd, denn das Fleisch ist schmackhaft, obgleich es sich nicht lange hält, zugleich ist es bei weitem nicht so gefährlich zu jagen, als das dortige wilde Schwein, dem es sich nie zugesellt, sondern stets in eigenen Heerden.

Zu den sonderbaren Sitten dieses Thiers gehört es, daß es sich mit jenen hakenförmigen Hundszähnen der obern Kinnlade an Baumzweige hängt, und in dieser Stellung ausruht.

Zwei andere hier nicht auszulassende Quadrupeden sind die beiden Affengrten, der Ourang

Outang und der Gibbon, und höchst wahrscheinlich ebenfalls das neue Phänomen unter diesem Thiergeschlecht, der langnasige Affe.

Wenn es gleich gewiß ist, daß der Ourang Outang, nämlich der asiatische (Simia Satyrus) sich auf Sumatra findet, so scheint dennoch unser Landsmann Hesse die Anzahl dieses menschenähnlichen Thiers, auf dieser Insel, aus Unkunde, sehr übertrieben angegeben zu haben.

„Der Ourang Outang oder wilde Waldaffe, sagt er, ist an Größe und Gestalt dem Menschen fast gleich.

Um das Bergwerk (bei Sillebar) haben sich ihrer viele aufgehalten, und gewöhnlich wenn Unwetter erfolgen, sollen sie sich mit großen Schreien und Lärmen hören und sehen lassen. Sie gehen auf den Hinterbeinen, und pflegen wohl sich einem Manne zu widersetzen, sind auch über die maaßen geil, und auf das Frauensvolk verliebt.“

Höchstwahrscheinlich hat dieser Reisende andere große Affen mit dem Ourang verwechselt, z. B. mit dem Golok oder großen Gibbon (Simia longimana L.) oder auch mit großen Pavianen, besonders da man weis, daß der Ourang, wenigstens diejenigen welche zu uns gebracht worden, ein stilles Thier ist, das nur einzelne Töne, denen eines jungen Hundes ähnlich, hören ließ *).

*) Der Ourang Outang ist bereits im 9ten Jahrgang dieses Taschenbuchs umständlich angezeigt.

Langnasiger Affe.

UNIV. OF WIS.

So ergiebt es sich, daß Hessens Nachrichten wohl mehr einigen der folgenden Affen angehen, z. B. den Golok, (Simia longimana. Simia Lar Linn.) der bei einem rundlichern Kopfe dem Menschen in dieser Rücksicht noch näher kommt, dabei ebenfalls oftmals aufrecht geht; ferner den seltsamen langnasigen Affen, Guenon à long nez. (Simia rostrata Blumenb.) wovon Blumenbach sehr passend sagt: es sey ein Simia ohne Sima zu seyn, da er statt einer eingedruckten, geplätschten Nase einen wahren fleischernen Rüssel trägt, an dessen Ende sich die Nasenlöcher befinden *). Dieß Thier ist gegen 4' Fuß hoch und kam von unsern Sundinseln.

Ferner kann die Rede sein von dem Choras (Papio mormon facie cyanea, natibus calvis purpureis Erxl.) ein sehr bösartiger Pavian, der mehrmal auch nach Deutschland von dort gebracht ward, so wie von dem schwarzen Pavian; und dem Schweinsschwanz Affen (Papio nemestrina L.). Und höchstwahrscheinlich finden sich hier noch mehrere Arten kleinerer, und geschwänzter Affen des nahegelegenen Malacca und anderer Theile des heissesten Asiens.

Von grossen Quadrupeden besitzt Sumatra die meisten des festen Landes von Süd-Asien, z. B. den Elephanten. „Die Elephanten, sagt

*) M. s. das Kupfer.

einer der neuesten Reisebeschreiber, Dr. Heyne, welche hier aus den Wildnissen in ganzen Heerden hervorbrechen, thun dem Reis und Zuckeranbau auf Sumatra sehr großen Schaden, ja sie tödten oftmals selbst Menschen. Die Einwohner suchen sie deßhalb mit Arsenik zu vergiften, das sie in das Zuckerrohr zu bringen wissen, da die Elephanten dieses Rohr vorzüglich lieben. Die dadurch zugleich gewonnenen Zähne verkaufen sie an die Engländer in Benkoolen, und darnach zu schließen müssen diese Thiere sehr groß seyn."

Ebenfalls leben hier das einhörnige Rhinoceros; der Büffel; mehrere Hirscharten, worunter auch der schöngefleckte Axis und auch wohl der Muntjak mit dreifurchiger Stirn, da er auf Java häufig vorkommt. Mehr als wahrscheinlich ist es aber, daß das Thier, welches Miller für das Elennthier auf Sumatra ausgiebt, eine der großen Gazellenarten ist, ein Irrthum den auch Kolbe bei der Antilope Oreas, oder dem Empophos am Cap beging, da es entschieden ist daß unser Elennthier nur die Kälte des höhern Nordens erträgt.

Der hiesige Büffel verdient einer besondern Anzeige da er, dem so eben angeführten gültigen Augenzeugen zufolge, hier nicht nur größer ist als in Bengalen, dabei von röthlicher Farbe, sondern sich auch durch einen höhern Grad von Gelehrigkeit auf Sumatra auszeichnet. Diejenigen, welche zum Fuhrwerk angezogen sind, nehmen, sobald man sie zu einem Haufen

Korn- oder Reissäcke führt, von selbst einen Sack zwischen die Hörner, werfen ihn geschickt auf ihren Rücken, und tragen ihn nach irgend einer Richtung hin. Auf die Weise läßt die englische ostindische Compagnie ihre Pfeffer in Bencoolen in die Waarenmagazine bringen.

Ein wegen der Schädlichkeit wichtiges Thier ist der Königstieger Sumatra leidet fast noch mehr davon, als das benachbarte feste Land.

„Dieses Land ist so sehr der Raubsucht dieses furchtbarsten Verheerers aller Thierarten, den Elephanten allein ausgenommen, unterworfen, daß Einige ihm sogar die sichtbare Abnahme der Bevölkerung beimessen. Wenn dieß nun auch vielleicht nicht ganz der Fall ist, so sind die Königstieger dennoch hier in sehr großer Anzahl. Sie kommen dichte an die englische Niederlassung Benkoolen und holen dort Menschen und Vieh, selbst aus den Pflanzungen hinweg. Und da der Aberglaube der heidnischen Bewohner dieser Insel auf sie als auf etwas Heiliges hinsieht, da sie glauben die Seelen ihrer Vorfahren beleben diese Würger, so wird bei Weitem zu wenig auf ihre Vernichtung gedacht. Nur erst dann wenn der Tieger einen aus der Familie fortgeschleppt hat, stehen sie aus Rache gegen ihn auf (Heyne)."

Auch Tiegerkatzen, ferner Zibetkatzen; das Schuppenthier (Manis), so wie, einigen Nachrichten zufolge, auch der Bär soll sich auf Sumatra antreffen lassen; von kleinern Quadru-

reden finden sich Eichhörner, und verschiedene Rattenarten, so wie auch der Vampyr.

Die Europäer haben dann unser Hausvieh hier eingeführt, doch findet man nur wenige Kühe und Schaafe. Das Pferd giebt Dr. Heyne dem von Pegu ähnlich, an. Es ist gewöhnlich 11 bis 12 Hand hoch, gut gebauet, stark und muthig. Außer dem Schwein lebt das wilde Schwein in ganzen Heerden, und Heyne glaubt daß die Waldungen des Binnenlandes noch mehrere unbekannte Quadrupeden enthalten.

An Gefieder hat Sumatra auf keine Weise Mangel. So wenig auch jener neue Reisende ins Binnenland der Insel gekommen war, so fand er dennoch sogar innerhalb des kleinen Bezirks des Gartens vom engl. Fort Marlborough, und auf der unbedeutenden Ratten-Insel (Rat-Island, nur 9 engl. Meilen von jenem Fort) eine beträchtliche Anzahl Vögel, welche ihm alle unbekannt waren, und hierunter mehrere vom schönsten Gefieder, besonders Sänger *) aller Art; hierunter ist der Gesang einer von Heyne sogenannten Bachstelze (Wag-tail) sehr vorzüglich.

Mannigfaltig sind auf Sumatra ferner die Papageien; die Eingebornen treiben mit den lebendig eingefangenen einen besondern Handel.

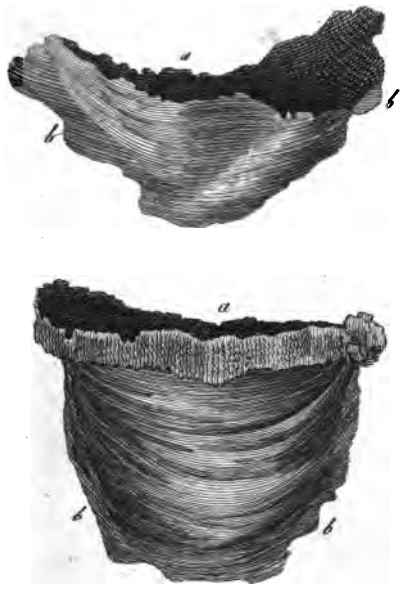
*) Warbler, Grasmücken und Fliegenschnapper u. s. w.

Fr. del.

Sulangane

(Hirundo fuciphaga Thunb.)

UNIV. OF WASH.



Eßbare Nester der Salangane.

UNIV. MICH.

Aber das vorzüglichste ornithologische Produkt dieser Insel ist unstreitig der Leu oder Argus-Phasan *). Höchst merkwürdig ist es diesen herrlichen Vogel, den Bewohner vom nördlichen China **) hier wieder vorzufinden; er kann die Zeugnisse für die höchstwahrscheinliche große Erstreckung des festen Landes von Asien gegen Osten in der grauesten Vorzeit vermehren.

Aus allem erhellet, wie sehr es an einem guten Ornithologen für die Sundinseln fehlt, da mehrere unkundige Reisende überdieß hier von Habichten, Krähen und andern Vögelarten reden.

Der wichtigsten, wenn gleich eine der kleinsten Arten, müssen wir hier zulezt etwas umständlicher Erwähnung thun, besonders da sie allen großen Inseln des Sundarchipels und dessen Umgebungen angehört. Dieß ist die Salangane, oder beinahe mit Unrecht sogenannte eßbare Schwalbe (Hirundo esculenta L.). Dieses Thier, so klein und unbedeutend es auch an sich selbst ist, bringt durch seinen Fleiß oder Instinkt einen sehr großen Handelsartikel zuwege.

Die Salangane ist, Sonnerats genauester Beschreibung zufolge, kaum fünftehalb Zoll

*) Phasianus Argus L.

**) M. s. den 9ten Jahrg. dieses T. B. China. S. 32.

lang, den Schwanz mit inbegriffen, zehn solcher Schwalben wiegen nur 2½ Unze, der Kopf ist platt, der Mund groß. Von Farbe zu oberst schwärzlich, grau ins grünliche spielend, am Bauche hingegen mausefarb. Wahrscheinlich giebt es wenigstens zwei verschiedene Salanganen, denn Linné giebt den Schwungfedern weiße Flecke. Die Augen sind groß und schwarz; die Zunge nicht gabelförmig, sondern wie ein Pfeil gespitzt; die Schenkel gänzlich befiedert und, mit sehr starken und langen Klauen versehen; die Füße aber mit einer schwarzen, glänzenden harten Haut überzogen.

Man findet sie sowohl auf den drei großen Sund-Inseln, als auch an der Küste des südlichsten China, Cochinchina, Siam, Malacca, indeß kommt der wichtigste Handelsgewinn von diesen Thieren aus den Sund-Inseln, daher hier wohl ihre größte Anzahl. Die Javaner nennen diese Vögel Lawit, die Bergbewohner hingegen heißen sie Verondage auch Waled.

Diese Schwalbenarten bauen ihre Nester auf eine ähnliche Weise wie die unsrigen, nur ist die Substanz, womit sie sie bauen, verschieden. Da sie stets an den Felsen und Küsten des Meeres wohnt, und selbst von Wasser- und Meerinsecten aller Art und Gallerten lebt, so bauet sie auch ihr Nest von ähnlichen Materien und gallertartigen Seepflanzen. Diese Nester leimt sie in die Oeffnungen der Felsen, die aber durchaus trocken seyn müssen. So bald nämlich der Ort ihres Nestes naß wird, verläßt sie den-

selben. Auf Java giebt es vornämlich unweit Batavia zwei Orte, wo man sie in ganz vorzüglicher Menge antrift. Dieß sind zwei Kalchfelsen welche in allen Richtungen ausgehöhlt, ihnen die beste Gelegenheit darbieten, sich im Innern dieser Höhlen anzubauen.

Die Salanganen fliegen von dort besonders in der trocknen Jahrszeit am Morgen in ungeheurer Menge, mit Ausnahme der brütenden, weit übers Meer hinaus und kommen nur erst Nachmittags zurück.

Ihre Nahrung erhaschen sie bei ihrem weiten Maule leicht. Auf sie macht besonders ein Raubvogel Jagd, der deßhalb von den Javanen durch Flintenschüsse so viel möglich verscheucht wird.

Das Nest selbst hat etwa die Größe einer halben großen Citrone, der größere Durchmesser beträgt gegen drei Zoll bei einem Drittel für die Tiefe

Die Farbe ist sehr verschieden, sie hängt nicht nur von der Natur der Materialien, sondern ebenfalls von dem Grade der Reinlichkeit ab. In Rücksicht der erstern behauptet Sonnerat, daß dieß auf die Verschiedenheit der Insecten wovon sich die Schwalben nähren ankommt. Ihm zufolge besteht aber ihre Hauptnahrung aus Insecten der stehenden süßen Wasser, da viele dieser Schwalben mehrere Meilen weit vom Meere im Lande selbst nisten. Allein, wenn dieß der einzige Fall wäre, so erklärt man es sich weniger wie die Farbe der

Nester, bald roth, bald grau, bald schwärzlich ist, da die Verschiedenheit der Insecten der süßen Wasser doch nicht so sehr groß ist. Nimmt man aber das Meer und die unermeßliche Varietät seiner kleinsten Bewohner zu Hülfe, so scheint die Erklärung leichter. Ueberdem begünstigt stets die Natur der Bestandtheile dieser Nester, und endlich das Ausfliegen zum Meer und das späte Zurückkehren der Vögel den marinen Ursprung ihrer Nahrung. Denn die Nester selbst sind eigentlich ein Gewebe oder Compositum von lauter gallertartigen Substanzen, gerade wie die Natur der Mollusken, Seegewürmer und Fische.

Sonnerat führt einige Sorten an, welche durchaus von einerlei grauer Farbe sind, nämlich die welche auf der Insel Java innerhalb des Gebiets von Calappa-Rongal und von Godsa nisten, und diese sind nur ein Dritttheil so viel werth, als die von Sampia obgleich ebenfalls von dieser Insel, und letztere, sagt er, sind indeß wiederum sehr viel schlechter als diejenigen, welche man von Ternate und von Borneo erhält. Von dem Grade der Weiße hängt der Kaufpreis ab. Die weißen, im Bruch glänzend wie Gummi, sind sehr theuer und selten. Unreinigkeiten von Federn u. dergl. lassen sich indeß leicht abwaschen.

Steevens theilt die Nester der Güte nach in drei Sorten, die er: Kopf, Leib und Fuß (Head, Belly, Foot) betitelt. Der Fuß, das ist der Theil, mit welchem das Nest an dem

Felsen klebt, ist gelb schmutzig, und hat Federn oder Daunen; der Leib oder Bauch ist gelb, aber ohne Schmutz, und der Kopf weiß; letzterer ist doppelt so viel werth, als der Fuß. Hier scheint offenbar alles von ein und demselben Neste zu verstehen zu seyn, da doch die verschiedenen Sorten der ganzen Nester selbst an Werth von einander abweichen. Beim Einkauf muß man genau darauf acht haben, daß die Nester trocken sind. Um gut zu seyn müssen sie ganz bröckelig seyn, dann sind sie sehr leicht, feucht hingegen sind sie schwer und zäh.

Man bezahlt die Nester theuer. Sonnerat giebt das Pecul (125 Pf.) zu 800 bis 1400 Reichsthaler an. Steevens hingegen rechnet für die erste, beste sehr weiße Sorte (Head) 1200 Tale den Pecul, also (den Tale zu 6 sh. 8 pf., oder nach Sonnerat zu 7½ Liv. stets gegen 2 Thaler zu rechnen) 2400 Rthl. Die zweite Sorte 700 Tale, und die schlechte nur 450 Tael. Einer der neuesten Reisenden, Tombe, setzt sogar den Preis für ein Pfund der besten Sorte dieser Nester auf 5 bis 6 Louisd'or, so daß ein Pecul über 3700 Rthl. (den Louisd'or zu 6 Rthlr.) kosten würde. Da ein Nest etwa nur ½ Loth wiegt, so kann man die erstaunliche Menge denken, welche in viel hundert Pecul, die nur allein in China abgesetzt werden, enthalten seyn müssen. Sie werden in Paketen in Rohr geflochten versendet.

Der Verbrauch dieser sonderbaren Waare, da er so groß ist, muß sehr einträglich seyn;

ich finde mich indeß außer Stand, hierüber etwas bestimmteres anzugeben, doch mag dieser Handel wohl mehrere Millionen betragen. Die Chinesen genießen sie nicht nur als eine vorzügliche Leckerei, sondern als ein höchst nahrhaftes Aphrodisiacum, in Brühen und auf vielartige Weise. Ohne Zusatz von Gewürz geben sie nur eine geschmacklose, obwohl nahrhafte Gallert. Sonnerat fand sie mit Zucker abgekocht erfrischend, und die Javaner geben sie mit Nutzen im hitzigen Fieber. Letztere essen sogar die Vögel selbst, dieß soll aber sehr erhitzend seyn.

Bei der unermeßlichen Bevölkerung und der sehr beträchtlichen Anzahl der Reichen und Großen ist dann der Verbrauch und Handel mit dieser Waare so unbegreiflich stark, das St. Croix bezeugt, er habe in Canton eine ¾ Stunde (Lieues) lange Straße gesehen, in welcher nur allein Boutiquen sich aneinander reiheten, einzig voll von Krämern mit diesen Nestern. In jeder Boutique fanden sich 6 bis 7 Personen beschäftigt, die Nester von Federn zu reinigen. Dies war mithin die schlechtere Sorte, zu dem Preise von 500 Piaster der Pecul. Daneben erinnere man sich nun daß der König von Cochinchina, an dessen Küsten diese Schwalbe ebenfalls in großer Menge nistet, die Nester als ein Regale für sich rechnet, verbraucht und verhandelt.

Es wäre unmöglich, eine so ungeheure Menge dieser Nester herbei zu schaffen, wenn

dieſe Schwalben im Jahre nur einmal brüteten. Gewöhnlich brüten ſie dreimal, ja bis viermal obgleich letzteres, andern Nachrichten zufolge geleugnet wird.

Die Vögel brauchen zwei ganzer Monate, ihr Neſt zu bauen. Nachdem ſie hierauf gelegt haben, brüten ſie 15 bis 16 Tage. Man ſtört ſie während dieſer Zeit durchaus nicht, ſondern wartet bis die Jungen ausgeflogen ſind.

Sodann hebt die große Ernte der Eigenthümer der reichlich damit beſetzten Felſen an. Da iſt es dann nicht unbemerkenswerth; wie hier der Bewohner der heißen Zone gerade auf eben dieſelbe Methode, ſich dieſer Schätze zu bemächtigen gefallen iſt, (eigentlich wohl nothgedrungen fallen mußte), als der Bewohner der kalten Zone beim Gewinnen der Pflaum- und Eiderdunen, der nördlichſten Waſſervögel auf Island, Grönland und den Faroeinſeln.

So wie dort *) kann der Bewohner der Sundinſeln und der Molucken nur mit großer Lebensgefahr die Neſter erreichen. Von früher Jugend iſt er ſchon angezogen zum Erklimmen dieſer Felſen und ihrer Höhlen. Allein die weit entlegenen erreicht er nur durch Strickleitern von Bambusrohr. Die tiefer liegenden ausgehöhlten Felſen erfordern aber eigene Vorrichtungen. Man errichtet eine Art von hölzer-

*) M. ſ. den 3ten Jahrg. dieſes T. B. S. 296. nebſt der Zeichnung.

nen Galgen, oder Bock, auf den hochstehenden oder hervorragenden Felsspitzen, läßt sich vermittelst eines Seiles, gerade wie die Bewohner jener nördlichsten Inseln, bis zu den sonst unerreichbaren Höhlungen hinab und herauf und schwebt auf die Weise fast beständig in Lebensgefahr.

Daher unternehmen diese Vogel- oder Nesterfänger ihre Arbeit nicht leicht ohne zuvor ihren Göttern zu opfern. Das Opfer besteht aus einem Büffel. Auf Java wird zugleich eine eigene Gottheit, die Princessin des südlichen Meeres genannt, verehrt. An den Freitagen, an welchen hauptsächlich diese Jagd Statt findet, bekleidet man die Gottheit auf das köstlichste, und jeder Jäger muß sich sodann mit wohlriechenden Spezereien durchräuchern. Andere Javaner sind indeß hiebei nicht so umständlich.

Unter den vielen übrigen Arten hiesiger Wasser- und Landvögel verdient der Nasehorn-Vogel, der Calao (Hydrocorax Indicus), den wir bereits zuvor in Siam kennen gelernt haben *), bemerkt zu werden, und von diesem Geschlechte (Buceros) kommen mehrere Arten auf den Sundinseln vor.

Von Amphibien hegt Sumatra ebenfalls den Crocodill. Sonderbar ist es, daß auch diese höchst

*) M. s. den 11ten Jahrg. nebst der Zeichnung S. 64.

höchst schädliche Bestie, gerade wie der Tiger, nicht etwa blos gefürchtet, sondern für etwas Heiliges von den Einwohnern angesehen wird. Dieses artet sowohl hier als auf mehreren Inseln dieses Archipels in völlig wahnsinnige Verehrung aus, wir werden darauf in der Folge zurückkommen. Marsden bemerkt hiebei, daß man dem Blicke dieser beiden gefährlichsten Menschenfresser eine Zauberkraft beimesse, wodurch sowohl Thiere, als selbst Menschen gleichsam gezwungen würden entweder geruhig und wie erstarrt ihre Annäherung zu erwarten, oder selbst zu ihnen hingetrieben zu werden.

Dieß wäre denn etwas ähnliches, wie bei der Klapperschlange, deren Zauberkraft uns aber jetzt der berühmte amerikanische Naturforscher Smith-Barton sehr vernünftig weg demonstrirt hat. Indeß scheint es freilich nicht unvernünftig anzunehmen, daß der plötzliche Anblick eines so mächtigen Ungeheuers ein Erstarren hervorbringen mag, das dem Raubthiere die Beute zu erhaschen leichter macht.

Auch das Chameleon, so wie die fliegende Eidechse (Draco volans L.), und sicher mehrere andere Eidechsen nebst vielen größeren und kleinern Schlangenarten kommen hier vor.

Das Meer dieses Archipels ist dabei reich an vielen der großen, vormals ebenfalls zu den schwimmenden Amphibien gerechneten Fische, z. B. Roggen, Haien und andern. Die letztern gewähren, wie dieß schon zuvor bei China bemerkt ist, einen bedeutenden Handelsartikel,

nämlich die eßbaren, so sehr von den Chinesen gesuchten Haifossen.

Sumatra erwartet nebst den übrigen Sund-Inseln noch einen Entomologen, um ihren Reichthum in dieser Rücksicht bekannt zu machen. Es wird hier Seide gewonnen, und die Menge des dort aus den Wäldern erzielten Wachses zeuget für mehrere Arten von Bienen. Auch sind viele Ameisenarten beschwerlich.

Das Gewürm der hiesigen Meere verdient ebenfalls einer besondern Aufmerksamkeit. Außer der schon anderweitig angeführten Balate oder Seeschwalbe (Beach del Mare) führt der Dr. Heyne mehrere Polypenarten von verschiedener Farbe an, welche er selbst an den Küsten der Ratzeninsel, (Rat Island) (unweit des englischen Forts Marlborough von Bencoolen) vorfand. „Sie haben, sagt er, die Gestalt der Blutigel und Schlangen. Einige sind 6 Fuß, und sehr schön gesprenkelt, und von festerm Körper, dahingegen andere nur Wasser zu enthalten scheinen. Auch wurden die ersten von den Matrosen für Blutigel gehalten, allein ich überzeugte mich bald vom Gegentheil durch die Fasern (fringes) die Fühlfäden rund um ihren Mund. Einige sind schwarz, einen Fuß lang und drei Zoll im Durchmesser. Von diesen wird die Tripa (vielleicht Actinia gigantea L.) gemacht, welche bei den Chinesen als eine Leckerei so sehr gesucht wird.

Sind wir hiedurch nun auch etwas weiter gekommen in Ansehung der den Chinesen als

eßbares Handelsprodukt wichtigen Molusken, so bedauert der Naturalist es dennoch sicher, daß hier die genauere Beschreibung und Zeichnung fehlt. Sie scheint indeß mehr auf Seeblasen und Seenesseln (Meer Priapen Actinia und Holothuria L.) oder verwandte Thierarten zu passen, als auf eigentliche Polypen; da jene ebenfalls statt der Arme der Letztern, zu oberst mit Fühlfäden besetzt sind.

Zugleich zeigt aber seine weitere Erzählung wie viele und vielartige Corallenthiere und Seegewächse diese Küsten erzeugen. Einige derselben, z. B. ein Seetang (Fucus) werden von den dortigen Einwohnern mit Pfeffer und Essig gegessen, welches ebenfalls, dem Barrow zufolge, bei den Chinesen der Fall ist, nur daß diese solche Seepflanzen nur erst zu einem Gallert gekocht genießen.

Die Corallen selbst, setzt Dr. Heyne hinzu, sind hier ebenfalls von eben so großer Verschiedenheit als Schönheit, besonders die soliden, flachen (also wohl Madreporen, Milliporen und Zelleporen) findet man von den lebhaftesten Farben; gelb, roth, blau. Einige scheinen wie mit Warzen, andere mit dem schönsten Filigramwerk netzförmig überzogen.

Ferner giebt es hier eine Art Seeschwämme in Menge, welcher eine natürliche gelbe oder orangen Farbe enthält. Man preßt ihn der Farbe wegen, und zieht das übrige mit kochendem Wasser zum Verbrauch heraus.

Was mögen hier nicht noch für nutzbare Seeprodukte unbekannt und verborgen liegen!

Das Folgende, welches uns eben dieser Reisende mittheilt, darf wegen der Verwandtschaft der Materien hier schon eine Stelle finden.

„In diesen Corallenfelsen, welche bei niedrigem Meere gänzlich trocken zu seyn scheinen, sind dennoch beträchtliche Vertiefungen mit Meerwasser angefüllt, und mit mehreren Arten kleinerer Fische, Meeraale und Seeschnecken besetzt. Die Malayen treiben sie aus ihren Höhlen vermittelst eines Giftes heraus, womit sie das Wasser anschwängern. Es ist dieß eine Pflanze, hier Aguer Tuba genannt, welche man getrocknet auf allen Märkten zu kaufen findet. Es ist eine Wurzel einer kriechenden Pflanze, die da allem Ansehn nach, unter das Geschlecht Smilax gehört. Man sagt, daß die Malayen sich ihrer ebenfalls zu Zeiten bedienen, um sich ihrer Verwandten zu entledigen. Um die Fische zu fangen zerklopfen sie nur die Wurzel mit einem Stein, und werfen eine Hand voll davon in das Wasser. Gleich darauf zeigen sich die Fische in großer Bewegung, und suchen ängstlich aus dem Wasser zu springen: die Schaalthiere thun ihre Muscheln von einander; die Krebse und Krabben aber kriechen in großer Verwirrung überall hervor. Bald verwandelt sich aber diese übermäßige Thätigkeit in eine tödtliche Ruhe, da man sie sodann auf dem Wasser schwimmend nur hinweg zu nehmen

nöthig hat. Die Malayen fischen selbst auf die Weise zu Nacht bei Fackelschein.“

Es ist doch merkwürdig, daß das Gift dem Menschen, der diese Fische genießt nicht schädlich wird, da es doch, wie so eben zuvor bemerkt ist, Menschen auf andere Weise genossen tödtet, und da bekanntlich Fische, welche von den Früchten des Manzanilla-Baums Hipomane Manzinella) gefressen haben, denjenigen welche diese Fische genießen, schädlich sind.

Der Mensch.

Wenn wir, wie in den vorigen Theilen dieser Arbeit, die Einwohner auch hier in Urbewohner und Eingewanderte oder Fremde eintheilen, so muß dennoch bei den Inseln des indischen Archipels noch eine besondere Unterabtheilung statt finden.

Ich glaube mich nämlich überzeugt halten zu dürfen, daß die eigentlichen Ureinwohner Schwarze, wirkliche Neger waren, und es zum Theil noch sind, und daß wo diese anjetzt auf unsern Inseln mangeln nur nachmalige Ereignisse und Zufälle sie vertrieben haben, eine Ansicht, die in einem andern Werke umständlicher wird auseinander gesetzt werden, da sie hier für unsere Absicht zu umständlich ja zu fremd seyn würde.

Dieser Annahme zufolge, würde die Beschreibung welche uns Miller, Marsden, Eschelskroon und zum Theil Heyne von

den bei ihnen sogenannten ersten Einwohnern von Sumatra nur auf, lange vor der Ankunft der dortigen Malayen eingewanderte Nationen passen, welche bereits in den ältesten Zeiten jene Neger-Nation theils nur überwältigt, theils gänzlich vertrieben hätten.

Die eigentlichen heutigen Malayen, also die in der zweiten Epoche eingewanderte Nation, welche anjetzt nach den Europäern die größte Rolle spielt, und vielleicht ebensowohl von einigen weiter entlegenen Inseln, als von dem nähern festen Lande anhero kam, behandelte sodann jene frühern Eingewanderten auf ähnliche Weise. Und so zeigen sich auch von diesen letztern nur noch Bruchstücke auf Sumatra, welche man, da sie den Ismaelismus nicht angenommen, und sich ins Binnenland zurückgezogen haben, anjetzt für die uralten Eingebornen ansieht.

Auf die Art zerfallen denn die heutigen Bewohner von Sumatra, die Christen abgerechnet, in zwei Hauptvölkerschaften (A) in diese Ueberreste der ältern Völker, und (B) in die Malayen. Eine dritte Abtheilung (C) machten hierauf die neuen, christlichen Colonisten.

Von der ersten (A) Abtheilung, kennen wir hauptsächlich zwei bis drei verschiedene Völker, nämlich 1) die Battas, 2) die Reangs oder Rejangs und 3) die Lampoons (Lampungs).

Das Land der wegen der Anthropophagie so verschrienen Battas, welches diese anjetzt noch inne haben, ist uns so wie dieses Volk selbst

nur erſt ſeit ſeiner Verbindung mit den Engländern, ſeit 1752 durch Marsden näher bekannt worden. Es erſtreckt ſich ihr Gebiet längſt der Weſtſeite, vom Fluſſe Sinkel bis nach Tabooogang, alſo etwa vom 2ten (1°50′) nördl. Breite bis gegen 10′ ſüdl. Breite; wenn aber Marsden es nur bis Averbongi will gehen laſſen, ſo erreicht es in Süden kaum den Aequator. In Norden wird es von dem Königreiche Achim (Atſchim), in Oſten jenſeits der Gebirge, alſo in der Straße von Malacca, von dem Volke Rou oder Arou begränzt. Indeß ſind dieſe Küſten-Länder, wenn gleich für die Battas gerechnet, dennoch nicht ihr Hauptſitz.

Dieſer beſaßt hauptſächlich das gebirgigte Binnenland zwiſchen jenen Gränzen, in welches bis jetzt die Europäer nur ſelten, und nicht tief eingedrungen ſind.

Das Land iſt wiederum in mehrere Gebiete eingetheilt, Marsden zählt deren als vorzüglich ſechſe, Sinkel iſt einer davon. Jedes derſelben wird von mehreren einzelnen Volksſtämmen bewohnt.

Das Binnenland iſt ſehr fruchtbar, auch weit beſſer angebauet als das flächere Küſtenland. Faſt jeder Baum iſt eigends gepflanzt, das Ganze aber ſehr volkreich.

Die Ortſchaften werden Cambong genannt, beſtehen aber ſelten aus mehr als 20 Häuſern und einem öffentlichen Gebäude, dem Balli, das ſowohl der Rathsverſammlung, als den

öffentlichen Festen und der allgemeinen Bewirthung der Fremden gewidmet ist.

Das Land der Battas giebt dem größten schiffbaren Flusse der Insel, dem Battoo-Barra seinen Ursprung; er ergießt sich, wie schon bemerkt ist, in die Meerenge von Malacca. An diesem Flusse, hoch hinauf im Binnenlande, finden sich die Ueberreste eines alten, großen Gebäudes, dergleichen Sumatra anjetzt keines weiter hat. Es besteht nämlich in einem Viereck aus Backsteinen. In der einen Ecke steht eine sehr hohe Säule, wovon man glaubt daß es für eine Fahne oder Flagge bestimmt gewesen sey. An der Mauer sind erhabene Figuren, der Muthmaßung zufolge chinesische Götzenbilder. Die Backsteine selbst, wovon einige Proben ins englische Comptoir von Tapanouly gebracht wurden, waren kleiner als die gewöhnlichen englischen.

Von dem Ursprunge dieses Gebäudes wußten die Einwohner nicht die mindeste gegründete Vermuthung anzugeben.

Wenn anders, was sich doch wohl sollte ausfindig machen lassen, diese Ruinen auf keinen alten chinesischen Tempel deuten, so gehören sie abermals zu jenen Alterthümern deren wir bereits im Reiche Arakan gedacht haben, und deren sich auch in mehreren Theilen Indiens finden, welche auf eine völlig unbestimmbare Vorzeit und Kultur dieser Länder deuten. Die heutigen Wohnungen dieser Ge-

gend tragen nicht die mindeste Spur von solchem festen Gebäude.

Die Häuser der Battas sind lediglich von Holz errichtet. Sie stehen auf hölzernen Pfählen, 6, 8 ja selbst bis 12 Fuß hoch, und man kommt nur in das Haus vermittelst eines tief eingekerbten Balkens, etwa wie bei den Sommerhütten der Tschuktschis. Diese sonderbare Bauart ist durch die Furcht vor wilden Thieren besonders vor dem Tieger, der hier stark hauset, entstanden; Nachts wird diese unbequeme Leiter aufgezogen. Eine Fallthür führt in das einzige große Gemach, woraus die Wohnung besteht. Das Dach wird von den groben, starken Fäden der Aron-Palme, berühmt wegen der großen Quantität Palmweins, gedeckt, wahrscheinlich in einander geflochten.

Die Battas lassen sich, der Gestalt nach, leicht von den Malayen unterscheiden. Sie sind kleiner, haben eine weißere Haut, letzteres rührt wahrscheinlich nicht blos von ihrer Entfernung vom Meere, sondern ebenfalls von der höhern oder Gebirgslage ihrer Wohnungsplätze her. Ihre Bevölkerung ist sehr beträchtlich, auch haben sie sich ziemlich weit über die Insel verbreitet, denn außer dem oben angeführten Hauptlande findet man sie ebenfalls unter, ja südlich des Aequators.

So wie ihr Körper ist auch ihr Character von den meisten Bewohnern der großen Insel unterschieden, und sie sind sowohl diesem als ihren Sitten und Gewohnheiten stets treu geblieben.

Sie sind höchst reizbar, lieben und vertheidigen die Freiheit mit dem Leben, werden daher sehr leicht in Kampf und Fehde verwickelt, und leben deßhalb fast in daurendem Kriege.

Statt der bei den Malayen üblichen Dolche oder Krieße, führen sie Lanzen von Bambusrohr, und ein messerähnliches Seitengewehr, nebst Lunten-Flinten, und hiezu einen eigenen Kasten mit Patronen. Das nöthige Pulver verfertigen sie selbst, den Salpeter ziehen sie aus dem Ziegenkoth, daß Schießgewehr liefert ihnen aber das benachbarte Königreich Manangcabv. Zur Standarte dient, ein von einem Pferdekopf herabhangender Pferdeschweif, oder eine lange Mähne. Ihre Kriegskunst besteht indeß hauptsächlich nur in nächtlichen Ueberfällen der einzelnen Dörfer untereinander, selten wagen sie ein freies Treffen, weil der Verlust mehrerer Mannschaft einen ganzen Campong zu Grunde richten, und nur die vielen Weiber übrig lassen würde.

Religion würde man den Battas fast gänzlich absprechen, (besonders da sie kein Wort für Gott in ihrer Sprache haben,) wenn nicht mehrere Gebräuche bewiesen, daß sie zwei höhere, Mächtige Wesen glauben, ein Gutes und ein Böses (Oromasdes und Arimanes, der Perser), keines von beiden wird indeß von ihnen angebetet. Das erste nennen sie Daibattah, (andere Sumatraner heißen es Allatalla) das Böse hingegen Murgiso; auch sind Spuren der Lehre der Metempsycose vorhanden, und das höchste Glück

nach dem Tode besteht in abermaliger Belebung eines menschlichen Körpers. Von den Lampunern behauptet Heyne *), daß sie für die Seelen ihrer Verwandten Gastmähler anstellen, wovon sie aber die Speisen selbst verzehren. Auch enthalten sie sich verschiedener Speisen wie die Hindus.

Diese Spuren einer Religion äußern sich aber besonders bei ihren Eiden, Weissagungen und Begräbnissen. Ein Beschuldigter muß, um seine Unschuld darzuthun, sich der Feuerprobe unterwerfen, und der Eid wird geleistet, indem er Reis in den Mund nimmt und wünscht, dieser solle, im Fall er schuldig sey, zu Stein werden; oder er hält eine Flintenkugel empor, mit der Aeußerung, er möge im Fall der Unwahrheit seiner Aussage erschossen werden.

Wichtigere Fälle erfordern folgende größere Feierlichkeit. Man setzt ein kleines bleiernes Bild in eine Schüssel mit Reis, welche wiederum mit Flintenkugeln umgeben ist. Der Angeklagte wünscht nun sein Vieh möge sterben, seine Erndte mislingen, und er selbst nie Salz genießen, (Salz ist bei ihnen nämlich unentbehrlich) wenn er der Wahrheit untreu sey. Uebrigens ward das Bild selbst nicht verehrt.

---

*) Letters on Sumatra, als Anhang zu seinen Tracts on India p. 389. Ich schreibe Lampuhn und nicht Lampon, indem ich Marsden, Forrest und Heyne folgen darf.

Sie haben eine Art von Priestern; diese besorgen nicht nur die Bestattung der Leichen, sondern sie sind auch Weissager. So schlachtet man z. B. einen Büffel bevor ein Kriegszug anhebt, der Priester muß aus den Bewegungen der Eingeweide den glücklichen oder unglücklichen Ausgang desselben prophezeihen. Trift indeß seine Weissagung nicht ein, dann wird er gemishandelt, ja oft büßt er seine Prophezeihung mit dem Tode.

Bei den Begräbnissen der Großen spielen diese Zauberer eine noch lebhaftere Rolle.

Die Leiche bleibt bis zur Versammlung der übrigen Fürsten (Rajahs) unbeerdigt. Sie wird während dessen in ein stark verpichtes Sarg von Ahornholz gelegt, und zugleich eine Röhre von Bambus dabei angebracht, wodurch alle etwanige Flüssigkeiten in die Erde abfließen.

Hat sich alles zur Beerdigung versammlet, so werden Büffel und Pferde geschlachtet. Die Frauen bringen iede einen Korb voll Reis, stellen diese um den Sarg, belustigen sich und tanzen bis der gesammte Vorrath verzehrt ist. Sodann nimmt der Priester, nachdem er sich zuvor den Leib bemahlt und mit Figuren von Thieren tatowirt hat, ein Stück Büffel- oder Pferdefleisch, schwingt es unter Verzerrung und Verdrehungen des Körpers umher, und verzehrt es mit großer Gierigkeit. Hierauf schlachtet er ein Huhn, und läßt das Blut davon auf den Sarg laufen. Gleich darauf nimmt er einen Besen aus den Fäden der Cocosnußschale gemacht, (wohl aus

der Coia) und fährt damit wüthend um sich her, um die bösen Geister hinwegzufegen. Während dessen heben vier Männer den Sarg auf, und laufen damit schnell davon, um jenen bösen Geistern zu entrinnen. Der Sarg wird sodann in die Erde gesenkt, ein Schoppen darüber errichtet, und die Hörner der Opferbüffel an die Pfähle genagelt.

Die Battas leben sehr einfach. Ihre Kleidung besteht aus selbstgemachtem, starken, harten Baumwollenzeuge zu kurzen Hosen und Schürzen, letzter oft mit Korallenschnüren verziert. Der Kopf wird mit einer Mütze von Baumrinde bedeckt.

Nur der Vermögende lebt vom Reis; bei Feierlichkeiten wird Fleisch genossen, besonders Pferdefleisch ist ein Lieblingsgericht, daher dann auch die Pferde eigends gemästet werden. Dem geringen Manne genügt Maiz und Kartoffeln, doch essen sie auch abgestorbene Büffel, ferner Crocodile und, wiewohl selten, Fische, da nur wenige Theile des Landes damit versehen sind; die Fische mangeln wegen der Stürzungen der dortigen Flüsse.

Mit Unrecht beschuldigt man die Battas der eigentlichen, steten Anthropophagie. Diese ist bei ihnen vielmehr eine scheußliche Gewohnheit, welche nur aus Rache ihren Ursprung hat, obgleich sie wirklich noch Statt findet.

Die erste Nachricht, von dieser dort alten Gewohnheit gab der Venetianer Nicolao Conti. Dieser Reisende, der nicht so sehr bekannt ist,

als er es wohl verdient, hatte auf seiner 25 jährigen Reise ebenfalls Sumatra besucht. Er hatte sich aber gezwungen gesehen, um in Indien sein Leben retten zu können, dort den Mahometismus anzunehmen. Als er hierauf von seiner langen Reise zurückgekehrt war, ließ er sich im Jahre 1444 vom Pabste Eugenio IV., der damals in Florenz war, die Absolution geben, um wieder zur christlichen Religion übertreten zu können. Dieß berichtet Ramusio zum Eingang der von ihm aus dem Lateinischen übersetzten Reise *) des Conti. I Tapobrani, denn so bezeichnet er Sumatra, mangiano carne humana, é le teste usano in luogo di monete é per contrattar mercantie **) Das Volk dieser Insel, welches Menschenfleisch genießt und in steten Kriegen lebt, wie er ausdrücklich sagt, hatte schon damals fast den heutigen Namen, er nennet es Batech.

Marsden hat die Sache selbst vollkommen bestätigt, und zugleich die Battas, wenigstens in so weit vertheidigt, daß dieses Volk nicht häufig das Menschenfleisch als Nahrung genießt, wie dieß bei den Jaggas in Afrika seyn soll, sondern nur wie bei den Anzikern in Süd-

*) Ramusio Primo Volume, Terza edicione p. 338.

**) Ebend. p. 359. E. (Essen Menschenfleisch, und bedienen sich der Schädel statt der Münze und zum Einhandeln der Waaren.)

Amerika, aus Rachsucht, oder aus Abscheu gegen das Laster. Es werden nämlich als Schlachtopfer hiezu nur solche Kriegsgefangene ausersehen, deren Verwandte zu unvermögend sind, sie mit Gelde auszulösen; ferner große Missethäter.

Dem Unglücklichen wird zuförderst ein Tuch, welches ihm über den Kopf geworfen wird, nebst einer großen Schüssel mit Salz und Citronen zugeschickt. Hierauf richtet der ganze Stamm über sein Verbrechen. Sodann bindet man ihn an einen Pfahl fest, und das versammelte Volk wirft aus einer gewissen Entfernung seine Lanzen auf ihn. Sobald er hierdurch tödlich verwundet ist, stürzt jeder über ihn her, schneidet ihm mit Messern Stücke Fleisch aus dem Leibe, taucht sie in die Schüssel mit Salz und Citronensaft, röstet sie schnell über ein eigends dazu angemachtes Feuer, und verschlingt sie mit gräßlicher Gierigkeit. Sie verzehren auf die Weise oftmals den ganzen Körper, ja ihre Wuth geht so weit, daß sie sogar den wilden Thieren gleich, dem Unglücklichen das Fleisch mit den Zähnen selbst abreißen. Diese Thatsachen sind durch mehrere der gültigsten Zeugen bestätigt, *) ja ein Engländer soll ebenfalls das Opfer dieser Unmenschen geworden seyn, auch sahe Miller in dem Sappeau oder dem

*) A Voyage fr. Calcutta to the Mergui Archipelago etc. Lond. 1792. p. 38. Note.

Hause das zum öffentlichen Empfang von Gesandten bestimmt ist, einen Menschenschädel, den der Rajah selbst für den Schädel eines auf die Weise gefressenen Gefangenen ausgab.

Jene Behauptung des Venezianers Conti, daß die Battas mit den Schädeln der Getödteten einen Handel trieben, scheint sich indeß nicht zu bestätigen.

Die Regierung ist in den Händen der Rajahs oder Fürsten. Indeß lassen sich nicht alle Stämme auf gleiche Weise von ihrem Rajah behandeln. Bei einigen sind sie fast unumschränkt, bei andern hingegen haben sie nur einen Schatten der Gewalt; die mächtigen Vasallen bequemen sich nicht zu allem. Die Unterthanen sind übrigens verbunden eine Anzahl von Tagen in des Fürsten Reispflanzungen zu arbeiten, auch ihn, gegen eine von ihm bestimmte Schätzung mit Lebensmitteln auf einem Kriegszuge oder einer Reise zu versehen. Jedoch hat das Volk unbeschränktes Eigenthumsrecht über seine Güter, kann sie veräußern wie es will.

Der Fürst erhält seine Einnahme vorzüglich von allen Campher- und Benzoebäumen, denn diese sind ein Regale, jedoch nimmt man es hiebei nicht sehr strenge. Ferner fallen ihm die Strafgelder von den Gerichten dictirt zu. Uneinigkeiten zwischen verschiedenen Ortschaften (Campongs) werden bei einer Zusammenkunft der Rajahs entschieden; dagegen entscheiden

die

die Gerichte die Streitigkeiten der einzelnen Ortsbewohner ohne Zuthun der Rajahs.

In Ansehung der Familieneinrichtungen, so haben wir bereits vorlängst die drei von einander verschiedenen Heirathsmethoden, welche unter den Battas herschen, umständlich beschrieben *). Wir sahen daraus, daß bei diesem polygamischen Volke zwar die eine Heirathsmethode in wirklichem Kauf des Weibes bestand, daß indeß daneben eine andere Statt hatte, welche mit der europäischen Weise förmlich um die Braut anzuhalten, übereinstimmet.

Noch haben wir in den neuern Zeiten zwei andere der ältern Völker kennen gelernt, ebenfalls Bergbewohner, verschieden von den Malayen, und jedes von den übrigen unabhängig. Die Rejangs (Reschans) und die Lampoons (Lampuhns). Die Länder dieser beiden Völkerschaften liegen gänzlich in der südlichen Hälfte von Sumatra. Das Land der Rejangs wäre, den Angaben von Marsden und der Karte von Eschelskroon zufolge, innerhalb des Königreichs Indrapur gelegen, gegen den 4ten Grad s. Breiten, nämlich landeinwerts im Gebirgsgebiet, und würde durch den Fluß Cataven in Süden begränzt.

Das Land der Lampuner, an welchem Dampin in Osten angränzt, liegt am südlichsten

*) M. s. den 1ten Th. dieses T. B. S. 201 bis 205.

Ende der ganzen Insel, an der Straße Sunda. Die dortige Bay, desselben Namens, ist groß, und hält mehrere Inseln. Ihr im Westen ist die ebenfalls sehr bekannte Keysersbay, worin die Insel gleiches Namens gelegen ist. Das Land Lampoon ist im Ganzen unfruchtbar, erstreckt sich dort gegen 50 Meilen, und hat zwei in die Sundsee sich ergießende Flüsse.

Die Rejangs unterscheiden sich leicht von den Malayen durch ihr Aeußeres. Sie sind kleiner und von feinerm Knochenbau, vorzüglich schwach an den Knöcheln, sowohl der Füße als der Hände. Bei beiden Nationen, bei den Rejangs und den Lampunen herrschen, wie bei vielen Bergbewohnern die Kröpfe. Da sie daneben die unvernünftige Gewohnheit haben, ihren Kindern die Nasen zu plätschen, die Köpfe platt zu drücken, und die Ohren so viel möglich lang zu zerren, so erhalten sie ein höchst widriges Ansehen. Die Kröpfe schreibt man besonders dem dichten Nebel, hier Cabvot genannt, zu, welcher innerhalb der dortigen Gebirge bis zu Mittage aufsteigt und nur erst Nachmittags sich vertheilt.

Die Rejangs haben glänzende, dunkle Augen; allein ihr Schnitt und Größe ist, vorzüglich bei den Weibern, wie bei den Chinesen. Auch haben die Männer wie jene, fast gar keinen Bart bis auf einen Bartzipfel am Kinne; alle übrige Theile des Leibes säubern beide Geschlechter von Haaren. Schon in früher Jugend ätzt

man den Knaben die Haare von der Oberlefze und dem Kinne mit Kalch hinweg.

Die Sprache dieſer Völker iſt ganz von der der übrigen Bewohner von Sumatra verſchieden.

Sie ſalben das Haar mit Kokosöl; die Männer tragen es kurz, die Weiber hingegen lang. Uebrigens werden leztere nicht ſtrenge gehalten oder eingeſchloſſen, obgleich ſie eiferſüchtig ſind; ſie haben z. B. die Erlaubniß zu öffentlichen Tänzen zugelaſſen zu werden. Uebrigens ſind die Lampuner zuvorkommend gegen Fremde (Heyne).

Dieſe Nationen haben auch die ſeltſame Gewohnheit, an dem Daumen und dem kleinen Finger die Nägel ſehr lang wachſen zu laſſen; hiedurch zeichnen ſich beſonders die Vornehmen, ebenfalls wie bei den Chineſen, aus, um zu zeigen, daß ſie keine Handarbeit thun. Einige färben ſogar dieſe lange Nägel roth.

Sie feilen ihre, von Natur ſchönen Zähne oft bis auf das Zahnfleiſch ab; dieß verrichten ſie vermittelſt eines Schleifſteins, und der Leidende liegt bei der Operation auf dem Rücken. Auch ſchwärzen ſie die Zähne durch Aezmittel. Vornehme legen um einzelne Zähne oftmals eine goldene Einfaſſung, ja zuweilen um die geſammte Zahnreihe, nehmen auch dieſe goldene Capſeln weder beim Eſſen noch für die Nacht ab. Andere feilen dagegen die Zähne ſpiz.

Hierin ſtimmen in mehreren Theilen der Inſel auch noch andere Bergbewohner und

kleinere Nationen, ja selbst oftmals viele der Malayen überein. Die Lampunger zeichnen sich noch dadurch aus, daß sie in ihren Kriegen, ungeheure Lanzen oder Spieße führen, die drei Menschen erfordern.

Wir gehen nun zu der mächtigsten Nation auf Sumatra über, zu den Malayen.

Da wir bereits früher von den Malayen umständliche Nachricht gegeben haben *), so ist hier nur weniges hinzuzufügen.

Diese Nation hat sich beinahe über die gesammte Insel verbreitet, denn die früher dort Eingewanderten, deren wir zuvor gedacht haben, nehmen jetzt nur einen weit unbedeutendern Theil des Binnenlandes ein. Indeß sind die Reiche der Malayen in unsern Zeiten selbst nicht mehr in sehr blühendem Zustande. Ihr vormals wichtigstes Reich Menangcabo, Kaiserthum oder Großsultanie, beherrschte vor einigen Jahrhunderten fast alle kleinere Staaten. Anjetzt ist es auf einen mittleren Theil der Insel, nördlich und südlich des Aequators beschränkt, doch ist der südliche Theil so viel beträchtlicher, daß Eschelskroons Karte sogar das Ganze südlich des Aequators gelegt hat.

Die gesammte Erstreckung beträgt jetzt gegen 20 Meilen. Oestlich trennt hohes Kettengebirge die Länder Campara und Andragiri davon, in Süden aber das Reich Indrapura.

*) S. B. der Reisen, Eilfter Jahrg. 1te Abth. S. 171 — 190.

Indeß ist dieses Reich stets eine der herrlichsten, fruchtbarsten Ebenen innerhalb der Gebirge ohne große Waldungen und ohne Wildnisse. Daneben genießt es des Vortheils vieler Flüsse, wichtig sowohl für die Fruchtbarkeit des Bodens als für den Handel. Die vornehmsten sind die Flüsse Recan, Jambi, Andragiri, Palimban, Passaman und viele andere kleinere, welche jener Karte zufolge ins Westmeer fließen.

Diese Lage und die vormalige Größe des Reichs erhoben es zu einer solchen Größe, daß selbst noch jetzt die Spuren davon sichtbar sind. Noch jetzt ehren die übrigen Länder den Sultan von Menangcabo nicht blos als den ältesten Monarchen der Insel, sondern sie legen ihm eine unserm Pabste ähnliche, geistliche Würde bei, und verehren ihn wenigstens auf eine religiöse Art.

Auch hat sich die Kultur in diesem Reiche vorzüglich erhalten. Hier finden sich nämlich bedeutende Manufacturen von Waffen, von Kanonen, Luntenflinten, Säbeln, Krissen (Dolche), Lanzen, und werden besonders für die Bergvölker hier fabricirt. Dieser Handel ist daher beträchtlich.

Da nun dieses Binnenland bei seiner übrigen großen Fruchtbarkeit an andern wichtigen Waaren, beträchtliche Goldminen besitzt, so bleibt Menangcabo noch jetzt ein Hauptheil der Insel. Die Goldminen liegen drei bis vier Tagereisen innerhalb des Gebirges, die dortigen Bewohner nennt man die Tiga-Blas-Cottas.

Selbst die wissenschaftliche Kultur zeigt hier noch jetzt bedeutende Spuren. Die hiesigen Einwohner sind als die vorzüglichsten Bänkelsänger bekannt, haben auch mehrere Lieder, Pantans genannt, und ein Märchenbuch Cabao, so daß man dieß Land als den Sitz der malayischen schönen Litteratur ansieht. Sie schreiben mit arabischen Buchstaben, haben indeß außer den Abschriften des Korans keine Religionsbücher, wie auch keine Annalen oder Geschichtsbücher.

Anietzt folgen sie dem Mahomet, jedoch nur erst seit 1400. Die Araber sind nämlich auch hier den Portugiesen zuvorgekommen, wie auf den Molukken. Dieß zeigte sich auch dadurch, daß sie bereits vor Ankunft der Portugiesen Kanonen und Schießgewehr hatten.

Die Regierung des Sultans ist indeß heut zu Tage sehr beschränkt, von den Holländern eben so abhängig als seine großen Vasallen die Rajahs und Pangeraer wiederum von ihm.

Den Hauptort oder den Sitz der Regierung hat der Sultan, um sich weniger von den Europäern beschränkt zu fühlen, und freier leben zu können, weit in das Gebirge verlegt.

Diese Stadt, Paggarutschung, ist denn zugleich der Sitz der Musen und der Religion. Hieher reisen nämlich die Malayen, um die geistlichen und gelehrten Würden vom Sultan z. B. eines Mullahs, Pandits, Catrils u. s. w. zu erhalten; in Ansehung der Religion ist es gleichsam das Mecca der Malayen auf Sumatra.

Auch gestehen die übrigen Regenten dieser Insel, z. B. die Könige von Achim, von Palambang, Jambi und andere, deren wir sofort kürzlich erwähnen werden, es zu daß der Kaiser von Menangcabo ihr Ahnherr war, von dem sie in der Vorzeit ihre Gewalt erhielten. So sehr nun auch anjetzt seine Macht gesunken und er selbst von Fremden abhängig geworden ist, so ist ihm dennoch sein antiker Stolz und seine Eitelkeit noch verblieben. So nennt er sich z. B. noch den Regenten von gleichem Alter mit der Schöpfung der Welt; ferner, den Vicekönig des Himmels; der dessen eines Auge gleich ist der Sonne, das andere dem Monde; Herr des unbesiegten Hahns; u. dgl.

Der letztere Titel kann nur auf Sumatra nicht lächerlich scheinen, denn hier herrscht eine wunderbare Vorliebe für Hahnenkämpfe.

Unter den übrigen Vergnügungen und Spielen der Sumatraner wird nämlich das Hahnenkämpfen mit wilder Leidenschaft getrieben. Kein Gastmahl oder Hochzeit darf ohne diese Lustbarkeit seyn. Man sieht sodann die dazu Eingeladenen oftmals 50 und mehr, jeden mit seinem Kampfhahn unter dem Arm, herbeieilen. Es ist gar nicht ungewöhnlich, daß auf eine einzige Partie 100 spanische Thaler gesetzt werden, ja man findet Beispiele, daß Hausväter, die Mutter, die Schwester, selbst ihre Frau und Kinder verspielen, nämlich verwetten.

Der Platz worauf die Gefechte vor sich gehen, ist entweder auf ebener Erde, oder auf einer erhöheten Bühne, aber stets mit einer Balustrade umgeben, die die Zuschauer absondert. Vier eigene Richter entscheiden über alle Vorfälle.

Die Kampfhähne, unter welchen die malayischen besonders geschätzt werden, erzieht man mit gröſter Sorgfalt, und sie werden dabei viel gehandhabet, um ihnen die Scheuheit vor Menschen zu benehmen. Sie werden nicht, wie in England, nur mit künstlichen Sporen, sondern gar mit scharfen Messern in Gestalt eines Schwerdtes bewafnet. Auch endigt das Gefecht fast jederzeit mit dem Tode, oftmals beider Kämpfer. Der Sieger muß aber selbst nach der Flucht oder dem Tode des Ueberwundenen noch so viel Muth und Kraft äußern, daß wenn ihm sein Schlachtopfer vorgehalten wird, er noch dreimal nach ihm hacket oder pickt, im entgegengesezten Fall erkennt man ihn nicht als Sieger.

Wie beträchtlich oder vielmehr kostspielig müssen diese Kämpfe seyn! Da nämlich in den nördlichen Theilen von Sumatra, z. B. im Königreiche Atschin, fast alles durch Goldstaub erhandelt und überhaupt ausgegleicht, mithin alles durch das Abwiegen dieses Staubes entschieden wird, so beträgt zuweilen der Auskehrigt einer solchen Hahnen-Arena jährlich über 1000 Thaler!

Unter eines Thalers Werth, tritt kein guter Hahn zum Kampfe auf, ja man hat Beispiele daß ein Besitzer von seinem Hahne so sehr eingenommen war, um seinem Sohne auf dem Sterbebette anzubefehlen, sein ganzes Vermögen auf den Kampf dieses Hahnes zu setzen.

Das zunächst in Süden an die Sultanie Menangcabo stoßende Reich Indrapura ist sowohl wegen seiner Größe, als wegen seiner Handelsverbindungen mit den Europäern nicht unwichtig. Indeß ist seine bösartige Luft, welche die tiefen Moräste bei der großen Hitze aushauchen, selbst den Asiaten so sehr nachtheilig, daß das dadurch erzeugte tödliche Fieber, begleitet mit einer harten Geschwulst in der linken Seite, sehr viele hinwegrafft und selbst wenn die Ausländer dem Tode entkommen, so nimmt zwar diese bösartige Geschwulst bei der Rückkehr nach Norden nur langsam ab, und oft bleibt ihnen lange ein fieber Körper.

Nur der große Handelsgewinn bestimmt die Holländer hier zu verweilen. Von letztern ist anietzt *) auch dieser Sultan durchaus abhängig. Sie ertheilen ihm sogar nur gegen Zahlung von 200 Rthlr. die Sultanswürde und die des ersten Ministers und der kleinern Fürsten wird mit 120 bezahlt. Als Zeichen seiner Würde erhält der Sultan dann ein spanisches Rohr mit einem *suwassenen* Knopfe, einer Com-

*) Vor der Besitznahme durch die Engländer.

position von ⅞ Gold und ⅛ Kupfer. Daneben zahlt ihm, als Vergütung für ihre dortige Besitzungen die Compagnie jährlich 1500 Reichsthaler, auch einen gewissen Antheil an dem Campher und Benzoe seines eigenen Landes!

Die Hauptstadt Indrapura hat einen sichern, aber nur kleinen Hafen, ist indeß, wenn gleich nur eine große Dorfschaft, dennoch ein sehr beträchtlicher Handelsort.

Ein ebenfalls wegen seiner wichtigen Handelsprodukte bedeutender Staat ist noch jenseits der Linie tief in Südosten das Reich Palimbam. In dem Hauptorte gleiches Namens erhandeln nur allein die Holländer jährlich 2 Millionen Pfund Pfeffer zu 10½ holl. Gulden den Centner, wie auch 1½ Mill. Pf. Spiauter (Zink) den Centner zu 28½ Gulden, ohne der vielen übrigen Produkte, z. B. Gold, Zinn, Wachs u. s. w. zu erwähnen.

Wir übergehen mehrere minder bedeutende Reiche an der Südseite des Aequators z. B. Jambi oder Djambi, da hier von keiner eigentlichen Geographie die Rede seyn kann, und diese Länder fast durchgängig eben dieselben Produkte und Menschen haben; fast alle sind von Malayen bewohnt.

An der Nordseite mag zuletzt noch das vormals so wichtige Königreich Achim, Atschin oder eigentlich Aché hier noch etwas genauer angezeigt werden.

In alten Zeiten, ja selbst noch bei der Ankunft der Portugiesen war Atschin eines der

gröſten und zugleich, in Rückſicht des Handels wohl das wichtigſte Reich oder Kaiſerthum von Sumatra. Es iſt an der nördlichſten Spitze gelegen. Einige rechnen die Größe auf 4080 □ Meilen. Jetzt erſtreckt es ſich nur auf 150 engl. Meilen in Südoſt, da es vormals bis Indrapura hinabging; anjetzt in Oſten bis zu Batta Barz, in Weſten bis Barros, welches die Holländer aufgegeben haben. Forreſt, der dem Reiche eine dreieckige Geſtalt zuſchreibt, ſagt, es reiche im Binnenlande nur bis Sinkel woſelbſt die Beſitzungen der Battas anheben.

Das Land, welches innerhalb der Gebirge, die es von der Nordſpitze nach Südoſt hin ſchützen, liegt, iſt, dieſem Reiſenden zufolge der hier zuletzt einige Zeit verweilte, das volkreichſte von ganz Sumatra.

Die Hauptſtadt, der Sitz des Sultans, ebenfalls Atſchin genannt, iſt an einem Fluſſe gleiches Namens, der im Nordmeere endigt, unter 5¼° nördl. Breite gelegen. Sie hält 8000 auseinander unregelmäßig liegende Häuſer, dichte Waldung, welche ſie umgiebt, macht ſie in der Ferne unſichtbar.

Von der Mündung des Fluſſes her bildet die Stadt mit den Umgebungen ein herrliches amphitheatraliſches Thal.

Folgendes reizende Gemählde von der Hauptſtadt giebt uns bereits 1699 der Vater Premarre, in den lettres édifiantes. Man denke ſich einen weit ausgedehnten Wald von Cocos, Bambus Piſang und Ananas, durch deſſen

Mitte ein schöner Strom, über und über mit Schiffen bedeckt, hinfließt. In diesem Fortsetze man eine unbeschreibliche Menge, von Rohr und Baumrinden errichtete Häuser, welche bald zusammen Gassen bilden, bald weit auseinander liegen, zwischen denselben Gärten und Wiesen. Alle diese Wohnungen reichlich mit Menschen vieler Nationen besetzt. So hat man das Bild der Stadt Achim.

Dabei ist ihr Hafen wunderbar schön zur Landung und die Luft sehr gesund *). Schade daß der Fluß nicht in jeder Jahrszeit fahrbar ist.

Der Handel, wenn gleich weit geringer als in frühern Zeiten, ist indeß noch jetzt bedeutend, da nur hier eigentlich alle Handelsschiffe landen dürfen. Besonders thätig zeigen sich in dieser Rücksicht die Tschulier (Chulier), Malabaren genannt, obgleich ein großer Theil derselben auch in andern Theilen Indiens wohnt, z. B. in Queda (auf der Westseite der Halbinsel Malacca) und den benachbarten Inseln. Sie bringen eine Menge von den Engländern in Hindostan eingekaufte Waaren, z. B. Tuch, Baumwollenzeuge, wie auch Degenklingen, und andere Stahlwaaren, und nehmen besonders Gold, wie auch Betelnüsse, Benzoin und Campher; letztern verhandeln sie an die Chinesen

*) Lettres edif. T. XII. oder deutsch, im Neuen Weltboten, 1ster Band 2ter Theil. S. 15. folio.

mit großem Gewinn. Das Gold kommt vorzüglich aus Nalabu, unter 4°10′ nördl. Breite weiter in Süden am Meere, woselbst es zwar gegraben wird, allein auf Befehl des Sultans um Unterschleif zu verhüten nur in der Hauptstadt verhandelt werden darf. Ueberhaupt muß der Europäer äußerst auf seiner Hut seyn, da die Atschiner ränkevoller und betriegerischer sind als die meisten übrigen Völker von Sumatra. Als Ballast nehmen die Tschulier Salz, und zum Schiffsvorrath eingesalzene Limonen 1000 bis 1200 Stück für 1 Thaler wie auch Dammer, ein Harz, das aus einem Baume willkührlich herabrinnt, und besonders auch zum Kalfatern der Schiffe benutzt wird, es ist ein bedeutender Handelsartikel. Diese Handelsleute stehen hier sehr in Ansehen, man räumt ihnen einen eigenen bequemen Platz unweit des Flusses ein, woselbst sie sich Wohnungen errichten. Sie sprechen die hiesige Sprache sowohl als die von Madras, sind in ihrem Handel sehr ordentlich und gescheidt, so daß Forrest bei ihnen das englische Tuch eben so wohlfeil kaufte als in Madras. Eine hiesige Goldmünze Massiah genannt, ist so groß als ein zweigutgroschen Stück; sein innerer Werth aber viel minder als ihn die arabische Inschrift angiebt. Von sehr kleinen Münzen sind vorzüglich die bleiernen Petits in Umlauf; 600 bis 650 betragen einen spanischen Thaler. Der König oder Sultan von Atschin wiederruft sie zuzeiten gegen neue, mit einem Gewinn von 25 Procent.

Sofort nach dem Einlauf der Handelsschiffe belegt der Shabandar (Finanz und Handelsminister) alle Waaren, um sie zu schätzen, und nur erst nach Erhebung der königlichen Taxe oder des Zolls steht der Handel offen.

Ein sehr vortheilhafter Handelsartikel ist hier das Opium. Forrest verkaufte z. B. eine Quantität dieses berauschenden Gifts, welche er in Hindostan mit 250 Rupien bezahlt hatte, in Achim für 550.

Am wichtigsten ist aber dieses Land in Ansehung des Pfeffers. Es bringt nämlich, sagt Heyne, jährlich 4000 Tonnen Pfeffer hervor.

Man hat hier viele Arten von Fahrzeugen. Einige sind außerordentlich klein zu einzelnen Ueberfahrten und Untiefen. Auch finden hier schon die durch die neuern Weltumsegelungen so bekannt gewordenen Fahrzeuge mit Auslegern (Outriggers) statt, da nämlich mehrere Balken auf den Seiten heraustreten, um desto besser das Gleichgewicht zu halten.

Was die Nation selbst betrift, so zeichnet sich diese, wenn gleich ebenfalls Malayen, von den übrigen sehr aus. Sie sind dem angeführten Reisenden zufolge, gröser und stärker gebauet, dabei dunkler von Farbe, und talentvoller als die übrigen; sie besitzen mehrere Fabriken, und ihre Arbeiter sind nicht schlecht. Sie haben zugleich den Vorzug der besten Pferde, und bedienen sich dieser nebst dem Büffel, sowohl als selbst der Elephanten zu vieler Art von Geschäften. Das Land hat daneben einen Reich-

thum sowohl an Pfeffer als an einer großen Anzahl der herrlichsten Früchte aller Art z. B. des Manguſtans, des Rambuſtans, Jacken, Piſangs, Durions, Pumpelmoos, Ananas, kurz faſt an allen vegetabiliſchen Schätzen des heißen Orients.

Auch ſind ſie unſtreitig die erſten Handelsleute der ganzen Inſel; allein ihr ſo eben angegebener höchſttrügeriſcher und leicht in Grauſamkeit ausartender Character, macht ſie den Fremden äußerſt gefährlich.

Die Wichtigkeit dieſes Reichs iſt aber durch den höhern Grad der Kultur um vieles vermehrt, den es in den letzten Zeiten dem Sultan Ula-Odien, welcher im Jahre 1784 regierte, zu verdanken hat. Dieſer hatte zu Lebzeiten ſeines Vorgängers, ſeines Vaters, eine Reiſe nach Mecca machen müſſen. Und da er unterwegens an die Inſel Mauritius oder Isle de France angetrieben war, ſo verblieb er dort über einen Monat. Hier unterſuchte er mit vielem Fleiße alles was ihm nützliches und wenigbekanntes vorkam, beſonders alles was zum Kriegsweſen, Kanonengießen u. ſ. w. gehört; er lernte dort den Werth fremder Sprachen kennen und ſprach daher ſowohl franzöſiſch als auch portugieſiſch. Vielleicht nahm er auch von dort die Idee eines Kriegsordens mit, denn als Forreſt ihm nachmals, da er zur Regierung gelangt war, aufwartete, ward dieſer engliſche Schifscapitain mit dem Achimſchen Schwerdtorden beehrt.

Da der Engländer bei dieser Gelegenheit eine Beschreibung sowohl der hiebei vorgekommenen Ceremonien, als auch der Audienz und des Pallasts des Sultans giebt, so wird seine Nachricht hievon hier nicht am unrechten Orte stehen.

„Als der erste Minister, Posally, mir die gnädige Gesinnung des Königs kund gemacht hatte, mußte ich meinen Namen aufschreiben. Diesen lies ich ihn aussprechen, worauf er den Namen in arabischen Buchstaben selbst niederschrieb, um ihn dem Goldschmiede zu geben, der ihn auf das Ordensschild setzen sollte. Nach einigen Tagen ladete mich ein Unterofficier der Seapoys ein, nach dem Pallast zu kommen und Posally, dem ich dieß anzeigte, begleitete mich Abends dorthin. Der König, der in einer erhöheten Nische saß, und sich mit seinen Hofleuten von dort herab unterhielt, sprach einige Worte auf Atschinisch zu Posally, worauf dieser sodann zu mir trat, und mir eine dünne goldene Kette um den Hals hing, an welcher der goldene Schwerdtorden befestigt war. Dieser bestand, (so zeigt es das Kupfer) aus drei ovalen, horizontal hangenden, kleinen, goldenen Platten. Auf zweien derselben standen einige arabische Buchstaben (vermuthlich jener Name) in Filigram-Arbeit geschrieben. Die dritte Platte enthielt, in gleicher Lage, ein geflammtes Schwerdt in erhabener Arbeit. Auf die Weise bekleidete er mich mit dem Orden des goldenen Schwerdts (Piddang Mas), worauf ich dem Könige

Könige eine tiefe Verbeugung machte und mich hierauf auch gegen die Hofleute verneigte, der König lächelte, und letztere machten mir ein Gegencompliment, indem sie sich verbeugten, und beide Hände zum Kopf aufhuben.

Am folgenden Tage erhielt ich einen jungen Stier, zwei zerlegte Ziegen nebst einer großen Menge der schönsten Früchte. Ich sandte dagegen zwei Stück geblümten chinesischen Dammast, vier Dutzend Flaschen Räuchwerk, verschiedene Kupferstiche die Genealogie der Könige von Mindanao betreffend, wie auch eins von einer dortigen Heirathsceremonie, an Posally aber ein Paar Pistolen, die ihm gefallen hatten."

Von dem Pallaste oder Dallum des Sultans selbst giebt Forrest folgende Nachricht.

Er ist etwa 300 Fuß von dem äußersten Theile der Stadt, auf einer Erhöhung gelegen, um ihn gegen Ueberschwemmung zu sichern. Man gelangt dahin zu Lande, und auch zu Wasser vermittelst eines Kanals vom Flusse. Sein Umfang beträgt jetzt drei Viertel engl. Meilen, denn daß er vormals weit größer war, ergab sich aus dem hervorstehenden Gebälke und sonstigen Ruinen, welche der Engländer bei einer andern Gelegenheit wahrnahm. Ueberall ist er mit Gräben und einer starken, jedoch nicht hohen Mauer umgeben, und von großen Bäumen und Bambus beschattet.

Wie sehr aber der König selbst in seinem [illegible]ft auf seiner Hut ist, ergab sich daraus, d[illegible]n durch Hinterthüren in seine innern

Zimmer gelangte, und dabei auch stets auf Leitern dazu hinaufsteigen mußte; der Engländer erhielt auf die Art nur Abends Audienz.

„Der Audienzsaal (Ruma Bicharro) selbst war 60 Fuß lang, und 20 breit. Er war von Stein erbauet und mit steinernem Fußboden. An dem einen Ende, welches mit Teppichen belegt war, hing als Vorhang ein Stück prächtiger Goldstoff von 15 Quadrat Fuß, fast bis zur Erde herab. Etwa 20 schöngekleidete Personen, hierunter ein ehrwürdiger Caliph, befanden sich nebst andern im Zimmer, alle barfuß, die Pantoffeln hatten sie an der Thür ablegen müssen. Zwei Seapoys hielten die Wache. Als ich hereintrat und die Gesellschaft gegrüßt hatte, ward jener goldne Vorhang aufgezogen, und wir verbeugten uns darauf alle gegen Sr. Majestät, der mich sofort ins Auge faßte. Meine beiden Bedienten mußten auf Befehl des Shabandars hierauf mit einer Verbeugung die Geschenke in die Höhe heben und sodann abtreten.

Der König saß nämlich mit verschränkten Beinen in der großen Niche (oder Alcoven) die zuvor von dem Vorhange bedeckt war auf einem Armstuhl; seine Pantoffeln standen neben ihm auf dem Boden. Er war in Silberbrocad gekleidet, der eine untere Kleidung von weißem Musselin bedeckte. Ein einziges kleines Stück Goldbrocad war als Turban in einen Knoten um den Kopf geschürzt, und mit einigen [illegible]welen verziert. Es war ein Mann von [illegible]a

40 Jahren, von angenehmen Gesichtszügen, und für einen Malayen ziemlich weiß. Auf dem Boden, nahe an des Sultans Sitz, saßen zwei ältliche Frauenzimmer, mit niedergerichteten Augen. Die Nische, etwa 5 Fuß höher als der Saal, ward durch roth angefärbte Wachslichte erleuchtet, die Halle oder der Saal selbst aber durch herabhangende Lampen, in welchen Oel brannte.

Die Regierung selbst besteht außer dem Sultan aus 4 Oluballangs oder Räthen der ersten Klasse und 8 geringern.

Eine Frau, (wahrscheinlich eine derjenigen, welche Forrest bei der Audienz antraf) sitzt dem Könige zu Füßen und überträgt dessen Befehle an die Verschnittenen, durch diese gelangen sie dann weiter zu den übrigen Behörden.

Die Strafen waren von jeher oft grausam oder wenigstens hart. Diebstahl wird je nach dem Werth des Gestohlnen durch Verlust einiger Finger, oder der Hand oder des Fußes bestraft. Dem Ehebrecher giebt man ein Schwerdt in die Hand, hiemit mag er sich gegen eine Menge gutbewafnete Anverwandte der Frau wo möglich vertheidigen, oder vielmehr durchschlagen, denn diese fallen über ihn her, hauen ihn fast jederzeit in Stücken, und beerdigen ihn nur wie einen Büffel (?) nicht in dem Familien-Begräbnis.

Die Einnahme des Königs ist, in unsern Zeiten, sehr gering. Die Ausgangs- und Eingangszölle sollen ihm jährlich nur 12 bis 15 tau-

send Thaler eintragen, das übrige erhält er von den Grundbesitzern, monatlich von jedem ein Maas Reis.

So ist dann freilich die Macht und der Reichthum der Sultane von Achim außerordentlich herabgesunken. Marsden zeigt aus gültigen Quellen, daß der Sultan im Jahre 1615 ein Heer von 60 tausend Mann auf 500 Seegeln auslaufen ließ, und der französische Admiral Beaulieu sahe im Jahre 1621 blos zum Prunk bei seiner Audienz dort, auf 3 Bahar (den Bahar zu 350 Pf.) Gold an Geschmeide und Vasen, außer einer großen Menge Edelsteine, unter welchen sich mehrere Diamanten von bedeutendem Werth befanden. Kein Wunder also, daß unser Wurfbain (er reisete 1633) den König von Achim nach dem Kaiser von Japan für den reichsten Monarchen ausgiebt *).

Jetzt müssen wir noch der Colonisten auf Sumatra kürzlich Erwähnung thun.

Von Asiaten finden sich hier Javaner und Chinesen. Die ersten kamen besonders von dem gegen Sumatra über gelegenen Reiche Bantam hieher, die Chinesen aber nur Handels wegen. Letztere haben wir umständlich kennen gelernt, erstere werden aber bei der Beschreibung ihrer Heimat sogleich vorkommen.

Von europäischen Colonisten zeigten sich anfangs des 16ten Jahrhunderts die Portu-

*) Wurfbains Reise. S. 22.

gieſen. Unter Lopez Siguira erhielten Sie die Erlaubnis ein Paar Handlungscomptoire auf Pedur und Paſſang zu errichten. Faſt 90 Jahr ſpäter folgten ihnen die Holländer, und wenn gleich ihr Capitain Houtman dort ermordet wurde, ſo gelang es dennoch der eiſernen Ausdauer dieſer thätigen Kaufleute, unterſtützt durch den Haß der Einwohner gegen die Portugieſen ſich bald nachher in Beſitz von mehreren Logen auf Achim geſetzt zu ſehen. Der dort herrſchende Zwang, nur allein mit dem König oder Sultan handeln zu dürfen, und der Druck den dieſer gegen die Sultanei Menangcabo, von welcher jedoch Achim abhängig war, ausübte, veranlaßte den Sultan von Menangcabo die Holländer gegen dieſen zu mächtigen Vaſallen (1666) zu Hülfe zu rufen. So trefflich wußte die Holländiſche Compagnie dieſe Gelegenheit zu benutzen, daß ſie nach Verjagung der Achimer, nicht nur den freien Handel im Königreiche Menancabo erhielten, ſondern, gegen eine jährliche Zahlung in Gelde, ihnen ein ſehr bedeutender Landſtrich von Indrapura ſüdlich, bis Sinkol nördlich des Aequators völlig eingeräumt wurde. Sie errichteten in Padang eine Feſtung und Factorei und unter dieſer ſtanden mehrere Inſeln z. B. Chincol; zu Palemburg hatten ſie ein Comtoir, und griffen von jetzt an weit über die Inſel um ſich.

Obgleich hiedurch Herren des Reichs Indrapura ſo ward dieß dennoch von einem eigenen Sultan regiert, allein dieſer ward erſt von

der holländisch ostind. Compagnie anerkannt, und bezahlt diese Würde. Ueberhaupt hatten sich die Holländer fast überall so festgesetzt, daß die wahren Herren, nur als ihre Vasallen herrschten.

Da sich seit den letztern (heutigen) Kriegen England ebenfalls dieser Besitzungen bemeistert hat, so ist es rathsamer hier der heutigen Besitzungen der Engländer auf Sumatra zu erwähnen, und es muß sich erst nach völlig hergestelltem Frieden zeigen, wie viel oder wie wenig, England an Holland von seinen vormaligen Besitzungen zurückgeben wird.

Englands Bekanntschaft oder vielmehr Handel mit Sumatra datirt innerhalb der Jahre 1580—90. In Achim erhandelten die Engländer damals zuerst Pfeffer, doch endigte dieser Verkehr dort bald durch das damals vormächtige Holland. Fünf Jahre darauf erhielten die Engländer aber Besitzungen auf der Westküste, und machten hier aus Benkoolen ihre vierte ostindische Präsidentschaft. Der Hauptort ward das Fort Marlborough.

Anietzt, sagt Heyne, (1813) nehmen die Besitzungen der engl. ostind. Compagnie den ganzen Strich der Westküste ein, von dem an Achim gränzenden (zuvorgedachten) Tappanooly bis zur Straße Sunda hinab.

Setzt man noch mit Dalrymple, Tappanooly unter 1° 25′ nörd. Breite, also unweit Sinkel, so erstreckte sich ihre Herrschaft an der Westküste jetzt über 8 Grade der Breite, da der

südlichste Punkt von Sumatra, der zuvor gegebenen Nachricht zufolge, unter 6° 54′ fällt. Sicher gäbe dieß über 150 D. Meilen; freilich gehen diese Besitzungen nicht tief landeinwerts. So ausgedehnt indeß diese Besitzungen nun auch seyn mögen, so behauptet Dr. Heyne dennoch daß sie der Compagnie nichts weiter einbringen, als was ihr dortiger Alleinhandel abwirft.

Das Haupt-Etablissement ist in Bencoolen. Alt-Benkoolen ist unter dem 4ten Grade s. Breite gelegen, ein wenig südlicher liegt sodann das Fort dieser Niederlassung, Marlborough genannt. Vormals machte dieses Etablissement auf Sumatra ein eigenes Gouvernement der engl. Ostindischen Compagnie aus; anjetzt ist es aber dem von Bengalen mit einverleibt. Es hat daher nur einen Repräsentanten jenes Gouvernements an seiner Spitze, der indeß alle Ehren und Auszeichnungen eines Gouverneurs, unter dem Titel eines Residenten genießt. So hat er Cavallerie zur Guarde, giebt Levees und feierliche Gastmähler u. s. w. alles auf Unkosten der Compagnie. Gleich auf ihn folgen die Assistenten. Der älteste zugleich Schatzmeister und erster Secretair, steht noch unter der Regierung von Bengalen. Von den übrigen Assistenten sind die meisten farbige Leute (gemischten Bluts). Hievon sind mehrere Vorsteher der übrigen hiesigen Niederlassungen. Heynens Nachrichten zufolge scheint man es mit den jüngsten Assistenten nicht so genau zu

nehmen, da man Leute von allen Glauben wählt z. B. auch Juden.

Die Eingebornen sind unter der englischen Regierung indeß stets ihres Eigenthums sicher, und die Großen als wirkliche Fürsten anerkannt. Indeß bleibt die engl. ostind. Compagnie, (so wie vormals bei den Holländern) stets Oberherr vermöge besonderer Tractaten.

Freilich geben diese Fürsten oder *) Pangarangs durch ihr Betragen zuzeiten Gelegenheit die europäische Oberherrschaft schwer fühlen zu müssen; indeß darf man behaupten daß mehrmal die erste Schuld selbst an den Engländern liegt. Der schreckliche Mord des englischen Residenten, welcher sich hier vor nicht vielen **) Jahren ereignete, giebt hiefür ein entscheidendes Zeugniß. Der Resident Parker auf Bencoolen, hatte durch seinen Hochmuth, durch seine grobe Beleidigung selbst eingeborner Prinzen ebensowohl als durch despotischen Druck der Sumatraner das Volk vielfach empört, und der letzte Despotenstreich, wodurch er die Eingebornen zum Anbau von Coffeeplantagen gewaltsam zwang, brachte das schon lange glimmende Feuer der rachsüchtigen Malayen endlich zum Ausbruch.

Als daher der Resident sich auf einem Landsitz Mount Felix, unweit Fort Marlborough be-

*) Nur die kleinen führen diesen Namen.

**) Heyne sagt: for not many years, datirt aber 1812, ohne das Jahr selbst anzugeben.

fand, ward er in der Nacht von den Aufrührern überfallen. Sie hieben ihm den Kopf ab. Freilich büßten dafür Schuldige, und zum Theil wohl selbst Unschuldige hart genug, denn man lieset mit Abscheu, daß 7 Oberhäupter der Insulaner, nachdem sie zuvor auf mehrere Weise den Tod erlitten hatten, nachmals in Ketten aufgehangen wurden, hierunter selbst einer dem man Pardon versprochen hatte, wenn er die übrigen angäbe, entging dem Tode nicht! Dieses Benehmen gewährt uns warlich keinen hohen Begrif von der Güte der dortigen Brittischen Herrschaft, denn dieser Parker hatte längst, als unvernünftiger Despot, schwere Strafe verdient. Auch giebt selbst Heyne andere Beweise von dem schlechten Benehmen dortiger Residenten, z. B. eines gewissen C—'s, der den Verlust, welchen die Compagnie durch die französische Flotte unter dem Admiral Liniers erlitt, weit höher angeben ließ, als er wirklich war, nur um seine eigene Schulden dadurch zu decken.

In ruhigen Zeiten werden diese Pangarangs oder Oberhäupter dann bei dem englischen Residenten zusammenberufen, um sich mit ihm zu berathschlagen; und der Resident hat den Vorsiz in diesen sogenannten Fürstenversammlungen (Pandarons Court.)

Uebrigens ist die Unterhaltung des gesammten englischen Etablissements auf Sumatra, welche bis aus mehreren 1000 besoldeten Leuten bestand, sehr kostspielig. Die Einkünfte der

Compagnie, die da hauptsächlich aus dem Verpachten des Detail-Handels mit Opium, gebrannten Wassern und den Licenzen für die Hahnenkämpfe und andere Spiele bestehen, und die, nach Heynens Angabe, nicht viel über 60 tausend Thaler (Dollars) eintragen, sind nicht hinreichend für so schwere Ausgaben. Das Monopol mit dem Pfeffer mag das übrige wohl ersetzen.

Das englische Etablissement auf Sumatra enthält außer den Bedienten der Compagnie nur wenige Europäer. Vor einiger Zeit hatten sich hier deutsche Ackerbauer niedergelassen, allein sie sind, jener neuesten Nachricht zufolge, nach und nach verschwunden. Was noch außer jener Dienerschaft von Europäern hier ist, sind großentheils Abentheurer, die auf irgend eine Weise emporzukommen streben.

Die Chinesen bewohnen auf Marlborough, ein eignes Quartier. Sie betragen kaum 1000 Köpfe, werden aber von einer Magistratsperson ihrer Nation, Capitain der Chinesen genannt, gewöhnlich einer der Reichsten und Angesehensten, regiert.

Die Bengalesen, welche sich hier niedergelassen haben, bestehen hauptsächlich aus Handwerkern und Wäschern, sie sind größtentheils Mahometaner.

Sklaven hatte damals (1812) die Compagnie 800, aber eine größere Anzahl hielten die einzelnen Colonisten. Die größere Anzahl der Sklaven sowohl der der Compagnie als der ein-

zelnen Colonisten, bestand aus Malayen; die geringere aus Negern. Es waren überhaupt fröhliche, starke Menschen, wohlgenährt und gekleidet.

Dr. Heyne macht hiebei die Bemerkung, daß die halbschlächtigen Europäer, nämlich von Europäern und Indiern erzeugt, bessere, mildere Herren des Sklaven sind als die Europäer.

Endlich findet man hier auch Verbrecher, häufig von Bengal vormals hier gesandt, sie haben sich großentheils gut benommen; jetzt schickt man sie indeß nach Neu-Südwallis.

Ueber die Krankheiten und den ärztlichen Zustand auf Sumatra macht Dr. Heyne folgende kurze Anzeige.

Die hauptsächlichsten Krankheiten dieses Theils von Sumatra sind Fieber, welche dadurch erzeugt werden, daß man sich der heftigen Sonne aussetzt, oder in morastigen, dumpfigen Orten lebt.

Die des ersten Ursprungs sind remittirende, gallichte Fieber, welche leicht in den Typhus ausarten. Die zweite, die der Sumpfländer, sind Wechselfieber, die hauptsächlich Verstopfungen im Unterleibe zur Ursache haben, und deren Folgen gewöhnlich mit einer aufgeschwollenen, verhärteten Milz endigen. Das Medicinal-Wesen der engl. ostind. Compagnie hier besteht aus drei Wundärzten, wovon der älteste die Oberaufsicht hat. Der Dr. Heyne beschwert sich mit Recht daß hiezu gewöhnlich nur junge Männer gewählt werden, wovon denn diejenigen,

welche durch ihre Geschicklichkeit sich Vermögen erworben, gewöhnlich Ostindien zu früh verlassen, und sonach nur Unkundigere zurückbleiben. Diese sehr nachtheilige Gewohnheit herrscht ebenfalls in Bengalen.

Die malayischen Aerzte selbst kennen die Kräfte der Simplicien, gebrauchen aber auch Amulete. Uebrigens haben sie die löbliche Gewohnheit, sogleich wenn sie zu einem Kranken gerufen werden, anzuzeigen was für Krankheiten sie zu heilen verstehen; und nur hierauf lassen sie sich ein. Besonders sollen sie in Ansehung der Milzgeschwülste geschickt seyn.

Wir beschließen diesen Abschnitt von Sumatra noch mit einzelnen Bemerkungen.

Da der Pfeffer (Piper nigrum) hier das wichtigste, das heißt, das einträglichste Produkt ist, so fügen wir dem, was bereits in frühern Theilen dieses Taschenbuchs davon gesagt ist, noch folgendes hinzu.

Bekanntlich ist der hiesige gemeine, schwarze Pfeffer eine Schlingepflanze. Sie bedarf daher, um sich in die Höhe zu winden, Unterstützung. Der dazu benutzte Stamm (Stock), ist die gemeine Corallenpflanze (Erythrina Corallodendron).

Auf der Küste von Malabar wird der Pfeffer gewöhnlich aus dem Saamen gezogen. Auf Sumatra hingegen geschieht dieß hauptsächlich durch Ableger und Schnittlinge. Das Produkt des Gebiets von Achim ab bis Tappanouly rechnet man zu 4000 Tonnen Pfeffer. Für den

District von Bencoolen ist ein eigener Vorsteher für die Pfeffer-Plantagen und den Pfefferhandel der Pfeffer-Resident (Peper Resident) genannt. Merkwürdig ist es, daß anjetzt nirgend auf der Insel der Pfeffer wild wächst. Uebrigens thut die ostind. Compagnie alles um den Anbau zu befördern.

Ebenfalls hat sie in den letzten Zeiten die übrigen Gewürze und sonstige nützliche Vegetabilien der heißen Zone hier einheimisch zu machen gesucht. Sie hat Muscat, Gewürz-Nelken, Zimmt und sonstige hier vormals nicht angezogene nützliche Pflanzen mit bedeutenden Kosten eingeführt. Da England durch den Krieg mit Frankreich in dem Besitz der Molukken war, so fiel es nicht schwer besonders Muscat- und Nelkenbäume zu erhalten. Auf Bencoolen sind daher besonders seit 1803 viele Plantagen von Muscat- und Nelkenbäumen angelegt, und sie bekamen recht gut. Die Anzahl dieser Pflanzungen stieg 1812 bis auf Drei und Dreißig; die meisten trugen bereits Früchte. Ueberdem hatte die Compagnie selbst eine eigene Anlage; man hat sie indeß nachmals verkauft. Dr. Heyne macht hier die vernünftige Bemerkung daß im Fall England die Molukken nicht wieder an Holland dereinst beim Frieden abtreten sollte, dann diese Pflanzungen auf Sumatra von keinem besondern Werthe wären; erhielte hingegen Holland jene Gewürzinseln zurück, so erwüchse daraus für England bedeutender Gewinn. Man darf hinzusetzen, nicht bloß für

England, sondern für das ganze übrige Europa, indem durch diese Concurrenz offenbar die Preise der Gewürze ansehnlich fallen müssen.

Eschelskroon zeigt, daß die holl. ostind. Compagnie zu seiner Zeit (1760) mit dem auf Sumatra für Waaren angelegten Capitale von 550000 Gulden jährlich rein 408500 Gulden, also gegen 100 pro Cent gewonnen habe, und da dieß dennoch nur der Gewinn auf die von ihr dorthin eingeführte Produkte war, so muß der übrige Handel diese Summe bei weitem vergrößert haben. Englands ost. Compagnie scheint nicht so viel zu erzielen, indem die Engländer ihren Handel nicht so sehr beschränken als Holland.

Was nun den Landbau der englischen Besitzungen selbst betrift, so ist er hier noch in der Kindheit, unstreitig wegen des so sehr geschätzten Pfeffer-Anbaues. Die Malayen bauen nur so viel Reis, als ihr Hausbedarf erfordert.

Sie haben eine sonderbare Art, Felder urbar zu machen. Nachdem nämlich zuerst die Waldung niedergehauen und mit dem Gesträuch verbrannt ist, treiben sie eine Anzahl Büffel auf die nun gelüftete Erde. Diese werden nur darauf gelassen um den Boden durch Hin- und Hergehen (ambulating) locker zu machen, worauf denn sofort, ohne Umpflügen oder anderweitige Vorbereitung das Saatkorn eingesäet wird, und gänzlich nur der Natur überlassen gedeiet.

Eine besonders nutzbare Frucht ist auch hier der Pisang. Heyne erwähnt, daß sie nicht nur

in Ueberfluß vorhanden sey, sondern daß die Malayen hier auf 100 verschiedene Spielarten zählen.

Auch gedeiet hier die Cocosnuß ganz vorzüglich; der Engländer fand sie hier weit größer als auf dem festen Lande von Ostindien, und besonders längst der sandigen und vom Meersalz geschwängerten Küste erreicht diese Palme und ihre Früchte eine außerordentliche Vollkommenheit.

Alle hier so schwelgerisch von der Natur dargebotenen Früchte werden von den Insulanern, besonders von den Malayen, wie auch von den Rejangs, auf die mannigfaltigste Weise genossen. Es genügt ihnen oftmals nicht, sie dem Gaumen bloß in ihrer natürlichen Schmackhaftigkeit zu bieten, bei den Mahlzeiten bringen sie sie in den seltsamsten Mischungen zur Tafel. Am häufigsten kommt eins dieser Lieblingsgerichte unter dem englischen Namen Curry hier vor. Es ist eine Art Ragout, von verschiedenen Fleisch und Gemüßarten, welches durch Beimischung von Citronen, Cardemomen, spanischem Pfeffer und Turmerik eben so heftig auf die Zunge als auf den Magen wirkt.

Unter ihre Vergnügen gehört besonders Musik und Tanz. Von Instrumenten kommen vor: die Geige, das Hackbrett und der auch bei den Chinesen bekannte Gong. Ihre Gesänge haben mit den Irländischen Aehnlichkeit. Fast alle sind in Moll, (kleine Tertie).

Es sey mir erlaubt hiebei die Bemerkung zu machen, daß bei sehr vielen wenig kultivirten Nationen gewöhnlich feierliche Gesänge größtentheils in Moll vorkommen. Selbst in mehreren Theilen Europens habe ich dieß gefunden, in Süden sowohl als in Norden; z. B. in Apulien wie in Esthland *).

Zuletzt mag hier noch von den Sumatraern bemerkt werden, daß sie nach Mondsmonaten das Jahr, den Tag aber nach der Sonnenhöhe bestimmen. Die Distanzen mißt man nach Tagereisen, das kleinere Längenmaas aber, Etto genannt, beträgt die Länge des Vorderarms.

Die dortige Erdkunde bezieht sich hauptsächlich nur auf die Insel selbst. Die Eingebornen nennen ihr Land nicht Sumatra sondern Andelo. Sie theilen es in drei Theile. Der erste von der Straße Sunda an, begreift die Districte Lampuhn, Palambang und Benculen. Das Hauptprodukt ist hier der Pfeffer. Die zweite Abtheilung fängt in Osten mit den Gränzen von Palambang an, und erstreckt sich dort zum Flusse Seak, im Westen aber zum Flusse Sinkel. Dieser Theil enthält die Reiche Jambi, Andraghiri, Menangcabo und Indrapura. Er ist reich an Pfeffer, Reis, Gold, Benzoe, Campher, Cocosnüssen und Baumwolle, auch giebts dort einige Silberminen. Die dritte nördliche

*) Ich wünschte mehrere Reisende hierauf aufmerksam zu machen.

nördliche Abtheilung, dort Balla genannt, begreift die Reiche Achim und die ihm untergeordneten Provinzen Peder, Pacem und Dolly. (Heyne.)

Java.

So lange die Holländer sich als das erste handelnde Volk behaupteten, war die Insel Java unter allen ostindischen Niederlassungen die bedeutendste und merkwürdigste: sie war gleichsam das fabelhafte Eldorado, wo so viele Europäer, denen das Glück im Vaterlande das Angesicht gewandt hatte, die Erfüllung ihrer ausschweifendsten Hoffnungen erwarteten; allerdings gelang es Einzelnen, sich aus den niedrigsten und gemeinsten Verhältnissen zu unermeßlichen Reichthümern und zu einem königlichen Ansehn empor zu schwingen, während freilich die Meisten bald ein Opfer des Himmelstrichs und seiner Seuchen wurden, oder auch in Verachtung, Armuth und Verzweiflung ein kummervolles Leben hinschleppten. Die Holländer selbst suchten nur Befriedigung ihres Golddurstes; die Beförderung höherer Zwecke, die mit der sittlichen Bildung des Menschen überhaupt und der Erweiterung der Kenntnisse zusammenhangen, blieb ihnen entweder ganz fremd oder wurde als völlig untergeordnet betrachtet. Es ist unglaublich, mit welcher Gleichgültigkeit und Geringschätzung sie auf alles herabsahn, was nicht unmittelbar bereicherte: wie wenig sie sich

um die nähere Kenntniß der Länder, deren Herren sie waren, ihrer Bewohner, Erzeugnisse u. s. w. bekümmerten; ja sie schienen der Erdkunde und Nautik selbst jede zufällige Bereicherung zu mißgönnen, die ihre Schiffarth und ihr Verkehr diesen Wissenschaften gewähren könnten: die ostindische Compagnie sorgte nicht einmahl zum Behuf ihrer eignen Seefahrer für genaue und richtige Charten: selbst die alten, von Fehlern wimmelnden wurden mit der ängstlichsten Verheimlichung jedem Blick entzogen und sie wollte lieber jährlich einige Schiffe verliehren, als fremde in den Stand setzen, die Gewässer zu besuchen, die sie ausschließend beschiffen wollte.

Java oder Djava — wie man meint von einer Art Hirse, die hier häufig wächst, auch Groß-Java, im Gegensatz gegen Bali, das Klein-Java genannt wird *), ist nördlich von Sumatra durch die Sundstraße getrennt, und das Weltmeer bespült die südlichen Küsten. Die äußerste Spitze im Norden St. Nicholas liegt unter 5° 52′ und das Ostcap im Süden unter 8° 45′: die östliche Länge von Paris geht von 102° 40′ bis 112° 8′: die Länge des Eilands beträgt etwas über 150 deutsche Meilen: die Breite ist ungleich, macht aber nirgends viel über 30 d. Meilen aus. Eine Gebirgkette, die von W. nach O. streicht und in der Mitte

*) Nach Andern wird Madura unter Klein-Java verstanden.

am höchſten, jedoch oft unterbrochen iſt, theilt die Inſel ihrer ganzen Länge nach: die Hauptpunkte haben ihre beſondern Namen. Mehre Berge ſind die Crater von Vulkanen, die beſonders in früherer Zeit oft durch ihre wüthenden Ausbrüche das ganze Eiland in Schrecken verſetzten: Mir Api, etwa 12 Meilen ſüdlich von Samarang iſt ſehr berühmt und ein beſtändiger Rauch umhüllt ſeine Gipfel; in der Nähe dieſer Vulkane finden ſich Mineralquellen von verſchiedner Wirkſamkeit und Gehalt. Ueberhaupt ſcheint Java nebſt den Inſeln, die ſich oſtwärts anſchließen, vulkaniſchen Urſprungs zu ſeyn, ohne mit den Urgebirgen des aſiatiſchen Continents zuſammenzuhangen: hieraus erklärt ſich vielleicht der Mangel an Metallen und die durchgängige Fruchtbarkeit des Bodens. Beſonders im Innern erkennt man überall die Veränderungen, die durch die Ausbrüche der feuerſpeienden Berge und durch Erdbeben hervorgebracht ſind: ſie haben nicht nur die Geſtalt des Landes verändert, ſondern auch ſelbſt ſehr viele Werke und Denkmäler menſchlicher Cultur und Anſtrengung zerſtört. Die Südküſte, die ſich in hohen ſchroffen Klippen und Bergen zum Theil mit tiefen Höhlen erhebt, iſt wenig erforſcht; eine fürchterliche Brandung ſchlägt mit ſchäumenden Wogen dagegen und mit Ausnahme weniger Buchten iſt ſie faſt ganz unzugänglich. Nie haben ſich Europäer an derſelben niedergelaſſen: General Daendels, deſſen Verwaltung der holländiſchen oſtindiſchen Be-

ſitzungen in vieler Hinſicht das größte Lob verdient, hatte die Abſicht, die Bay Padſchtan, ſüdöſtlich von Solo zu befeſtigen, allein auch dieſer Entwurf kam gleich ſo vielen andern nicht zur Ausführung. Die ganze Nordküſte hingegen iſt niedrig und ſumpfig: ſie hat viele geräumige Buchten, die in der guten Jahrszeit ſtets ſichre Ankerplätze darbieten: allein in dem ſchlimmen Munſun bei den herrſchenden Nordweſtwinden iſt es gefährlich, hier vor Anker zu liegen; das Fahrwaſſer und ſelbſt die Küſte iſt jedoch beſtändigen Veränderungen unterworfen; die ſtille aber unaufhörliche Thätigkeit der Korallenthiere, die Gewalt der Erdbeben und unterirdiſchen Feuers ſchaft neue Inſeln und Untiefen, das Meer tritt zurück, und das Ufer wird durch Anſpülungen erweitert, ſo daß jetzt wo ehemals Schiffe ſegelten, feſter Boden iſt. Ebbe und Flut tritt an Java's Küſten binnen 24 Stunden nur einmal ein: dieß iſt auch der Fall an der Südſeite von Borneo; ausgenommen in der ſchlimmen Jahrszeit: die höchſte Flut iſt bei Tage, die niedrigſte bei Nacht, weil die Landwinde der Flut einen ſo heftigen Widerſtand entgegen ſetzen, daß ſie zu keiner bedeutenden Höhe ſteigen kann; während in dem guten Munſun das umgekehrte Verhältniß Statt findet; wenn das Meer an den Küſten am niedrigſten iſt, ſteigen die Flüſſe am höchſten. Von den Bergen fließt eine Menge größerer und kleinerer Ströme, meiſt von Süden nach Norden: ihr Lauf iſt natürlich nur kurz,

doch befruchten sie das Land und ihre Ufer sind mit Dörfern besäet. Fast alle javische Flüsse haben vor ihrem Einlauf eine Sandbank, die ihre Wichtigkeit für den Verkehr sehr vermindert. Die vornehmsten Ströme sind der Solofluß und der Surabaja, die mit einander in Verbindung stehn: auch der Joanafluß trägt zur Beförderung der Communication bei. In der Gegend zwischen Damak und Kukus ward in der nassen Jahrszeit eine Strecke von mehr als 30000 Morgen überschwemmt und in einen Landsee verwandelt, den man das Binnenmeer nannte, und der von ziemlich beträchtlichen Fahrzeugen beschifft werden konnte. Die Wälder sind an vielen Stellen wegen des Unterholzes und der vielen Schlingpflanzen fast undurchdringlich: nur mit der Axt kann man sich einen Weg bahnen: eine unerträgliche Hitze und wenn ein Sumpf in der Nähe ist, eine ungeheure Menge von Mücken und Moskiten erhöhen die Beschwerden der Reisenden. Die Verbindung zu Lande war daher höchst lästig: die holländischen Beamten suchten sie absichtlich zu hindern, um desto unbemerkter und unabhängiger ihre verderblichen Künste ausüben zu können; unter andern behaupteten sie durch diese erschwerte Communication werde die Vertheidigung erleichtert, so einleuchtend es auch ist, daß man eben deswegen den bedrohten Punkten nicht zu Hülfe kommen konnte und dem Feinde, der natürlich immer von der Seeseite erwartet werden mußte, Gelegenheit gegeben

ward, ſich des Landes theilweiſe zu bemächtigen. General Daendels erwarb ſich das große Verdienſt, eine ſchöne Landſtraße in einer Strecke von mehr als 175 Meilen durch die ganze Inſel zu führen; keine Schwierigkeiten hielten ihn ab. Jener große Binnenſee ward durch Canäle und Dämme in ein fruchtbares Reisfeld verwandelt; an vielen Stellen iſt der Weg mit unſäglicher Arbeit über hohe Berge neben furchtbaren Abgründen geleitet, was bei einer beſſern Kenntniß des Landes leicht hätte vermieden werden können; über die Flüſſe, über die man ſonſt nur auf Fähren von Bambus oder Flößen den Weg zurücklegte, führen jezt dauerhafte Brücken. Die neue Straße kann in jeder Jahrszeit befahren werden, überall ſind Poſt-, und Wirthshäuſer angelegt: um einen Brief von Batavia nach Surabaja zu befördern, brauchte man ſonſt in der trocknen Jahrszeit 40 Tage, in der dürren drei Wochen: jezt reichen 6—7 Tage dazu hin; mit der Poſt, die wöchentlich zwei mahl geht, legt ein Reiſender den Weg in 9—10 und mit Extrapoſt in 4—5 Tagen zurück. Nur eins iſt zu bedauern, daß dieſes rieſenhafte und nützliche Werk auf Koſten der Eingebohrnen ausgeführt iſt, denen die Arbeiten als Frohnen aufgelegt wurden; es ſollen mehr als 12000 Javaner bei der ungewohnten Arbeit in den Wäldern und Sümpfen umgekommen ſeyn.

Faſt das ganze Jahr hindurch ſind die Tage und Nächte von gleicher Länge; die Dämme-

rung, die in höheren Breiten so vertraulich und reizend allmählig in die Nacht hinüberführt, ist gänzlich unbekannt, wie die Sonne unter dem Gesichtskreis ist, treten Dunkelheit und größere Kühlung ein; indessen ist die Temperatur sich ziemlich gleich, und die Hitze in der Nacht weicht von der am Tage nur um 4 oder 5 Grade ab: hieraus erklärt sich wohl, daß den Eingebohrnen manche Krankheiten, z. B. Zahnschmerzen gänzlich unbekannt sind. Im Durchschnitt steht der Wärmmesser zwischen 83—90° nach Fahrenheit. Die Jahrszeiten oder Munsuns sind gar nicht regelmäßig: heftiger Regen fällt selten vor dem December, der schwerste im Februar und März; täglich wechselt der See- und der Landwind: der erstere weht von 10 Uhr Morgens bis 4 oder 5 Uhr Abends, und wird dicht an der See oder wo er über ein feuchtes, sumpfiges Land streicht, für ungesund gehalten; hierauf folgt eine Stille bis 7 oder 8 Uhr, dann beginnt der Landwind, der besonders in der Nähe der Berge kühl und erfrischend ist. Gewitter sind häufig, besonders bei'm Wechsel des Munsuns, doch verursachen sie selten Schaden. Die Feuchtigkeit der Luft greift Stahl, Eisen und Kupfer bald an: auch geht alles ungemein schnell in Fäulniß über. Im Innern des Landes und in den höhern Gegenden ist die Luft schärfer, angenehmer und gesünder: auf den Gipfeln der Berge ist der Unterschied der Temperatur gegen die Ebne 30—35 Grad: die Wolken, die beständig her-

überziehn, bewässern die Höhen hinreichend und alle europäischen Früchte kommen gut fort, die unten nicht mehr gedeihen, und ein Europäer, der zuerst diese höhern Gegenden besucht, fühlt sich gleichsam in sein Vaterland versetzt. An den Küsten hingegen ist es schwül und mehrere Umstände wirken zusammen, um den Aufenthalt daselbst besonders für den Europäer höchst verderblich zu machen. Deswegen mußte Gen. Dgendels seinen Versuch, die Bay Marak zu befestigen, aufgeben, selbst Bantam ward weniger besucht, und Batavia insonderheit lange als das Grab der Europäer betrachtet. Fast jeder neue Ankömmling wird vom Fieber ergriffen, das bald einen tödtlichen Charakter annimmt. Den Sinesen ist die Luft noch verderblicher als den Europäern; Frauenzimmer ertragen das Clima besser als Männer: doch stirbt im Durchschnitt die Hälfte der Europäer, die sich hier niederlassen, im ersten Jahr. Thunberg speiste am Ende des Jahrs 1775 in einer Gesellschaft von 13 Personen, von denen, als er im Januar 1777 aus Japan zurück kehrte, nur noch ein Einziger im Leben war. Allerdings, sagte ein in Batavia ansäßiger Mann zum Lord Macartney, rafft das Clima jährlich eine ungeheure Menge von Europäern weg; jährlich sterben meine Freunde um mich fort: doch ich bin, dem Himmel sey Dank, ganz wohl. Kaum hatte er seine Worte geendigt, als er ein Schnupftuch forderte, um sich den Schweiß abzutrocknen: Heute, fuhr er fort, ist

gerade mein Fiebertag, es hat mich diesen Morgen tüchtig geschüttelt und deswegen schwitze ich so.“ „Wie können Sie sich aber unter diesen Umständen als gesund ansehn?“ wandte der Reisende ein. „Nun ja, diese Fieberanfälle abgerechnet, fehlt mir nichts; auf die Länge würde ich es zwar nicht aushalten, aber bis dahin hoffe ich so viel erworben zu haben, um nicht länger hier bleiben zu dürfen.“ Besonders groß war die Sterblichkeit unter den Soldaten: man hat berechnet, daß jährlich in den Hospitälern 1258 Mann sterben und höher belief sich nie die ganze Besatzung in Batavia; bei dem Truppencorps, das der Herzog von Würtemberg 1791 an die Holländer verkaufte, starben in weniger als einem Jahr von 6 Offiziers und 270 Gemeinen 5 Offiziers und 150 Mann. Zu dieser ungeheuren Sterblichkeit trug indessen die unglaubliche Gleichgültigkeit, womit diese armen Schlachtopfer des schmutzigsten Eigennutzes sowohl auf der Reise als hernach am Lande behandelt wurden, sehr viel bei: es ward bei der Bekleidung und dem Unterhalt durchaus keine Rücksicht auf die Abwechslung des Himmelsstrichs und der veränderten Bedürfnisse genommen. Daß dieser unglaublichen Sterblichkeit durch eine bessere Behandlung der Soldaten hätte vorgebeugt werden können, beweißt das Beispiel der Engländer und des General Daendels, der es dahin brachte, daß namentlich in den Hospitälern die Sterblichkeit sehr abnahm.

Batavia soll nicht immer so ungesund gewesen seyn und man behauptet, daß jene unverhältnißmäßige Mortalität seit dem Jahre 1733 angefangen hat: allein diese Meinung scheint nicht ganz gegründet, denn es giebt eine Verordnung vom Jahr 1641, worin allerlei Vorschläge gegeben werden, um die Luft so viel als möglich zu verbessern, und schon unser alte Jürgen Andersen, der 1644 in Indien auf Abentheuer zog, beklagt sich über Java's Ungesundheit und die vielen Krankheiten zu Batavia. Einiges trägt die Umgebung dazu bei, die ganz aus Waldungen und Reisfeldern besteht; die Anlagen der Sineſen, ihre Düngungsanstalten, Gärbereien, Zuckersiedereien u. s. w. verpesten mit ihren Dünsten die Luft; die Stadt selbst ist von schlammigten Canälen durchschnitten, die mit Bäumen besetzt sind. Die Polizei der Holländer ist bis zum Unglaublichen nachläſſig gewesen und die häusliche Reinlichkeit der Holländer sticht unbegreiflich gegen den Schmutz in den Gaſſen und Canälen ab. Neulich sind die Canäle vertieft und verschiedne andre Vorkehrungen getroffen, um einen gesündern Luftzug hervorzubringen. Unter den Eingebohrnen findet man Beiſpiele eines sehr hohen Alters; Cornelius de Bruyn, ein berühmter Maler und Landfahrer sah zu Bantam (1708) eine alte königliche Dienerin von 130 Jahren: sie war vor der Ankunft der Holländer zu Jakatra gebohren und früh nach Bantam ge-

kommen, wo sie unter sieben Königen gelebt hatte: jetzt war sie fast zur Mumie eingetrocknet.

Der Boden ist freilich von ungleicher Beschaffenheit, doch ist er im Ganzen besonders an der Nordküste sehr ergiebig; am fruchtbarsten sind die Höhen: nur in der Nähe großer Städte wird der Acker, der zu Gemüsen bestimmt ist, gedüngt: in den waldigten Gegenden ersetzen die gefällten Bäume, die mit Ausnahme des Tickholzes in 2 höchstens 4 Jahren vermodert sind, den Dünger. Da Java keine edlen Metalle besitzt, hängt die ganze Wichtigkeit des Landes von dem Anbau ab, der theils Bedürfnisse des Lebens, theils geschätzte Handelswaaren hervorbringt. Java ist vor allen nahbelegnen Inseln durch die üppigste Fruchtbarkeit ausgezeichnet, und Zuckerrohr, Tabak und andre Gewächse, die selbst in den reichsten Gegengenden Indiens Dünger bedürfen, reifen hier ohne alleHülfe der Art. Das Hauptproduct ist der Reis oder Padi, besonders ist die Ostseite die eigentliche Vorrathskammer nicht nur für Java, sondern überhaupt für die östlichen Länder: man baut dreierlei Art: Padi Sawa auf niedrigen Ländereien, die unter Wasser gesetzt werden können, Padi Tipar auf hohem gepflügten Lande und Padi Gaba auf abgetriebnen Waldstellen oder in den Tiefen der Gebirge. Die Reisfelder bieten einen abwechselnden Anblick dar von Smaragd und Gold: wenn eine eben bepflanzte Stelle noch grün ist, ist nahe dabei eine andre zur Aerndte reif. Zur Bestellung bedient man

sich der Büffel, deren Unterhalt wohlfeil ist und die weit stärker arbeiten als Pferde: zwei Büffel leisten eben so viel als sechs Pferde: sie werden auch zum Ziehen in den Zuckermühlen und zu andern Arbeiten gebraucht. Der Reis wird nicht mit der Sichel gemäht, sondern Halm für Halm mit kleinen Messern abgeschnitten, und dann in Bündel gebunden, von denen das zehnte dem Schnitter gehört; der Reis wird nicht gedroschen, sondern in ausgehöhlten Blöcken gestampft: er wird desto weißer, je länger diese Operation fortgesetzt wird; auch diese schwere Arbeit wird von den Weibern verrichtet: die Sinesen aber haben eigne Reismühlen, die von Büffeln gezogen werden. Der Ertrag eines Reisfeldes ist nach der Beschaffenheit des Bodens und der Behandlungsart sehr verschieden. Die besten Felder müssen in 20—24 Jahren einige Jahre ruhen. Der Reis wird auch den Pferden gegeben. Ueberdies wird Mais gebaut, der unreif gesammelt und geröstet gegessen wird. In den höher liegenden Gegenden kommt auch Weizen und Gerste gut fort: doch wird von diesen und andern Getreidearten nur ein geringer Vorrath gewonnen, obgleich, wenn größerer Fleiß darauf verwandt würde, leicht soviel erzeugt werden könnte, als das Bedürfniß der Insel erfordert. Mit dem Weizenbau wurden die aller ersten Versuche auf Veranlassung der Batavischen Gesellschaft der Wissenschaften im J. 1784 gemacht, die einen guten Erfolg hatten und auf 8 bis 10fältige Aerndte hoffen

ließen: wenigstens ward dadurch das Vorurtheil widerlegt, daß es nicht möglich sey, auf Java Weizen zu bauen. Ueberall zwischen den Reisfeldern erheben sich Haine von Cocosbäumen und um jede Hütte wächst das ganze Jahr hindurch eine Unendlichkeit eßbarer Früchte: die Sineſen ziehen manche Gemüſe und besonders auch die wahrscheinlich aus ihrem Vaterlande mitgebrachte Oelpflanze Kadjang Tannah, der Verbrauch des Oels besonders für Laternen und Lampen ist ungeheuer; allein in der Nähe von Batavia sind 50 Oelmühlen. Die Wälder sind reich an mancherlei Bäumen, die zu allen Zwecken brauchbar sind: das Tiekholz ersetzt unsere Eiche: man findet auch Masten. General Daendels führte eine zweckmäßige Forstwirthschaft ein: es ward für neue Anpflanzungen gesorgt, und eine strenge Aufsicht über den Holzhieb angeordnet: die sorglose Behandlung hatte bereits in vielen Gegenden Holzmangel zur Folge gehabt: es waren zu den Waldarbeiten eigne Dorfschaften oder Negereien abgesondert; diese Holzarbeiter hießen Blandongs und standen unter eignen Oberhäuptern; ihre Zahl belief sich auf 200000, allein sie befanden sich in einer traurigen Lage und mußten sich zum Theil von Wurzeln und wenigen Früchten nähren.

Unter den Handelsgegenständen ist der Kaffee der wichtigste: er war schon in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrh. aus Arabien nach Java verpflanzt: zwar zerstörte das Erdbeben von 1697 fast alle Bäume, allein sie wurden

wieder angezogen: Cornelius de Bruyn sah bereits eine große Anzahl und man rechnete in wenig Jahren auf einen sehr bedeutenden Ertrag: allein erst in der Mitte des verflossnen Jahrhunderts sah man die Wichtigkeit dieses Erzeugnisses ein. General Daendels wollte den Kaffeebau zur Hauptquelle der Einkünfte machen und er errichtete daher eine eigne Inspection darüber; seine Maaßregeln waren oft zu durchgreifend und drückend: den Javanern, denen die Anpflanzungen aufgelegt waren, ward das Joch bald so unerträglich, daß sie auswanderten und den Absichten der Regierung auf alle Art auszuweichen suchten; indessen war die Zahl der Kaffeebäume auf mehr als 72 Millionen gebracht und der Ertrag betrug im J. 1811 120000 Pikols von 125 Pfund *). Seit der Besitznahme der Engländer ist der Kaffeebau sehr eingeschränkt, und in vielen Gegenden ganz zerstört und aufgegeben: sie hatten allerdings ein großes Interesse dabei und sie haben vielleicht, nach der Meinung einiger holländischen Schriftsteller, nicht ohne eigennützige Rücksichten auf die Zukunft gehandelt. In der jetzigen Lage der Dinge wird aber der Kaffee immer ein sehr bedeutender Gegenstand seyn, dessen Anpflanzung auf alle Weise erweitert zu werden

*) Das Pikol ist ein sehr unbestimmtes Gewicht und man muß daher hinzusetzen, wie hoch man es rechnet: es wechselt von 250, 225, 220 bis 125 Pfund.

verdient, besonders da Holland die Aussicht hat, einen großen Theil Deutschlands mit diesem Bedürfniß zu versorgen. Nur scheint es allerdings nothwendig, den Anbau der eignen Betriebsamkeit zu überlassen und ihn nicht zu erzwingen, auch nicht einen Preis für den gewonnenen Kaffee festzusetzen, sondern es auf die Concurrenz ankommen zu lassen, alsdann wird sich von selbst das vortheilhafteste Verhältniß zwischen den verschiednen Zweigen des Anbaus ergeben und jeder Landmann wird auch durch größere Sorgfalt bei der Behandlung bessere Waare hervorzubringen suchen. Der Kaffeebaum braucht etwa 4 Jahre, bis er Früchte giebt und trägt bis zum zwanzigsten Jahr; die meiste Arbeit erfordert die Ausjätung des wuchernden Unkrauts Allang Allang, das, wo es überhand nimmt, ganze Wälder erstickt. Zucker wird in großer Menge sowohl zur Ausfuhr als zum Gebrauch verfertigt, doch hat in neuern Zeiten der Holzmangel die Fabrikation sehr beschränkt, obgleich das hiesige Rohr saftreicher als das amerikanische ist: der Gewinn von derselben war im Ganzen gering und unsicher, fast ausschließend war sie in den Händen der Sinesen, die dabei auf eine sehr fehlerhafte und kostspielige Weise verfuhren. Nach der alten verhaßten Colonialpolitik durften jedoch auf Java nur die gröbern Arten verfertigt werden, die feinern Raffinaden waren dem Mutterlande vorbehalten: daher gebrauchte man im ganzen holländischen Ostindien fast keinen andern, als

Lumpen oder Candiszucker. Der dasige runde Pfeffer (im Gegensatz gegen langen und Schwanzpfeffer, die auch auf der Insel wachsen) wird nach dem malabarischen für den vorzüglichsten gehalten: es ist eine Samenpflanze, deren Anbau beschwerlich ist. Die Unterthanen des Königs von Bantam müssen ihm allen Pfeffer, den sie gewonnen, gegen eine unbeträchtliche Vergütung, abliefern und er überließ ihn den Holländern zu einem ebenfalls bestimmten Preise, der weit niedriger war, als auf den europäischen Märkten: allein seit den letzten Unruhen haben die Bantamer aus Haß gegen die Europäer den Pfefferbau ganz eingestellt. Kakao kommt ohne Schwierigkeit fort. Indigo ist früh aus Indien nach der Insel verpflanzt und wächst hier von vorzüglicher Güte; man gewinnt ihn an einigen Orten, doch hat die Ausfuhr ganz aufgehört. Baumwolle (Kapas) wird gebaut; auch diese Pflanze, von der man drei Arten hat, ist aus andern Gegenden hiehergebracht, aber die Javaner wissen sie nicht ordentlich zu behandeln, sie bauen die schlechteste Art (Kapas Gounong) an, ihre Geräthschaften sind schlecht und um ein Pfund Garn zu spinnen, gebraucht eine Javanerin 14 Tage. Baumwollengarn wird ausgeführt, auch werden die groben Tücher und Kleidungsstücke die die Eingebornen tragen, daraus verfertigt; hauptsächlich in der Gegend östlich von Tscheribon, aus der sie in großer Menge nach Batavia gebracht werden. Tobak wird in bedeutender Menge gewonnen, weil

der

der Handel damit ganz frei ist. Der javanische Salpeter wird für besser als der bengalische gehalten. Auch an Vogelnestern ist Java reich: jährlich wurden 3000 Pfund gesammelt, sie waren ein Einkommen für den Generalgouverneur und General Daendels berechnet seinen Gewinn für 1809 auf 118,773 Rthlr., für 1810 auf 233,911 Rthlr. und für 1811 auf 234,780 Rthlr. in Papiergeld, das sich zum Silber etwa wie 130 bis 140 zu 100 verhielt. An Metallen ist die Insel, wie bereits bemerkt ist, ganz arm; man hat zwar öfters Erze gefunden, sie sind aber nie reich genug gewesen, um die Arbeit zu belohnen: D. von Hoogendorps Versicherung, daß es eine Menge sehr reicher Eisenminen giebt, scheint eine Uebertreibung, wie sie öfters bei diesem Schriftsteller vorkommen: Kalk findet sich an mehrern Stellen, auch Steinkohlen, die aber nicht benutzt werden.

Desto reicher ist Java an Pflanzen und Thieren, und zwar nicht nur in Hinsicht auf die Menge der Arten und Individuen, sondern auch auf die Mannichfaltigkeit der Formen aus allen Abtheilungen beider Naturreiche, nach welcher diese Insel die Erzeugnisse mehrerer Climate zugleich hervorzubringen scheint. Ihre Nähe am Aequator, ihre schmale Gestalt, die den Seedünsten von allen Seiten bis in die Mitte zu dringen und in befruchtendem Thau sich niederzusenken gestattet, eine Gebirgskette,

die sie nach ihrer ganzen Länge durchschneidet, zwar nicht hoch genug, um je sich mit Schnee zu bedecken, aber auf ihren Abstufungen und in ihren Schluchten jeglicher Art von Vegetation den angemessenen Standort bietend und selbst wieder in nicht zu berechnender Wechselwirkung die Verdunstung heranziehend und niederschlagend, endlich eine Menge von Bächen und Flüssen, die aus jenen Schluchten nach allen Richtungen dem Meere zuströmend, vulkanischen Boden durchschneiden, dies Alles sind Bedingungen, die keine andre, als die üppigste Thätigkeit der Natur in Zersetzung, Umwandlung und Bildung der organischen Stoffe hervorrufen können.

So stellt denn auch wirklich diese Insel eines jener lachenden Bilder dar, zu welchem nur einzelne südliche Küstenländer des asiatischen Continents und das tropische Amerika Gegenstücke bieten, in welchen auch, wie hier, bei wenig bemerkbarem Wechsel der Jahrszeiten, die Pflanzenwelt in ewigem Grün prangt, Blüthen neben Früchten hervorbrechen, Riesengestalten aus dem Thierreich mit nicht minderer Lust sich nähren, als Tausende von schwachen Geschöpfen, deren Zahl die sorgsame Natur durch die Kraft unbändiger Raubthiere, zu der Masse von Nahrungsstoffen in stetem Gleichgewicht erhält; eins jener Länder, in welchen nur wenige Vögel den Trieb zum Wandern noch fühlen und befolgen, in welchen sie alle und was sonst noch der Luft und dem Licht ange-

hört, in voller Farbenpracht glänzen und womit faſt nicht größerer Mühe, als ſie, der Menſch ſelbſt die erſten Bedürfniſſe zur Erhaltung des Lebens aus der Hand ſeines Schöpfers empfängt.

Denn gewiß iſt keine andre Gegend der Erde zu nennen, welche bei gleichem Umfange eine größere Zahl von Bäumen und Pflanzen, deren Früchte den Menſchen ernähren, urſprünglich hervorbrächte, kaum eine andere, die auch die Erzeugniſſe der übrigen Climate, ſo willig in ihrem Boden hegte und veredelte. Außer dieſen nährenden Gewächſen bringt Java aber auch eine kaum zu ermeſſende Menge von gewürzhaften hervor, die theils heilkräftigen Nutzen haben, theils in widerſinnigem Mißbrauch zu ſtets wiederholter Aufregung der Geſchmacks- und Verdauungswerkzeuge von den Eingebohrnen genoſſen werden, und in dieſem Uebermaaß ihrer Anwendung die wohlthätige Wirkung verfehlen, die ihr mäßiger Genuß bei der Beſchaffenheit des Clima's ſonſt haben würde.

Unter den nährenden ſtehe die edle Ordnung der Palmen hier voran. Anpflanzungen von Kokosbäumen umgeben die Wohnung jedes Javaners, da ſie zu vielen Bedürfniſſen des häuslichen Lebens ſchon allein hinreichen. Denn nicht nur der Kern und die Milch, welche die Kokos-Nüſſe enthalten, ſondern auch der Saft, der aus den Wurzeln der Blätter, nachdem man ſie abgeſchnitten, hervortröpfelt, dienen als Nahrungsmittel. Aus dem Kern

preßt man ein Oel, das frisch sehr rein und geschmacklos ist und viel von hier ausgeführt wird *) und aus dem Saft bereitet man durch unterschiedene Grade der Gährung bald ein geistiges Getränk (Palmwein), das sich durch Destillation noch in Brantwein verwandeln läßt, bald einen scharfen Essig, ja durch Einsiedung und Klärung kann man sogar Zucker daraus darstellen. Das weiße Holz des Stammes ist ein allgemein beliebtes Baumaterial, die Blätter werden zum Decken der Häuser, zum Verfertigen von Sonnenschirmen und Hüten gebraucht, der Bast, der die Nüsse umgiebt, wie Hanf zu sehr elastischem Tauwerk verarbeitet und aus den innern harten Schalen der Nüsse Gefäße und Trinkgeschirre geschnitzt. Man darf sich daher nicht wundern, daß die Kokospalme bei den Eingebohrnen von Alters her in großem Ansehn steht und daß jeder Hausvater es als eine heilige Pflicht betrachtet, soviel davon anzupflanzen, daß er seinen Nachkommen eine hinreichende Menge davon hinterlassen könne.

*) Besonders nach allen Colonien, in denen die Kokos-Palme nicht wächst, da es die Sclaven malaiischer Abkunft nirgends entbehren können. Der Name Klapper-Oel und Klapper-Nuß kommt nicht etwa daher, daß der Kern in der Nuß klappert, (denn dies geschieht erst, wenn sie sehr alt und trocken geworden ist,) sondern Calappa ist der ächt javanische Name aller mit dem Kokos näher verwandten Palmarten.

Die Sago-Palme (Cycas circinalis) wird ebenfalls häufig gebaut. Sie wird 40 bis 50 Fuß hoch, ehe sie Blüthen gewinnt, und verliert, wenn sich daraus die Früchte entwikkeln, die Brauchbarkeit ihres Marks. Daher läßt man sie dazu nicht kommen, sondern haut sie um, sobald die Blattstiele sich mit einem reißlichen Mehle bedecken, welches der Vorbote der herannahenden Periode des Fruchttragens ist. Aus dem dann in besondrer Güte und größter Menge vorhandnen Mark wird zuerst durch wiederholtes Abschwemmen mit Wasser ein feines weißes Mehl gewonnen, das sich darin zu Boden setzt und nachdem es getrocknet worden, zu Brod verbacken wird. Aus dem nochmals durchgesiebten Mehl macht man durch neue Behandlung mit Wasser die röthlichen Körner, den bei uns bekannten und beliebten Sago. Auch aus dem Saft dieser Palme, wenn man ihn den jüngern Pflanzen abzapft, wird ein berauschendes Getränk, der Saguar, bereitet, den man, da er an sich süßlich und nicht sonderlich zuträglich ist, durch Beimischung bittrer Pflanzensäfte in eine Art von Bier verwandelt, das von den Europäern gern getrunken wird. Ob die Sago-Palme auf Java einheimisch oder von den Molucken erst hieher verpflanzt sey, läßt sich nicht wohl ausmitteln, da die Cultur dieser nährenden Gewächse aus hohem Alterthum herstammt.

Die dritte Palmen-Art ist der sogenannte Jägerbaum (Borassus flabellifer), den man

hauptsächlich zur Zucker-Bereitung benutzt. Dieser Zucker heißt durch ganz Indien Jagara (woraus vielleicht das lateinische Saccharum abzuleiten) *); da nun die Holländer dies Gewächs Jagarboom genannt, so ist daraus die irrige deutsche Uebersetzung in dem oben angegebenen Namen entstanden. Sein malaiischer Name ist Lontar. Es sind die weiblichen Blumenkolben, aus denen der süße Saft gleichsam gemolken wird. Gewisse eigends darauf geübte Leute, die den Namen Terifferoars führen, besteigen nämlich diese Palmen, während sich die Kolben ausbilden und machen sie durch wiederholtes Drücken nach und nach weich und wenn sich dadurch die Menge des Safts hinlänglich vermehrt hat, schneiden sie die äußerste Spitze der Kolben ab und lassen sie in untergehängte Gefäße unter täglich wiederholtem Quetschen und Abschneiden des letzten Endes ausfließen. Will man aus diesem Saft Zucker bereiten, so läßt man ihn eine Zeitlang in irdenen mit Kalk ausgestrichnen Töpfen stehn, kocht ihn dann über gelindem Feuer zu einem dicken Syrop ein und gießt ihn in längliche Körbchen von Palmblättern aus, in welchen er abkühlt und trocknet. Doch wird er von der Luft leicht wieder feucht, wie der Kokos- und Sago-Zucker auch, die immer etwas schmierig bleiben, und sich nicht, wie dieser, krystallisiren lassen. Mit

*) Noch jetzt nennen die Malaier den harten (krystallisirten) Zucker: Saccar.

Unrecht nennt man diese Art die Wein-Palme, denn bei keiner eignet sich der aus Stamm und Blattstielen gezapfte Saft weniger zu einer geistigen Gährung. Die Nüsse sind, zumal im unreifen Zustande, wo ihr Mark noch weicher und saftiger ist, eine kühlende Nahrung, aber die reifen Kerne sind hart und durchsichtig, fast wie Eis, und gar nicht eßbar. Das Holz des ausgewachsenen Stammes, aus dessen Mark man ebenfalls Mehl gewinnen kann, ist von ungemeiner Härte und wird, da es eine treffliche Politur annimmt und von einer schönen braunen Farbe ist, vielfach benutzt.

Die Areca-Palme oder Pinang (Areca Catechu) liefert kein Nahrungsmittel, aber ihre Früchte sind nichtsdestoweniger in sehr allgemeinem Gebrauch, denn es ist eine, durch alle Stände verbreitete und auch bei den europäischen Abkömmlingen (zumal weiblichen Geschlechts) beliebte Gewohnheit, Stücke von diesen herben Nüssen, nachdem sie eine Zeitlang in Kalk gelegen, zugleich mit den Blättern und Früchten des Betel-Pfeffers (Piper Betele) in den Mund zu nehmen und zu kauen. Der Athem wird dadurch wohlriechend und bei mäßigem Gebrauch mag es die Verdauungskraft stärken, aber die Zähne werden davon angegriffen und zuletzt ganz schwarz, der Speichel färbt sich roth und die zusammenziehende Wirkung dieser gewürzhaften Mischung reizt zu so häufigem Auswerfen desselben, daß vornehme Personen sich beständig ein Spucknäpfchen müssen

nachtragen lassen. Ueberdies erfolgt danach, bei denen, die es noch nicht gewohnt sind, eine Art von Berauschung, zumal wenn noch andre Gewürze oder Moschus hinzugesetzt werden, wie in den neueren Zeiten zur Erhöhung des Genusses Mode geworden ist. Man benennt dieses Kaumittel, das bald in ganzen Stücken, bald von alten Leuten gepülvert und in Betelblättern eingewickelt genommen wird, meistens mit dem malaiischen Namen des Pfeffers: Siri, oder auch mit den zusammengesetzten Siri-Pinang und Pinang-Betel. Uebrigens ist diese Gewohnheit nicht nur in Java herrschend, sondern durch ganz Ostindien, selbst bis China verbreitet, wohin daher auch die Arecanüsse, zumal die alten oder ganz reif gewordenen, in Menge ausgeführt werden.

Eine natürliche Folge des übermäßigen Gebrauchs dieser Mittel ist eine gewisse Abstumpfung des Geschmacksinnes, aus welcher sich die allgemeine Neigung zu den schärfsten Gewürzen, mit denen alle Speisen zubereitet werden, erklären läßt. Spanischer Pfeffer, Ingwer, Kubeben, Kardamome u. s. w. sind Haupt-Ingredienzen bei allen warmen Gerichten und das beliebteste unter allen ist die sogenannte Kerri Suppe, die aus Fleischbrühe mit Reis und einem starken Zusatz von spanischem Pfeffer, Tamarinden, Ingwer, Kurkuma, Narden (Andropogon Schoenanthus) Fokki (Solanum Melongena) und zuweilen von Kokosmilch besteht. Sie wird davon so heiß, daß ein Europäer sich

Anfangs kaum dazu gewöhnen zu können glaubt. Nichtsdestoweniger ist dieses Gericht jetzt nicht nur in allen europäischen Colonien Ost- und West-Indiens, sondern selbst in den größern Seestädten Europens sehr beliebt, wo freilich die unter dem Namen der Kerrikräuter bekannte gepülverte Mischung der obengenannten Gewürze die Anwendung derselben in ihrem frischen Zustande nur schwach ersetzt. Mit eben dieser und andern in unterschiednen Verhältnissen werden Kohlarten, unreife Mais-Aehren, Limonen, Bambus-Schößlinge u. s. w. eingemacht und unter dem Namen Atiar zu allen Fleisch-Speisen genossen, andre Gewürze dagegen und manche herbe Früchte in Zucker eingekocht und beim Theetrinken genommen.

Bei dem großen Reichthum der javanischen Flora wird in der That die Auswahl der vorzüglich nennenswerthen Gewächse schwer. Valentyn giebt die Zahl der unterschiednen Arten von größern Bäumen allein schon auf 400 an; von der gewiß viel bedeutenderen von Sträuchen und Kräutern ist keine ganz nutzlos, sondern jede mehr oder weniger reich an gewürzhaften oder nährenden Stoffen. Ein weites Feld zu genauern Untersuchungen bietet sich hier dem Botaniker dar, denn bisher ist nur sehr von der Oberfläche geschöpft *). Wir wol-

*) Manches hat vor einigen Jahren der Franzose Leschenault (im 16. Bande der Annales du Musée) gründlich berichtet und eine reiche Aus-

len über das Merkwürdigste einen allgemeinen Ueberblick zu geben versuchen.

Nur im Vorbeigehen sey zuerst der allgemeiner bekannten oder aus andern Gegenden Indiens hieher verpflanzten Obstarten gedacht; Feigen, Papaya, Guajavas, Datteln, Bananas, Weintrauben, Melonen, Angurien, Ananas, Citronen, Orangen und Pompelmusen sind auf den Märkten der Städte, vorzüglich in Batavia in Ueberfluß zu finden und auch die europäischen Obstbäume möchten hier wohl gedeihen, wenn man ihre Cultur mit Ernst versuchen wollte. Doch ist der Ueberfluß an edleren oder in diesem Clima zuträglicheren Früchten zu groß, als daß man sie sonderlich vermissen sollte.

Den ersten Platz räumen alle Reisebeschreiber der Frucht des Mangostanbaums (Garcinia mangostana) ein. Sie ist von der Größe einer Pflaume, aber ihre dunkelpurpurrothe Schale, gegen welche die lebhaft grünen Kelchblätter angenehm abstechen, ist wie bei dem Granat-Apfel hart und umfließt einzelne Kerne, die in dem eßbaren zarten Fleisch liegen. Sie vereinigt, wie Rumpf sagt, die Lieblichkeit der Traube, Erdbeere, Orange und Himbeere in ihrem Geruch und Geschmack. Der Baum

---

beute verspricht die Reise des Professor Reinward von Amsterdam, der sich seit einem Jahr im Gefolge des neuen holländischen Gouverneurs auf Java befindet.

trägt allezeit Blüthen und Früchte zugleich und ist auch an Wuchs und Blättern so schön, daß die Reichen in Batavia ihn zur Zierde in ihre Gärten pflanzen, obgleich sie die Früchte zu allen Jahrszeiten sehr wohlfeil auf dem Markte kaufen können. Im Königreich Bantam ist er am häufigsten.

Wohl davon zu unterscheiden ist der Mangas (Mangifera indica), der die Größe unsrer Eiche erreicht, und sich darin von den mehrsten der übrigen einheimischen Obstbäume unterscheidet, daß er nur einmal jährlich, nämlich im Herbst, seine Pflaumen ähnlichen Früchte bringt. Sie sitzen an dünnen Stielen und oft in so großer Menge, daß die jungen Bäume durch Pfähle gestützt werden müssen. Unreif werden sie in Salzwasser gekocht und wie Oliven gegessen, die reifen genießt man roh, oder mit grünen Pfefferschoten in Essig eingelegt, oder mit Zucker eingekocht und in dieser letzten Zubereitungsart kommen sie unter andern ostindischen Früchten auch bis zu uns.

Aehnliche, unsern gelben Pflaumen zu vergleichende Früchte trägt der Jambo oder Jambolo (Jambolifera indica), der überall auf den ebenen Feldern wächst. Der kühlende, gelind zusammenziehende Saft dieser Früchte macht sie nicht nur zu einer gesunden Nahrung, sondern wird auch, ausgepreßt und mit dem, von der Rosa Eglanteria und der Michelia Champaka destillirten Wasser versetzt, als ein

sehr wohlthätiges Mittel gegen Augen- und Hals-Entzündungen angewendet.

Der Jambos (Eugenia Jambos) ist ein hoher, schlanker Baum, wie die italienische Pappel: von seinen Aesten hangen die Blüthen in Büscheln herab und da sie zu gedrängt sitzen, als daß sie alle zur Reife kommen könnten, so fallen sie in Menge auf den Boden, werden gesammelt und als Salat gegessen. Die Früchte gleichen in Gestalt und Geschmack den Zuckerbirnen, aber sie enthalten einen harten Stein und sind roth oder weiß, ohne daß mit der Farbe ihr Geschmack verschieden ist. Sie sind eine so leichte und gesunde Nahrung, daß man sie sogar bei hitzigen Krankheiten empfiehlt.

Eben so zuträglich, wenn gleich etwas herber ist die Frucht des Takkatak oder Boa-Burun (wahrscheinlich Grewia orientalis) welchen die Europäer hier den Johannisbeerbaum nennen, weil seine Beeren wie diese in kleinen Traubenbüscheln wachsen. Man ärndtet sie alle drei Monate, am mehrsten im Herbst.

Zu den heilsamen Früchten gehören auch die der Bäume Karambola und Billimbing, beide von der Gattung Averrhoa. Die des erstern sind eierförmig mit fünf abgestumpften Kanten, die letztern von der Gestalt einer Gurke. Man ißt sie nicht roh, wegen des säuerlichen Geschmacks, sondern gebraucht sie mehr, in Stücken geschnitten zum Kerri und andern Speisen. Aus ihrem Saft, mit Zucker vermischt, bereitet man den Fieberkranken ein heil-

ſames durſtſtillendes Getränk. Die Eingebohrnen halten alle Theile dieſer Bäume für ausnehmend heilkräftig, und nicht ſelten trifft man ſolche auf den Feldern, denen ſie alle ihre Blätter und Blüthen geraubt haben, um daraus Arznei zu bereiten.

Der Rambuſtan (Nephelium lappaceum) liefert eine der wohlſchmeckendſten Früchte, die ein klares faſt durchſichtiges Fleiſch enthält, in deſſen Mitte der Kern liegt und deſſen zäher Saft wie eine Miſchung von Citronenſaft und Zucker ſchmeckt. Die Schale, die ſich leicht ablöſt, iſt hart und nicht eßbar, überall mit röthlichen langen Schuppen bedeckt, und allerdings den Kletten ähnlich, nur größer.

Die Frucht des Durion (Durio zibethinus) hat etwas Abſchreckendes für den Ausländer in ihrem unerträglichen leichenhaften Geruch, den man ſchon von Weitem bemerkt, wenn ſie zu Markte gebracht wird; aber die Kerne, welche dieſe große, den Melonen ähnliche, überall mit ſcharfen Stacheln bedeckte Frucht in ihren innern vier Abtheilungen enthält und die an Größe und Geſtalt den Kaſtanien gleichkommen, ſind ganz allgemein auch von den Europäern geſchätzt und werden von manchen Reiſenden als die vortrefflichſten aller javaniſchen Früchte geprieſen.

Ihnen ähnlich iſt die Frucht des Brodbaums (Artocarpus incisa), der hier Jaáka heißt, aber ihr mehliges Fleiſch iſt nicht ſehr

verdaulich und wird meistens nur von der ärmern Volksklasse gebraten genossen.

Auch die Früchte von Annona muricata und reticulata, hier ebenfalls Annonas genannt, haben eine rauhe, schuppige Schale, wie die Ananas, die sich nicht gut abziehen läßt. Sie sind nicht eher, als bis sie eine Zeitlang gelegen, eßbar, dann saugt man mit den Lippen die den Samen umgebende, süße mußartige Substanz heraus, die dem Fleisch der Misteln vergleichbar, nur viel wohlschmeckender ist. —

Wenn wir hier, um nicht zu weitläufig zu werden, nur noch die Mandelähnlichen Früchte des Batsian und der Katappe (Terminalia Catappa), die Rauhbeeren der Boa-Lansa, der Salacia und des Calamus Rotang, die Kernfrüchte der Boa-Kamba, Bunga und Boa-Bidarra und die eßbaren Schoten der Guilandina Moringa, der Cassia Tora und Tamarinden nennen, so geschieht es nur, um keine der gemeinsten, täglich auf den Märkten feilgebotenen Baumfrüchte ganz zu übergehn und von dem ungemeinen Reichthum der Waldungen an ursprünglich einheimischen Nahrungsstoffen eine vollständigere Vorstellung zu geben. Wir haben uns aber dabei noch sehr beschränkt und viele der, von den Reisenden angegebnen Namen von Früchten verschwiegen, weil wir von ihnen, wegen mangelhafter Beschreibung, nicht genügende Rechenschaft zu geben vermögen.

An Küchengewächsen ist Java nicht minder reich, den außer den sämtlichen europäischen Gemüsen, die für die Tafel der Reichen mit dem besten Erfolg gebaut werden, bringt es viele einheimische, seit undenklichen Zeiten cultivirte Hülsenfrüchte, Kohlarten, Wurzelgewächse, Kürbisse, Zwiebeln u. s. w. hervor, von welchen viele noch nebenher heilkräftigen Nutzen haben. Herr von Wurmb *) macht allein 24 Arten von Uby-Wurzeln, die mit den Yams und Patatas verwandt sind (aus den Gattungen Dioscorea und Convolvulus) namhaft.

Von der großen Zahl gewürzhafter Pflanzen sind schon manche im Vorbeigehn genannt. Unter den übrigen verdienen noch einige besondrer Erwähnung, wie z. B. der Benzoin-Baum (Styrax Benzoin) **), von welchem das wohlriechende Harz gewonnen wird, das bei uns, wie in Java, als äußeres und inneres Heilmittel geschätzt wird; der Cajeputbaum (Melaleuca Leucadendron), dessen ätherisches Oel ein so ganz vorzügliches und kostbares Präparat ist; die Gewürznäglein (Caryophyllus), von welchen hier manche Arten ausschließlich einheimisch sind; mehrere Arten von Kardamomen und Ingwer (Amomum, Zerumbet, compactum, Curcuma u. a.); die Kubeben

*) Merkwürdigkeiten aus Ostindien S. 324.

**) Vergl. oben S. 59.

(Piper caudatum) und viele andre mit dem Pfeffer und Betel verwandte Pflanzen, die Betonia (Betonia officinalis), aus deren Blättern man den Saft preßt und bei Verwundungen von dem Biß giftiger Schlangen anwendet; der Gummigutbaum (Cambogia Gutta); die Alkanna oder Henna (Lawsonia inermis), die zugleich als Färbemittel gebraucht wird; die Caſſia (Caſſia fiſtula und javanica) u. ſ. w.

Die ungeheure Menge von Oel, die bei der großen Liebe der Javaner zu einer glänzenden Lampen-Erleuchtung der Straßen und Häuſer, ſtets erforderlich iſt, kann nicht aus den Kokosnüſſen allein gewonnen werden. Man wendet dazu hauptſächlich eine Art von Erdnuß oder Erdbohne an, die hier Kadjang-Tannah heißt und ſehr reich an öligen Theilen iſt. Die Chineſen haben die Pflanze hier eingeführt und betreiben noch jetzt ihre Cultur faſt ausſchließlich, weil die Eingebohrnen dieſe zu mühſam finden. Herr von Wurmb hat darüber ſehr ausführlich Rechenſchaft gegeben *) und die Wichtigkeit dieſer Pflanze für den javaniſchen Landbau hinreichend erwieſen. Die Früchte werden im October nach der Art, wie bei uns die Bohnen, nur in größern Zwiſchenräumen, geſäet, die jungen Pflanzen vier Wochen darauf gehäuft und ſpäterhin niedergetreten, damit ſich ihre Zweige auf der Erde ausbreiten. Dieſe ranken

*) Merkwürdigkeiten aus Oſtindien S. 331.

ranken nun weit umher und treiben hier und da einen einfachen Blattstiel mit 4 Blättern, in dessen Achseln sich eine einzige goldgelbe Schmetterlingsblume bildet, die nur einen Tag blüht. Sobald sie abgefallen ist, kommt an ihrer Stelle ein weißer Keim hervor, der sich wie eine Wurzel 3 bis 4 Zoll tief in die Erde senkt und an dessen Spitze erst die Frucht sich ausbildet; eine merkwürdige Erscheinung! *) — Sobald Zweige und Blätter verdorren, erkennt man, daß die Früchte reif sind und rodet sie aus; sie sind von der Größe der Wallnüsse, inwendig in 2 bis 3 Fächer vertheilt, in welchen eben so viele Kerne liegen, die roh wie Bohnen, gebraten wie Nüsse schmecken. Ein einmal bestelltes Feld trägt fünf Jahr lang und bringt im 2ten bis 4ten Jahr zehnfachen Ertrag.

In und um Batavia gab es vor 25 Jahren mehr als 50 Mühlen, die sich mit dem Mahlen und Pressen dieser Tannah beschäftigten. Sie lieferten jährlich für 130,000 Thaler Oel, im Durchschnitt nämlich eine Million Kannen, welche aber noch nicht für den Bedarf von Batavia hinreichten. Auch noch heutiges Tages wird dieses Oel in Menge verbraucht und da die, nach dem Pressen zurückbleibenden

*) Zu welcher wir aber an Arachis hypagaea, Vicia und Lathyrus amphicarpos die Beispiele kennen. Mit der erstgenannten muß die Kadiang Tannah nahe verwandt seyn.

Kuchen nicht nur ein gutes Viehfutter, sondern auch den besten Dünger für die Zucker-Plantagen abgeben, so gehört diese Pflanze zu den unentbehrlichsten Producten der Insel.

Außer dem bereits oben erwähnten Indigo, der hier so ganz allgemeines Färbemittel ist, daß alle Personen der untern und mittlern Volksklassen blau gekleidet gehn, bringt Java nicht viel färbende Pflanzenstoffe hervor. Wenigstens sind die Alkanna, die Anchusa tinctoria, das Rhus javanicum u. a. zur Zeit nur sehr unerheblich. Hibiscus Rosa sinensis wird hier allgemein zum Schwarzfärben des Leders gebraucht und heißt deshalb Schusterblume (Fula de Sapato.)

Baumwolle (Gossypium herbaceum und indicum Lam.) ist das Hauptmaterial zu den Kleidungsstücken und wird auch so viel gebaut und verarbeitet, daß noch jährlich ein Geringes an blauen baumwollenen Waaren ausgeführt werden kann. Es wächst hier aber auch noch in den Wäldern und Gärten ein großer Wolle tragender Baum (Bombax pentandrum), dessen Früchte im October eingesammelt werden und dann, eben im Begriff zu bersten, voll eines feinen wolligen Wesens sind, das sich leider nur nicht verspinnen läßt, sondern allein zum Ausstopfen von Betten und Polstern gebraucht wird.

Das beste Nutzholz in ganz Ostindien liefert die hier einheimische Tectona grandis, ein mächtiger Baum, der hier Diati, Kiati

oder Kajate genannt wird und deſſen Holz ſich (wie ſchon oben erwähnt) beſonders durch ſeine Härte ſo ſehr auszeichnet, und der raſch zerſtörenden Wirkung ſelbſt der javaniſchen Luft ſo gut widerſteht. Es iſt eben ſo tauglich zum Häuſerbau, wie zu feiner Tiſchlerarbeit und wird daher von hier aus weit und breit verſandt. Die Engländer nennen es Teak. Das mehrſte Hausgeräth machen die Javaner übrigens aus Bambos (Arundo Bambos); Stühle, Tiſche, Betten, Treppen, Tragſtangen, ja ſelbſt Thürpfoſten und andres leichte Gebälk werden aus dieſem unentbehrlichen Material verfertigt. Das Palmriet oder Rotting (Calamus Rotang, unſer Stuhlrohr) iſt ihnen eben ſo nothwendig zu allerhand Flechtwerk von Stricken, Matten, Körben u. ſ. w. die ſie höchſt zierlich daraus zu verfertigen wiſſen.

Uebrigens enthalten die javaniſchen Waldungen noch manchen trefflichen Baum, wie die Morinda citriſolia (Mankandu), Herculia Banghas (Maracco), Canarium commune (Canarienbaum), Uvaria japonica (Kananga) welche alle wegen ihrer Schönheit oder ihrer wohlriechenden Blüthen zugleich mit Guettarda ſpeciosa, Inophyllum calophyllum, Caſuarina equiſetifolia u. ſ. w. auf den Straßen und in den Gärten von Batavia häufig zu finden ſind. Schon Cook bemerkt, wie die Bewohner dieſer Stadt einen bei uns wenig bekannten Luxus treiben, indem ſie faſt beſtändig aromatiſche Hölzer und Harze in ihren Zimmern verbren-

nen, ihre Schlafgemächer und Betten mit wohlriechenden Blüthen bestreuen und überall einen Reichthum von Wohlgerüchen um sich her zu verbreiten suchen. Dazu dienen ihnen die Blätter des Pandang (Pandanus odoratissimus), die Blüthen des Kamunang (Chalcas paniculata), des Tambang-Tonquin (Pergularia glabra), der Murraya exotica, Mimosa Elengi, Nyctanthes picta und vieler andern zum Theil schon genannten. Die mehrsten von diesen werden immer in Menge auf den Märkten feilgeboten, (meistens schon in Sträuße gebunden,) und das Frauenzimmer durchflicht mit den schönsten das Haar.

Dagegen giebt es denn auch manche schädliche Gewächse und wahrscheinlich ist die Zahl der eigentlich giftigen größer, als man zur Zeit noch weiß, indem die Malaier das Verfahren bei der Zusammensetzung ihrer Gifte geheim halten. Eins unter diesen hat eine zu große Celebrität gewonnen, als daß wir seiner hier nicht umständlicher erwähnen sollten. Der Boan-Upas, heißt es, ist ein einzeln stehender Baum in den unfruchtbaren hüglichen Gegenden von Surakarta, der auf viele Meilen umher die Luft verpestet und alles Thier- und Pflanzenleben in diesem Umkreise erstickt. Zum Tode verurtheilten Missethätern läßt man die Wahl, von der Hand des Henkers zu sterben, oder eine gewisse Menge von dem tödtlichen Saft des Baumes zu holen. Wenige kehren zurück, wenn sie glücklich genug sind, auf ihrer

Wanderung dem Boan-Upas beständig über dem Winde zu bleiben, da aber der Luftzug oft wechselt, so ist das öde Feld ringsumher mit Leichengerippen bedeckt. Wer aber von dem Gifte zurückbringt, erhält Begnadigung, wohl gar noch Belohnung. Ein kleiner Hautschnitt von einer damit bestrichenen Lanzette tödtet in wenig Minuten, eben so der Genuß einer Flüssigkeit, in welcher nur ein Gran von diesem Gift aufgelöst ist. — So berichtete vor mehr als 40 Jahren ein gewisser Förſch, der von den letztgenannten Wirkungen des Giftes Augenzeuge gewesen war, und seine Angaben aus dem Munde des Priesters haben wollte, der als Grenzwächter des Todesthales die unglücklichen Schlachtopfer zum Tode vorzubereiten und ihnen Zurechtweisung zu geben pflegte. Seine Erzählung ist damals, und seitdem noch oft, von vielen Schriftstellern wiederholt. Von Wurmb erklärte dann zuerst das Ganze für ein Mährchen *) und Malte-Brun fügte der Uebersetzung von Barrows Reise nach Cochinchina eine Note von Deschamps hinzu **), in welcher der Baum mit wenigen Worten beschrieben und die Schädlichkeit seines Dunstkreises völlig geleugnet wird. Richtig vermuthet derselbe Uebersetzer, daß Förſch seine ganze Angabe aus Valentyns

*) Von Wurmb und von Wollzogen Briefe aus Afrika und Ostindien S. 264.

**) Voyage à la Cochinchine II. p. 367.

Beschreibung von Amboina *) entlehnt habe, wo sie schon funfzig Jahr früher fast mit denselben Worten gegeben, aber nicht verbürgt wird.

Man mußte also schon nach diesen Zeugnissen jene Erzählungen, nach welchen der Boan-Upas offenbar das heftigste aller Pflanzengifte war, für eine aus absichtlich schreckenden Uebertreibungen der Javaner entstandne Fabel halten. Aber wieviel denn eigentlich Wahres daran sey, haben erst die neuen Untersuchungen des Franzosen Leschenault **) und des Engländers Horsfield ***) gelehrt, die beide im letzten Decennium als Botaniker Java durchreisten. Sie nennen den Baum Antjar (Antiaris toxicaria Lesch.); er ist einer der größten in den javanischen Wäldern und hat zuweilen an der Wurzel 10 Fuß im Durchmesser, und nicht selten 60—80 Fuß Höhe. Aus der weißen Rinde fließt, wenn man sie ritzt, der giftige Saft, der an der Luft bald hart und braun wird; die Eingebohrnen fürchten bei dem Einsammeln Entzündungen der Haut und der Augen zu bekommen und wollten daher Herrn Horsfield nicht dabei behülflich seyn. Doch verfertigen in andern Gegenden die Aermern sich

*) Oud en nieuw Oostindien III. p. 218.

**) Annales du Musée Tom. XVI. 1810.

***) Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap Tom. VII. Batavia 1814.

Zeuge zu Kleidern aus dem faſrigen Baſt dieſes Baums. Dieſe haben denn nur das Unbequeme, daß ſie auf der Haut ein heftiges Jukken erregen, ſobald ſie naß werden, auch glaubt man, daß das Haar davon ausfalle.

Hauptſächlich wächſt dieſer Baum im öſtlichen Theil der Inſel und dort allein weiß man das Gift zu bereiten. Es iſt nämlich an und für ſich noch gar nicht ſo gefährlich, ſondern wird es erſt durch Vermiſchung mit andern Stoffen. Auf 8 Unzen Antjar-Gift kommen nämlich geſtoßener Pfeffer, Saft von Arum Nampa, von Kaempferia Galanga, von Zerumbet, von Zwiebeln und Knoblauch von jedem ein halbes Quentchen und dieſe Miſchung geräth ſogleich in heftiges Aufbrauſen. Je ſtärker dieſes iſt, deſto wirkſamer wird das Gift. Herr Horsfield ſtellte damit mehrere Verſuche an; ein damit verwundeter Büffel ſtarb im Anfange der dritten Stunde, ein Hund in 26 Minuten, ein kleinerer Hund in 14, eine Maus in 10, ein kleiner Affe in 7, ein Reiher in 6 Minuten, u. ſ. w.

Obgleich man nun nach allen dieſen die Erzählungen von der giftigen Atmoſphäre ſolcher Bäume für ſehr unwahr anſehn muß, ſo ſind ſie doch nicht ganz erdacht, ſondern haben ihren Grund in der oft bemerkten, und uns auch von gebohrnen Javanern beſtätigten Erfahrung, daß die Sclaven die bei der Urbarmachung von Waldungen zum Ausroden der Wurzeln gebraucht werden, davon die bösartigſten

hitzigsten Krankheiten bekommen. Vor Allem sind die Folgen schleunig verderblich, wenn von diesen giftigen Bäumen welche da gestanden, und die daraus entstehende Krankheit kann schon in wenigen Stunden tödten. Vielleicht ist die Sitte der Javaner, deren Tombe erwähnt, daß sie den Boan-Upas auf die Gräber ihrer Fürsten pflanzen und ihn heilig halten, aus diesem Umstand zu erklären.

Uebrigens ist leider der Gebrauch dieses und andrer Gifte ziemlich im Schwange, und mancher Europäer in Diensten der holländischen Compagnie ist in den Kriegen gegen die javanischen Völkerschaften durch die mit diesem Safte vergifteten Quellen ums Leben gekommen. Bei dem leidenschaftlichen Charakter des Ostindiers kann die Beleidigung meistens nur durch Blut gesühnt werden und der flammige malaiische Dolch (der Kris) ist eine bequeme Waffe für die schnell ihr Opfer fordernde Rachelust. Diesen tragen die Vornehmen meistens vergiftet, ja man behauptet, es seien die geschickten Waffenschmiede im Besitz eines Geheimnisses, den Kris, dessen Klinge immer schön damascirt ist, bei dieser Arbeit im Feuer zu vergiften, so daß man nur nöthig habe, ihn vor dem beabsichteten tödtlichen Gebrauch mit Zwiebelsaft zu bestreichen.

Heftiger noch als das Gift des Boan-Upas ist das Tiettik-Gift, von dem eingedickten Absud der Wurzelrinde von Strychnos Tieute Lesch. und den obengenannten Ingre-

bienzen verfertigt. Es wirkt am stärksten 24 Stunden nach der Bereitung, wenn es, auf einen Pfeil gestrichen, eben lufttrocken geworden. Die Erscheinungen, die es in dem thierischen Körper hervorbringt, sind von denen des Upas-Giftes insofern verschieden, als es unmittelbarer das Gehirn und Nervensystem angreift. Der Tod erfolgt schnell unter den heftigsten Zuckungen, Beängstigung, Erbrechen u. s. w. *)

Bei dem Dunkel, von welchem die ältere Geschichte Ostindiens umhüllt ist und bei der Menge von unvollständigen, irrigen und oft einander widerstreitenden Angaben über die Thiere, welche diese merkwürdige Erdgegend bewohnen, wird es sehr schwer, ja unmöglich, nur einigermaßen genügende Muthmaßungen über die jeder Insel urſprünglich eigenthümlichen Thierformen aufzustellen. Viele sind mit den Völkern, in älterem Verkehr, von der einen auf die andre hinüber gewandert, manche bei zunehmender Cultur unter dem Einfluß der europäischen Ansiedler vertilgt und leben nur noch in den Schriften der ältesten Reisenden, andre, wiewohl einem begränzten Insel-Gebiet

*) Da uns der angeführte neueste Band von den Schriften der batavischen Societät nicht zu Gebote stand, so sind diese Notizen aus den Auszügen entlehnt, welche Herr Oken in der Isis (No. 12.) mitgetheilt hat.

ausschließlich angehörig, sind voreilig als identisch mit ähnlichen bekannten und allgemeiner verbreiteten betrachtet, viele auch, die von benachbarten Inseln der Seltenheit wegen in europäische Colonien gebracht wurden, als diesen angehörig beschrieben; aus welchen Ursachen sich denn auch die große Schwierigkeit von der javanischen Fauna genügende Rechenschaft zu geben, leicht ableiten läßt. Die mehrsten Schriftsteller, unter den vielen, die wir zu Rathe gezogen, reden, wenn sie die Thiere Java's aufzählen wollen, zugleich von denen der übrigen sundischen Inseln, ja selbst der Molucken und Philippinen, um die magern Verzeichnisse mit noch ärmern einigermaßen auszustatten. Wie wir nun selbst zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß die Kenntniß der indischen Thierwelt noch in ihrer Kindheit sich befinde und daß hier noch das Beste erst von den Forschern der künftigen Generationen zu erwarten, so können wir auch nur in allgemeinem Abriß von diesem großen Gegenstande eine Vorstellung geben.

Unter den Hausthieren nimmt der Büffel als das wichtigste den ersten Platz ein. Seiner bedient man sich fast ausschließlich zum Landbau, zur Fortschaffung von Lasten, zum Treiben der Mühlen und andrer Maschinen. Er ist hier vorzüglich gut gezähmt; Kinder haben gewöhnlich das Geschäft, ihn an durch die Nase gezognen Ringen zu leiten; das Thier vergißt seine Stärke über der Schwäche des Führers und Ausbrüche seiner Wuth sind verhältniß-

mäßig selten. Er gehört zu der durch ganz Indien gezähmt vorkommenden Art (Bos Bubalus Lin.) mit schwarzgrauem wenig behaartem Körper, kurzem Kopf mit breiter Stirn und flachen seitwärts anliegenden nach hinten erst aufwärts gekrümmten Hörnern. Er soll im Innern der Insel wild (vielleicht verwildert) angetroffen werden, doch haben wir für diese Angabe keinen glaubhaften Bürgen. Die Milch der Büffelkühe wird getrunken, doch ihr Geschmack nicht sehr gerühmt; auch das Fleisch ist zähe und unschmackhaft.

Unser europäisches Rindvieh ist in Java nicht selten, wiewohl nicht in sehr hoher Achtung, da Fleisch überhaupt nicht zu den Lieblings-Nahrungsmitteln gehört, auch die Race in wenig Generationen ausartet und die Kühe wenig und magre Milch geben. Eine aus Europa mitgebrachte Kuh wird daher mit großen Summen bezahlt. Der Zwergochse (Zebu) wird zuweilen als eine vom festen Lande Asiens eingeführte Seltenheit auf den Landgütern der Großen gesehn. Die javanischen Pferde sind plump und häßlich und da sie überdieß noch an Kraft vom Büffel weit übertroffen werden, so ist ihr Gebrauch viel weniger allgemein, als bei uns. Doch ist bei etwaniger Nachfrage nie Mangel daran.

Auch das Schaf artet hier nicht besonders, am besten noch in den gebirgigen Gegenden des Binnenlandes. Viel mag hier daran liegen, daß der Werth dieses Thieres wegen des

ursprünglichen Reichthums an einheimischen Erzeugnissen nicht zum vollen erkannt und daß auf seine Zucht daher nicht viel Sorge gewandt wird.

Die Ziege ist häufiger und von einer kurzhaarigen, weiß scheckigen Race. Von Schweinen wird das nackte, schwarze mit dickem Wanst (das von unsern Landwirthen mit dem Namen des andalusischen belegte) häufiger als das Borstenschwein gehalten. Die Chinesen ziehen es am mehrsten und lieben das Fleisch vor allem andern. Es wird für sehr gesund gehalten und auch schwächlichen und kranken Personen erlaubt. Von wilden Schweinen, die sehr bösartig sind, reden viele Beschreiber Java's, doch bleibt es im Zweifel, ob darunter unser europäisches Schwarzwildpret zu verstehen sey.

Der Haushund und die Katze sind dem Menschen in jedem Grad des geselligen Zustandes zu nützliche Begleiter, als daß sie hier fehlen dürften. Wir erwähnen ihrer nur, um die Bemerkung einzustreuen, daß ungeachtet des heißen und ungesunden Clima's noch kein Beispiel von wirklich tollen Hunden bekannt ist. Man kennt die Wasserscheu nur aus wenigen in den Verhandlungen der batavischen Gesellschaft der Künste und Wissenschaften *) mitgetheilten Beispielen an Menschen. In dem einen dieser Fälle war der Kranke von seinem,

*) Dritter Band vom Jahr 1787. S. 271. — Fünfter Band v. J. 1790. No. 6.

so eben verwundeten und gleich darauf ohne Wasserscheu an dieser Wunde sterbenden Hunde gebissen; der Ausbruch der Wasserscheu erfolgte erst 11 Monate nachher und endigte mit dem Tode. In einem andern Falle waren zwei junge Holländer mit einander in einen Faustkampf gerathen und der Schwächere hatte den andern im Zorn in den Arm gebissen. Schon am fünften Tage darauf verschied der Gebissene nach einem Versuch zum Selbstmord unter den schrecklichsten Zufällen einer entschiednen Hydrophobie. Aehnliche Erscheinungen hat man hier nach dem Biß einer Ratte beobachtet. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß in heißen und feuchten Ländern äußere Verletzungen schwer zu heilen sind; Java giebt davon ein auffallendes Beispiel ab, denn ein Riß von einer Nadel kann ein bösartiges Geschwür erzeugen, eine Schnittwunde leicht tödtlich werden. Offenbar stehn die Ursachen davon mit denen der obigen Fälle in Zusammenhang.

Von jagdbaren Thieren hat Java mehrere aus den Gattungen der Hirsche und Antilopen. Gewiß ist, daß der Muntiak, von der Größe unsers Rehes mit dreiendigem Geweih und gefurchter Stirn (dessen schon bei Sumatra als eines vielleicht dort vorkommenden Thiers, erwähnt wurde) hier einheimisch ist. Pennant läßt vermuthen, daß außer ihm noch zwei, mit dem Ganges-Hirsch (Cervus Axis) verwandte, aber weniger schön gefleckte Arten sich hier aufhalten. Welche Arten von Antilopen sich in

Java finden, wird aus den Beſchreibungen nicht deutlich; die Reiſebeſchreiber ſcheinen die ungehörnten Weibchen der eben genannten Hirſche dafür angeſehn zu haben. Wenigſtens ſind die gröſten und berühmteſten Antilopen, die auf dem feſten Lande des öſtlichen Aſiens und vielleicht auch auf Borneo gefunden werden (Antilope Cervicapra, picta, Tragocamelus u. a. gewiß nicht auf Java zu finden. Dagegen möchten wohl die ihrer ungemeinen Zierlichkeit wegen mit Recht ſo geprieſenen Zwergböckchen, die man bisher ſämtlich als Arten des Moſchusthiers betrachtete (unter dem Namen: Moschus pygmaeus, Meminna, javanicus) eher der Antilopen-Gattung angehören, wenn anders nicht vielleicht die Kälber jener Hirſchartenauch hier wieder Irrthum veranlaßt haben. Wenigſtens iſt nur das erſte von dieſen dreien, durch ſeine Eckzähne entſchieden mit dem eigentlichen Moſchusthier verwandt. Die Javaner nennen es Pontjang und die Malaier Kantil. Sie fangen ſie in Schlingen und bringen ſie nach Batavia in Käfichten zu Mark. Das ganze Thierchen iſt, ausgewachſen, nur etwas über einen Fuß lang und 8 bis 10 Zoll hoch, graubraun von Farbe, immer ohne Hörner und von dem zarteſten und ſchlankſten Bau. Das Fleiſch iſt vortrefflich und aus den Füßchen verfertigt man Tabakſtopfer, Meſſergriffe und andere zierliche Arbeit.

Der neueſte Schriftſteller über Java, Herr Thorn, erzählt, daß man in den gebirgigen

Gegenden der Insel die Hirschartten mit eigends dazu abgerichteten Pferden jagt. Wenn das Wild aufgejagt ist, sagt er, legt sich der Reuter vorüber auf des Pferdes Nacken und überläßt diesem die Verfolgung. Es verliert die Beute nicht aus den Augen, sondern verfolgt sie über Stock und Block, wie ein Jagdhund. Ist sie eingeholt, so wirft der geübte Jäger ihr eine Schlinge über das Geweih oder den Kopf, bis die übrige Jagdgesellschaft herbeikommt. Sollte er dabei vom Pferde gerissen werden und das Wild wieder entspringen, so setzt das Pferd allein die Jagd fort, schlägt das Thier mit den Hufen zu Boden und hält es auf ihm kniend fest, bis zur Ankunft der Jäger. Ueberhaupt rühmt er die javanischen Pferde, mehr als die ältern Schriftsteller es thun, doch gesteht er, daß die bessern aus Persien und Arabien eingeführt werden und daß man besonders eine gewisse Race (die Bima-Race) allen andern vorziehe.

Die Wälder sind von einer großen Zahl von Affen, Eichhörnchen und ähnlichen Thieren bewohnt. Unter den erstern ist der sogenannte Tjäcko, mit spitz gegen den Scheitel hin zusammen wachsenden Haaren (Buffons Aigrette, Cercopithecus Aigula) bei Weitem der gemeinste. Er wird häufig gefangen, läßt sich sehr leicht zähmen und abrichten, und fast jedes Schiff bringt von ihm Exemplare mit nach Europa, wo er sich als eine der weniger weichlichen Affenarten beliebt gemacht hat.

Nächst ihm sind noch der Talapoïn und Pennants Löwenschwänziger Affe (Simia Talapoïn und S. Silenus) oder doch sehr nahe damit verwandte Arten, Mitbewohner der vorhingenannten großen Waldbäume. Seltner, jedoch merkwürdiger und dieser Insel eigenthümlicher sind 1. der von seiner bellenden Stimme sogenannte Wauwau, eine Art von langarmigen Affen oder Gibbons von 2 bis 3 Fuß Länge, grauem wolligen Haar und kohlschwarzem Gesicht (Simia Moloch). Die Vorderfüße sind so lang, daß dieser Affe nur mit etwas vorgebücktem Oberleibe auf den Hinterfüßen zu laufen und mit den Spitzen der Finger nur zuweilen den Boden zu berühren scheint. Man sieht ihn aber selten im Freien, sondern nur auf Bäumen, mit nicht mindrer Behendigkeit kletternd, als die übrigen Affen, wiewohl ihm der Schwanz, der den mehrsten dabei so sehr zu Statten kommt, ganz fehlt. Es ist übrigens ein muntres gutmüthiges Thier, das leicht gezähmt werden kann, die Reise nach Europa aber noch nie überlebt hat. 2.) Der Schweinschwänzige Affe (Simia Nemestrina), eine unsern gemeinen türkischen Affen oder Magots nicht unähnliche Art, nur sehr unterschieden durch die wunderliche Gestalt des kurzen Schwanzes. Der Orang-Outang kommt bestimmt nicht in Java vor, dagegen lassen die Erzählungen mancher Reisenden von sehr kleinen sogenannten Ratten-Affen, Todtenköpfen u. s. w. schließen, daß uns aus dieser Insel noch

Der Taguan.

noch manches bisher unbeschriebne Thier bekannt werden werde.

Von der Gattung des Eichhorns enthalten die javanischen Gehölze mancherlei Arten (Sciurus bicolor, paradisiacus, erythraeus u. s. w.). Keine aber ist merkwürdiger, als die auch hier wie auf den übrigen sundischen Inseln vorkommende große fliegende Art, der Taguan (Pteromys grandis), die an Höhe einer Katze vergleichbar, durch Hülfe ihres langen Schwanzes und der zwischen Vorder- und Hinterfüßen ausgespannten Seitenhaut des Leibes zwischen ziemlich entfernt stehenden Bäumen hin und her flattert. Kaum kann man es noch so nennen, es ist vielmehr nur ein verlängerter Sprung, bei welchem jene Häute als Fallschirm dienen. Eine kleinere und noch behendere Art ist Pennants segelndes Eichhorn (Sc. Sagitta), das ausschließlich nur hier gefunden wird. Von Beutelthieren kennt Java, soweit wir wissen, noch keine Art; diese merkwürdige und in Neuholland so zahlreiche Familie scheint sich nur bis an die Molucken zu erstrecken, von welchen einzelne Individuen zuweilen als Seltenheit nach Batavia gebracht werden, aber keineswegs dort einheimisch sind, wie man irriger Weise hat wollen muthmaßen lassen.

An unterirdischen oder in dunkeln Höhlen lebenden, nur bei nächtlicher Weile hervorkommenden Thieren kennen wir aus Java außer mehrern Spitzmäusen und Igeln folgende als des Anführens werth. Eine Art von Amei-

fenfreſſern kommt an trocknen Abhängen vor, wo ſie ſich ausſchließlich von Ameiſen, denen ſie in ihrem tiefen und weitſchichtigen Bau nachſtellt, ernährt. Es iſt wahrſcheinlich dieſelbe, welche Strachan zuerſt *) unter dem Namen des Talgoi beſchrieb; andre Schriftſteller erwähnen ihrer beiläufig ohne Namen, ſo daß an ihrem Vorhandenſeyn nicht zu zweifeln iſt. Es bleibt aber immer merkwürdig, da ſonſt in ganz Aſien nirgends eine Spur von ähnlichen Geſchöpfen angetroffen wird, als hier und in Zeilan. Zwei Arten von Stachelſchweinen werden beſtimmt hier gefunden, das gemeine und das langſchwänzige (Hyſtrix criſtata und macroura). Ihnen ſchreibt man das als Heilmittel vom erſten Rang durch ganz Indien ſo berühmte Concrement zu, das unter dem Namen des Schweinſteins (Piedra de Puerco) auch in Europa bekannt iſt. Es erzeugt ſich in den Gallenblaſen dieſer oder ähnlicher Thiere (gewiß nicht der Schweine, eher vielleicht der Igel) und hat die Eigenſchaft, ſich in wäſſerigen und geiſtigen Flüſſigkeiten aufzulöſen und dieſen ſeine ſtark aromatiſche Bitterkeit mitzutheilen. Da es zu dieſem Zweck hinreichend iſt, wenn man den ganzen ſogenannten Stein, der ſelten gröſer als eine kleine Wallnuß iſt, einige Stunden in ein Glas mit Wein legt und da der Genuß dieſes Weins ſich dann in fieberhaften Krankheiten, in wie man

*) Philos. Transactions V. p. 480.

glaubt sogar bei Vergiftungen äußerst wohlthätig zeigt, der Wein auch oft und lange so gebraucht werden kann, ohne seine Kraft zu verlieren, so wird er von den indischen Fürsten und reichen Europäern mit ungeheuren Summen bezahlt, in Gold eingefaßt und an kleine Ketten von demselben Metall befestigt, um ihn bequem in die Flüssigkeit versenken und wieder herausziehn zu können. Obgleich man in neuern Zeiten die vielleicht früher zu übertrieben gepriesene Wirksamkeit dieses Schweinssteins ganz hat wegleugnen wollen, so ist doch damit der Sache zuviel geschehn und der Zweifel nur dem Umstand zuzuschreiben, daß er so sehr selten ächt zu haben ist und so häufig künstlich bereitet verkauft wird *).

Von eigenthümlich in Java einheimischen Mäusearten ist nur eine Art, die Padimaus bekannt, die in den Reisfeldern viel Schaden anrichtet. Wahrscheinlich giebt es ihrer noch mehrere, die bisher übersehn wurden. Die ge-

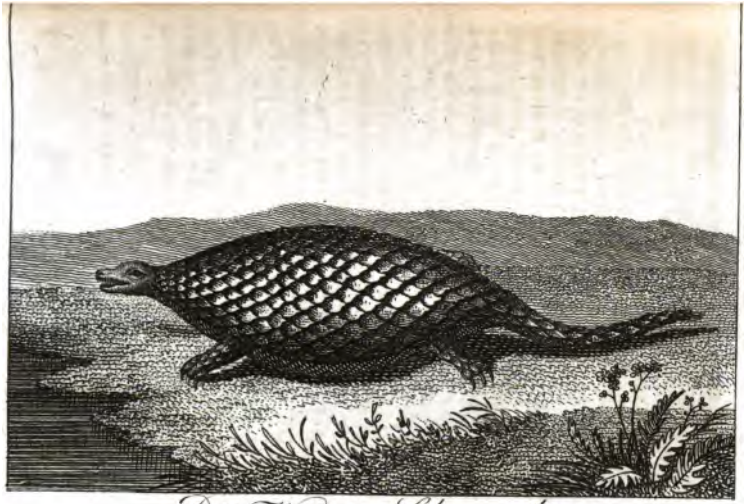
*) Nach Klaproths (noch ungedruckten und uns von dem hochverdienten Verstorbnen mündlich mitgetheilten) Untersuchungen eines in seiner Sammlung befindlichen ächten Schweinssteins unterscheidet er sich von allem andern Bezoar allerdings sehr wesentlich durch den geringen Gehalt an erdigen Theilen und durch ein in hohem Grade concentrirtes flüchtiges Wesen, das in den schleimharzigen Bestandtheilen bis zu ihrer Auflösung gebunden ist.

meine Hausmaus und die Ratte sind hier, wie überall im Gefolge des einwandernden Europäers, einheimisch geworden und in ihrer starken Vermehrung eine lästige Plage.

Eines höchst seltsamen Thiers gedenkt einer der ältesten Beschreiber Java's, der holländische Arzt Bontius *). Unter dem Namen Temach oder Larii wurde es ihm lebendig geschenkt und lebte bei ihm im Wasser, von Fischen sich nährend. Es war vierfüßig, der breite plattgedrückte Leib und der lange Schwanz oben ganz mit starken Schuppen bedeckt; an dem kleinen Kopf waren die lebhaften, sehr beweglichen Augen und mit sehr scharfen Zähnen besetzte Kiefer auffallend. Die von Bontius zu dieser Beschreibung gegebne Abbildung verleitete die europäischen Systematiker, es den Schildkröten zuzugesellen (Testudo squamata Lin.), von denen es jedoch in allen den wesentlichsten Punkten zu sehr abweicht. Illiger vermuthet sehr treffend **), daß es vielmehr dem neuholländischen Schnabelthier verwandt und eins der Bindeglieder seyn möge, durch welches diese merkwürdige Erscheinung sich an die Säugethierklasse anschließt. Man kann nicht genug aufmerksam darauf machen, da alle spätere

*) Im Anfange zu Pisos Historia Indiae utriusque pag. 82.

**) Prodromus Systematis Mamm. et Avium pag. 116.



Das Waßer - Schuppenthier.

UNIV
HIGH

Reiſebeſchreiber ſo ganz davon ſchweigen und die Widerlegung der hier gegebnen Meinung nicht minder wichtig wäre, als ihre Beſtätigung.

Der Elephant kommt weder wild noch gezähmt auf Java vor; auch von dem Rhinoceros bleibt es ſehr zweifelhaft, obgleich noch die neueſten Reiſenden *) ſeiner gedenken und vom Hörenſagen wiſſen wollen, es werde im Weſten der Inſel angetroffen, in hohem Gebirg ſich aufhaltend, entrückt der Beobachtung. Aber dies ſtreitet zu ſehr gegen die Erfahrungen, die wir von dem Nashorn aus andern Ländern haben, wo es nur die offenen, trocknen und einſamen Gegenden liebt, wie ſie in Java wohl nicht viel zu finden ſind.

Das von Nieuhof **) unter dem Namen des Sukkotyro abgebildete große Thier mit zwei dicht unter den Augen hervorwachſenden Stoßzähnen iſt wohl ſehr zuverläſſig nichts andres, als eine ganz verfehlte Darſtellung des Babirussa, die nach bloßen Beſchreibungen entworfen wurde. Uebrigens iſt das Babirussa ſelbſt auch nicht in Java zu finden und die ganze Angabe dem alten Reiſenden wahrſcheinlich von Sumatra zugekommen.

Unter den reiſſenden Thieren verdienen beſonders zwei Arten von Tigern Erwähnung.

*) Unter andern Thorn pag. 215.

**) Zee- en Land-reisen pag. 295.

Die eine ist der ächte bengalische oder königliche Tiger (P. Tigris Lin.), die andre eine kleinere dunkelgefärbte ohne Flecken oder Streifen (Felis infuscata; black variety of Leopard, nach Pennant), hier gewöhnlich der schwarze Tiger genannt. Sie sind in den tief waldigen Gegenden nicht selten und das Schrecken des Wildes und der Menschen. Lebendig eingefangen gewähren sie den javanischen Fürsten ein Lieblings-Schauspiel im Kampfe mit dem Büffel. Stavorinus *) und Thorn **) beschreiben uns diese Gefechte. In einem mit starken Bambusstäben dicht umschlossenen kreisförmigen Hofraum läßt man diese Thiere aus ihren Käfichten auf einander los, nachdem man dem Büffel zuvor den Rucken mit gewissen Kräutern gerieben, die ihm große Schmerzen machen und seine Wuth erregen. Die Diener, welche das Geschäft haben, die Käfichte zu öffnen, dürfen sich nicht eher zurückziehn, als bis sie sich vor den Fürsten verbeugt und von ihm das Zeichen zum Weggehn erhalten haben, aber auch dann nur in langsamen Schritten. Gelingt es dem Tiger, gleich beim ersten Sprung den Büffel an der Kehle zu packen, so überwältigt er zuweilen seinen Gegner, sonst ist gewöhnlich der Büffel Sieger, indem er den Tiger mit seinen Hörnern aufwirft und mit den Füßen zertritt.

*) I, pag. 92.

**) Pag. 295.

Eine andre Lieblings-Beluſtigung iſt, einen drei oder vierfachen Kreis von Pikenträgern um den Tiger aufzuſtellen, und dieſen um das unglückliche Thier ſich immer enger zuſammenziehn zu laſſen. Dieſes macht erſt einigemal die Runde und wagt dann endlich einen kühnen Sprung, wobei es von den vorgeſtreckten Lanzen aufgefangen und endlich getödtet wird. Es geſchieht wohl, daß auch von den Bewaffneten einige hart beſchädigt werden. Gewöhnlich will der Tiger nicht aus ſeinem in der Mitte ſtehenden Käfigt hervor, daher man dieſen, ſobald er geöffnet iſt, in Brand zu ſtecken pflegt.

Zuweilen müſſen auch zum Tode verurtheilte Miſſethäter mit Tigern kämpfen. Solchen beſtreicht man den ganzen Leib mit Kurkuma, zieht ihnen eine gelbe Jacke an und bewaffnet ſie mit einem Kris. Selten gelingt es dem Schlachtopfer, ſich des mächtigen, durch langes Faſten noch wüthender gemachten Gegners lange zu erwehren und hätte er auch das Glück, den Tiger, mit einem ſichern Stoß in das Herz, zu erlegen, es hilft ihm nichts; denn die Todesſtrafe wird dann doch durch den Henker an ihm vollzogen.

Die kleinern gefleckten Parder, von welchen wir bei den javaniſchen Naturbeſchreibern Erwähnung finden, gehören wahrſcheinlich den Arten des kleinen Leopards (Leſſer Leopard Pennant) und des Büffonſchen Guépard (Felis guttata Herrm.) an, die ziemlich weit durch ganz Oſtindien verbreitet zu ſeyn ſchei-

wird. Auch eines Luchses wird bey Java erwähnt, der nach der Beschreibung von unserm gemeinen Luchs nicht sehr verschieden seyn kann. Eben so ist von wilden Hunden unter dem Namen des Jakal die Rede, welche an Größe zwischen unserm Wolf und Fuchs das Mittel halten sollen, aber die mangelhaften Beschreibungen lassen keine Deutung zu. Besser bekannt sind einige Arten von Wieseln (Mustela javanica und fasciata) und eine schöne Otter (Lutra cinerea), die sich nicht selten an den javanischen Flüssen findet und von den Eingebornen Anjing-Ayer (Wasserhund) genannt wird.

Daß eine so reiche Flora, wie die javanische ist, theils unmittelbar, theils durch die Menge von Insecten, welche sie erzeugt, eine große Zahl von Vögeln ernähren müsse, läßt sich leicht schließen. In der That ergiebt sich schon aus einer ungefähren Schätzung nach den gewiß noch sehr unvollständigen Materialien, die uns darüber bis jetzt zu Gebote stehn, daß die Zahl der Vögel-Arten auf Java allein, größer seyn müsse, als die aller in ganz Europa vorkommenden. Wir werden unsern Lesern bei einer andern Gelegenheit eine solche vergleichende Aufzählung mittheilen und wollen uns hier nur begnügen, das Wichtigste herauszuheben.

Von Papageien besitzt Java mehrere durch ungemeinen Farbenschmuck ausgezeichnete, ihm ganz eigenthümliche Arten (Psittacus javanicus, incarnatus, melanopterus u. s. w.), andre hat es mit andern ostindischen Ländern gemein, wie den ächten Alexanders-Papagai, einige Zwergformen, sogenannte Inseparables, (Ps. Galgulus, pullarius) und Kakadus, die sich von den benachbarten Molucken hieher verfliegen, mehr aber noch von dorther zum Verkauf gebracht werden. Mehrere Arten vom Kukuk, die aber nicht wandern und selbst ihre Eier ausbrüten, Bartvögel, Bienenfresser, Eisvögel, Fliegenschnepper, Drosseln, Bachstelzen und Steinschmätzern bewohnen mit ihnen die waldigen Gegenden, ihre europäischen Verwandte an Schönheit des Gefieders zwar sehr übertreffend, doch hier ihnen nachstehend im Gesang, was nicht überall in heißen Ländern und bei buntgezeichneten Vögeln der Fall ist. Von unsern europäischen Waldvögeln kommen hier nur der Wiedehopf, der Baumläufer, die Spechtmeise, die Bachstelze (weiße und gelbe) die Turteltaube und die Nebelkrähe vor, alle übrigen sind bei uns unbekannte Gebilde.

In Hinsicht auf Glanz des Gefieders übertreffen die Honigsauger oder Zuckervögel (die auch wohl Colibris genannt werden, aber unrichtig, da es deren nur in America giebt) alle die andern und es giebt ihrer 10 bis 15 Arten von unterschiedner Größe, von 2 Zoll bis zu 2 Fuß Länge, welche letztern man deshalb früher

mit dem Wiedehopf zusammenstellte (Upupa paradisea, erythrorynchos, indica). Wenn der metallische Glanz ihres Gefieders sie den Colibris vergleichbar macht, so kann man sie nach der ungemeinen Zartheit und dem Reichthum desselben wieder den Paradiesvögeln an die Seite setzen. Wie häufig man diese letztern auch als Handelswaare in Batavia sieht, so giebt es doch davon keine einzige Art auf Java, sondern nur auf den östlichern Inseln.

An Vögeln des Ammern- und Finkengeschlechts ist die Insel ungemein reich und die mehrsten der niedlichen Bengalis und Amandaven, die auch wohl in Käfichten bis zu uns gelangen, werden hier gefangen. Die größten unter ihnen sind die sogenannten Reisdiebchen, mit röthlich grauem sehr weichen Gefieder und fleischrothem Schnabel (Loxia oryzivora); sie thun allerdings in Gesellschaft der obengenannten dem Reisbau vielen Schaden und es giebt kaum Mittel, sich ihrer Menge zu erwehren. Dagegen ist uns von Java nicht eine einzige Art von Lerchen bekannt, auch bis jetzt erst eine dortige Meise in europäische Sammlungen geliefert.

Eine ganz ostindische Form sind die Nashornvögel (Buceros); auch Java hat davon zwei Arten aufzuweisen und unter ihnen die größte bekannte, den eigentlichen Rhinocerosvogel, auf dessen großem Schnabel ein mit Luftzellen angefüllter Aufsatz in Gestalt eines Horns befindlich ist. Er ist keine alltägliche

Erscheinung und wird theuer bezahlt, wenn er einmal lebendig zu bekommen ist. In der Gefangenschaft aber ist er ein lebhafter, unterhaltender Vogel, der auch ihm vorgeworfene lebendige Thierchen (Frösche, Mäuse u. s. w.) nicht verschmäht und sie gewöhnlich beim Verschlingen erst in die Luft wirft, um sie mit seinem großen Schnabel wieder aufzufangen.

Ein andrer, der viel zur Belustigung gehalten wird, ist der Mino (Gracula religiosa), der auch auf dem festen Lande von Asien nicht selten ist. Dieser nehmlich lernt unter allen am besten die menschlichen Laute nachahmen, und soll darin die Papagaien weit übertreffen. Nur klagen die Augen- und Ohrenzeugen über seine gar zu große Geschwätzigkeit, in welcher er nicht nur die erlernten Wörter beständig wiederholt, sondern sie auch mit unverständlichen Tönen bis zum Ueberdruß untermengt.

Ueber die ostindischen Arten des Haushuhns sind wir erst in ganz neuern Zeiten besser als bisher belehrt. Durch Herrn Temmincks *) Untersuchungen ist es nämlich ziemlich vollkommen erwiesen, daß die bei uns vorkommenden Racen von Hühnern nicht alle von der einen wilden Art abstammen, die Sonnerat **) zuerst

*) Hist. nat. des Pigeons et Gallinacés Tom. II. p. 60 — 280.

**) Reise nach Ostindien, deutsche Uebersetzung Zweiter Band. S. 116.

in Tibet in ihrem ursprünglichen Zustande kennen lernte. Vielmehr scheinen die mehrsten und bei uns gewöhnlichsten ihre Stammältern auf den Inseln des indischen Archipelagus zu haben, denn sie sind den noch jetzt hier einheimischen um Vieles näher verwandt, als dem Sonneratschen Hahn. Eine Riesenform ist in Sumatra zu Hause und von Marsden *) zuerst unter dem Namen Ayam-Pago erwähnt. Ein solcher Hahn pickt sich sein Futter ohne Mühe von einem Eßtisch gewöhnlicher Höhe. Auch im westlichen Theil von Java soll er vorkommen und die sogenannten paduanischen Hühner stammen wahrscheinlich von ihm ab. Bei Weitem gemeiner ist aber in Java der Ayam-Bankiva, den Temminck als die Urform unsers Haushahns betrachtet, da sich die unzähligen Verschiedenheiten, die dieser nützliche Vogel durch mehr als zweitausendjährige Dienstbarkeit unter europäischen Völkern und durch wiederholtes Kreuzen der verschiedensten Ausartungen erfahren hat, sich auf ihn noch am besten zurückführen lassen. Dieser Bankiva kommt wild in den Wäldern Java's vor und hält sich dann meist in den Vorhölzern auf. Er ist muthig und versucht in Gefahr die Gegenwehr. Sowohl der Hahn als die Henne stimmen im allgemeinen Bau mit der gewöhnlichsten Art unsrer Haushühner überein, mit dem einzigen Unterschiede, daß der Schweif

*) Hist. of Sumatra p. 98.

nicht so reich an Federn, auch nicht so zusammen gedrückt ist, sondern sich mehr horizontal ausbreitet. Herr Laischenot brachte die ersten Exemplare dieser wilden Race vor wenigen Jahren zuerst nach Europa; noch jetzt stehn sie ausgestopft im Pariser Museum. Obgleich das Hühnervieh, das in Java sehr beliebt ist, da man das Fleisch des Geflügels überhaupt dem der Säugethiere weit vorzieht, wahrscheinlich von diesem zunächst abstammt, so sind doch auch andre Racen, deren Urformen vielleicht in entfernten Theilen Ostindiens wild anzutreffen seyn werden, hier keine Seltenheit, wie das rauchfüßige Zwerghuhn (Pusillus), das noch davon Bantam-Huhn heißt, weil es für Europa zunächst aus dieser Gegend Java's herbeigebracht wurde, wo es sich aber doch nicht wild finden läßt; ferner das Negerhuhn (Morio), an welchem die Kehllappen, die Oberhaut und sogar die Beinhaut schwarz sind und von einem Pigment diese Farbe erhalten, das sich beim Kochen auch der Brühe mittheilt, so daß diese Dintenschwarz wird. Aber von diesem und vielen andern, bei uns bekanntern Racen unterscheidet sich eine, die noch nie hat gezähmt werden können und sehr häufig in den javanischen Waldungen vorkommt, nämlich der Ayam-Alas *) durch ein bei solchen Vögeln auffallendes Kennzeichen: den gabelförmigen

*) Gallus furcatus. Temm. a. a. O. S. 261.

Schwanz. Diese Art von Hühnern ist ausnehmend scheu und listig, so daß ihnen fast nicht beizukommen ist und man daher selten sie lebendig bekommt. Aber wenn das auch gelingt, so bleiben sie doch wild und pflanzen sich in der Gefangenschaft nicht fort. Ihr Krähen unterscheidet sich auch merklich von dem unsres Haushahns, indem es nur halb so lang ist und nur wie die erste Hälfte desselben klingt. Daß übrigens die Hähne durch ganz Indien auch deshalb geliebt werden, weil man besonders in den niedern Ständen sich an ihren Kämpfen belustigt und Geldsummen auf ihre Siege verwettet, ist schon an mehrern Stellen dieses Taschenbuchs erwähnt worden und die Malaier und Javaner sind weit entfernt, von dieser Liebhaberei eine Ausnahme zu machen.

Da wir der Hühnerartigen Vögel gedenken, können wir den schönsten von allen nicht übergehn: den Argus oder Junovogel (Phasianus Argus), auf dessen langen Schwungfedern zweiter Ordnung, die wegen ihrer grossen malerischen Vollkommenheit so merkwürdigen Reihen von Augen stehn, mit denen der Vogel aber nicht prunken kann, weil sie gerade noch in dem Theil der Feder liegen, der von der benachbarten selbst bei ausgebreitetem Flügel bedeckt wird. Es hält ausserordentlich schwer, diesen schönen Vogel lebendig zu fangen. Dann aber will er an einem dunkeln Ort gehalten seyn und überlebt doch nicht länger als

einige Wochen den Verlust seiner Freiheit. Seine Stimme ist ein klagendes Girren, am hellen Licht aber schweigt er ganz und wird immer stiller und trauriger. Obgleich der Argus vorzugsweise in Malacca und Sumatra angetroffen wird, so erwähnen die neuesten Reisenden seiner doch auch unter den javanischen Vögeln, mit andern weniger wichtigen Arten von Rebhühnern und Wachteln.

Auch der Kasuar wird in Java gefunden, wiewohl seltner als auf den benachbarten Inseln. Was der Strauß in Afrika und der Nandu in Südamerika, das ist dieser Vogel in ganz Ostindien, der größte Landvogel, und in Lebensart, Gang und Gebehrden ihnen ganz vergleichbar. Nur kann er noch weniger als sie seine Flügel zum Tragen des Körpers gebrauchen; statt der Schwungfedern hat er nur elastische Stäbchen, ohne Fasern, mit denen er bei schnellem Lauf sich im Gleichgewicht erhält. Seine dünngefaserten Federn gleichen dem Pferdehaar und haben das Besondre, daß immer zwei aus einer gemeinschaftlichen Wurzel entspringen. Man darf diesen Kasuar der sundischen Inseln nicht mit dem neuholländischen verwechseln, der um ein Ansehnliches größer ist und die Kehllappen und nackten Stellen am Kopfe nicht hat.

Unter den Raubvögeln zeichnet sich zuerst ein fünftehalb Fuß langer Geier aus, den Wurmb unter dem Namen des Botak beschrie-

ben und der mit Le Vaillants *) Chaugoun aus Bengalen verwandt zu seyn scheint. Von Adlern kennen wir aus Java nur kleine Arten, Forsters Tschila (Falco Cheela Lath.) den chinesischen (sinensis) und den Strandadler (maritimus). Als einen der gemeinsten und schädlichsten Raubvögel beschreibt Wurmb den Hühnerdieb, den die Inländer Ulong-Ulong nennen und den Daudin unter dem Namen F. javanicus in das System aufgenommen hat. Unter den übrigen ziemlich zahlreichen Arten kann man auch Lathams F. indicus und testaceus als entschieden hier zu Hause gehörend betrachten. Wahrscheinlich sind von den andern die mehrsten auch auf dem festen Lande Asiens und den übrigen Inseln zu suchen, da die Raubvögel selbst in der Tropenwelt sich nicht auf ein so bestimmtes Gebiet beschränken, wie die mehrsten kleineren Vögel. Von Eulen werden uns nur zwei genannt, und diese haben mit der europäischen Schleier-Eule und kleinen Ohr-Eule (Strix flammea und brachyotus) viel Aehnlichkeit.

Wie reichen Nahrungsstoff die javanischen Wälder bieten, kann man allein schon aus der grosen Zahl von wilden Tauben schliesen, die sich hier aufhalten, und von denen wenigstens sechs

*) Oiseaux d'Afrique I. tab. (Vultur Chaugoun Daud.)

1. Die Krontaube.
2. Der größte Honigsauger.

UNIV.
OF
MICH.

sechs Arten *), dieser Insel ganz eigenthümlich sind. Die Krontaube, die größte und schönste der ganzen zahlreichen Gattung, wird hier häufig auf den Hühnerhöfen der Reichen gesehn, aber ihr eigentliches Vaterland sind die südlichsten moluckischen Inseln.

An Vögeln aus den Gattungen der Krähen und Racken, sowie an Sumpfvögeln, als Regenpfeifern, Schnepfen, Wasserhühnern, Reihern, Störchen und Kranichen fehlt es hier ebenfalls nicht und manche davon finden sich in den Berichten unsrer Gewährsmänner ausführlich genug beschrieben. Eben so sind die Küsten von allen den Seevögeln besucht, die den großen indischen Ocean bewohnen und deren Aufzählung ermüden würde. Es sey genug, zu bemerken, daß auch der große Pelican (P. Onocrotalus) sich unter diesen befinde, von Sturmvögeln aber wohl nur der Fregatt-Vogel und daß Penguine hier noch gar nicht angetroffen werden, sondern ganz der südlichen gemäßigten Zone angehören. Die Schwimmvögel des süßen Wassers, Enten, Gänse und Taucher haben hier ihre besondern Arten und nur wenige der bei uns bekannten haben sich vielleicht bis nach Java verbreitet.

Wie oben bei Sumatra (S. 73), so gedenken wir auch hier zuletzt unter den Vögeln des

*) Columba Jamba, purpurea, melanocephala, javanica, haematica und bantamensis; sämmtlich von ausgezeichnet schönem Gefieder.

zwar kleinsten, aber für diese Gegend wichtigsten, der in Beziehung auf ihre Nester sogenannten eßbaren Schwalbe. Von dem ansehnlichen Gewinn, den diese Nester im Handel einbringen, ist ebenfalls schon oben (S. 145) die Rede gewesen. Wir wollen hier nur nachtragen, was uns seitdem über ihre Naturgeschichte Näheres bekannt geworden. — Allerdings ist die Vermuthung gegründet, es gebe mehr als eine Art von diesen nützlichen Vögeln. Linnés Hirundo esculenta, die er nach Osbeck beschrieb, ist nämlich wesentlich von der in Java gemeinsten Art unterschieden, die Thunberg zuerst in einer eignen Abhandlung *) unter dem Namen H. fuciphaga bekannt gemacht hat, ja, vielleicht sind nach Sparrmanns H. javanica und die Rafinesque des Bulletin des sciences (H. longipennis n.) eine dritte und vierte Art, deren Nester dieselbe merkwürdige Beschaffenheit haben. Das Wichtigste, was wir aus Thunbergs Nachrichten lernen, ist, daß der eigentliche Stoff zu den Nestern nicht sowohl von Seethieren, als vielmehr von Seepflanzen (gewissen Seetang-Arten) gewonnen werde, die schon an sich sehr gallertartig und klebrig sind. Fucus bursa, der sehr viel an den ostindischen Küsten gefunden wird, ist nach Thunberg der von den Schwalben vorzugsweise dazu angewen-

*) Kongl. Vedenskaps-Akademiens Nya Handlingar. Tom. 33. 1812. p. 151. mit einer Abbildung, von welcher die oben gegebne copirt ist.

dete. Sie fliegen deshalb, wie weit sie auch landeinwärts wohnen mögen, täglich an das Meer, um davon herbeizuholen *). Gewöhnlich findet man die Nester in regelmäßigen Reihen, eins dicht neben dem andern; jedes enthält nur zwei Eier, die in 14 Tagen ausgebrütet werden. Sobald die Jungen flügge geworden sind, ist es Zeit die Nester zu sammeln, denn dann sind sie noch am wenigsten beschmutzt und verwittert; jemehr man abkratzt, desto reicher ist der Gewinn an frischen weißen Nestern bei der folgenden Brut. Daß diese aber jährlich dreimal statt findet, läßt auf die ungemein starke Vermehrung schließen und diese erklärt wieder, wie der Ertrag so groß werden könne. Die Pächter, in deren Gebiet solche von den Schwalben vorzugsweise besuchte Felsen liegen, bewachen sie auf das sorgfältigste gegen Diebereien und achten auch sehr darauf, daß Niemand in der Nähe ein Gewehr abschieße, weil das die Vögel verscheuchen könnte. Diejenigen Hügel sind immer am mehrsten von diesen Schwalben bewohnt, in deren Nähe kleine Landseen befindlich sind, denn die über dem Wasser fliegenden Insecten sind ihre Lieblingsnahrung und wahrscheinlich den Jungen ein unentbehrliches Bedürfniß.

*) Das Folgende nach Thorn S. 270.

Ein wasserreiches Land unter einem heißen Himmelsstrich ist alle mal reich an Amphibien. So auch Java; nur leider ist dieser Theil seiner Bewohner noch am wenigsten untersucht und die sehr unvollständigen Angaben lassen nur hin und wieder eine Muthmaßung zu.

Alle Flüsse sind hier von einer Art von Krokodilen bewohnt, die dem Nilkrokodil in Hinsicht auf die Kieferbildung sehr nahe verwandt ist. Wahrscheinlich ist es Curiers Crocodilus biporcatus, (mit 8 Reihen von Schildern im Nakken,) wenn anders allen diesen ostindischen Inseln eine und dieselbe Art gemein ist, was noch erst erwiesen werden muß. So gefräßig und kühn diese Thiere auch sind und so gefährlich sie daher auch sogar dem Menschen werden können, so darf man doch auch nicht verkennen, daß sie hier ihren großen Nutzen haben, indem sie zur Vertilgung der faulenden Stoffe ungemein viel beitragen. Denn da diese Thiere nur vom Aase leben, weil sie nicht unter dem Wasser zu schlucken vermögen und deshalb auch immer die lebendig gefangne Beute ersäufen und in ihren Schlupfwinkeln auf dem Flußboden verfaulen lassen, so ist ihnen alles willkommen, was die Ströme von todten Thieren mit hinabschwemmen und die ohnehin schon der Gesundheit so nachtheilige große Menge von sich zersetzenden organischen Stoffen würde ohne sie noch viel bedeutender und verderblicher seyn. Ihre Vermehrung wird auch wenig beschränkt, indem sie bey allen ursprünglich einheimischen

Volksstämmen, so vielen derselben ihr Glaube überhaupt verbietet, Thiere zu tödten, in einer Art von religiöser Verehrung stehn und sogar hin und wieder gefüttert und gehegt werden, was vielleicht in einer uralten Anerkennung ihres Nutzens seinen Grund hat. Ja Wurmb erzählt sogar *), daß die Könige von Kaupang auf der Insel Timor die Krokodile als die Stammväter ihres Hauses ansehn und bei jedem Regentenwechsel ihnen eine unbefleckte Jungfrau, mit Blumen bekränzt, lebendig zum Opfer bringen.

In der Nähe von Batavia, wo diese Krokodil durchgängig Kaimans **) genannt werden, sind sie ebenfalls nicht selten und hier sind Einzelne im Volk im Besitz gewisser geheim gehaltner Mittel, wodurch sie sie (wie in andern Gegenden Indiens die Schlangen) gleichsam abrichten, daß sie sich ihnen nackt im Wasser ohne Gefahr nahen dürfen und ihnen bestimmte Bewegungen nach der einen oder andern Seite zum Erstaunen der Zuschauer vorschreiben können. Diese Thatsache, welcher nur wenige Schriftsteller erwähnen, ist uns von einem glaubhaften Augenzeugen bestätigt, der im Jahr 1801 im Flusse Karawang einen Java-

*) Merkwürdigkeiten aus Ostindien S. 151.

**) Die neuern Systematiker wenden diesen Namen vorzugsweise auf die in Amerika vorkommenden Arten an.

nur dieſes Spiel mehrmals wiederholen ſah. Uebrigens ſind die hieſigen Krokodile viel kleiner als das Nilkrokodil und ſelten über 6 bis 8 Fuß lang.

An größern und kleinern Eidechſen fehlt es in Java ebenfalls nicht; es ſind Arten von Leguans hier, deren Fleiſch nicht nur eßbar iſt, ſondern ſelbſt ſchmackhaft gefunden wird, ferner Chamäleons, fliegende Drachen und die von ihrer gellenden Stimme auch hier ſogenannten Gekkos, die, wie in den andern Gegenden, wo ſie vorkommen, ſo auch hier, für ſehr giftig gehalten werden, ohne daß die Berichterſtatter andre beſtimmte Beiſpiele davon zu erzählen wiſſen, als die ſchon Haſſelquiſt aus ſeinen Erfahrungen im weſtlichen Aſien mittheilt.

Der Schlangen giebt es eine große Menge, von welchen einige giftig, andre nur durch ihre Größe furchtbar ſind. Unter die letztern gehört Wurmbs Ular-Sawa oder Reisſchlange, welche wie die Rieſenſchlange in Weſtindien ganze Thiere von bedeutender Größe umſchlingt, erdrückt und allmählig verſchluckt. Einige laſſen ſie bis zu 20 Fuß und darüber groß werden. (Vielleicht gehört ſie zu der Gattung Boa, wahrſcheinlicher aber derjenigen an, die in den neuern Syſtemen mit dem Namen Python belegt wird, denn dieſe iſt vorzugsweiſe aſiatiſch, ſo wie jene amerikaniſch.) Vergeblich bemüht man ſich überhaupt unter den Schlangen, Schildkröten und Fröſchen, die aus Oſtindien zu uns gebracht werden, die der Inſel Java eigenthüm-

lich angehörigen Arten heraus zu finden. Vieles mag sie auch mit den molukkischen Inseln gemein haben, von welchen die Angaben schon reiner und vollständiger sind. Wir werden von diesen zu seiner Zeit Rechenschaft geben und dann zusammenfassen, was sie uns über die Amphibien und Fische Ostindiens liefern. — An letztern sind auch nach Macartneys Zeugniß die Küsten Java's besonders in der Nähe der Straße Sunda sehr arm, so daß verhältnißmäßig nur wenig Fischerei getrieben wird. Von Süßwasserfischen nennt man besonders den Aal, der (wenn es anders wirklich die bei uns bekannte Art ist) zu einer unerhörten Größe gelangt, so daß sich 20 Personen an einem einzigen sollen vollkommen sättigen können.

Auch die Insectenwelt prangt hier mit allem Reiz der glänzendsten Farben und der regelmäßigsten Zeichnung. Sowohl die Schmetterlinge als die Käfer dieser Insel gehören fast sämtlich zu den Prachtstücken der europäischen Sammlungen. Aber neben ihnen giebt es auch viele, die wahre Landplagen sind, nämlich zuerst eine Art von Schaben oder Kakalakkas, die sich hier ungeheuer vermehren und den Speisevorräthen und Lederwaaren besonders verderblich sind, auch mit den Waaren häufig auf die Schiffe gebracht werden und dann unterwegs große Verwüstungen anrichten *). Dann mehr

*) Dieselbe Blatta orientalis, die (wahrscheinlich ursprünglich aus Amerika) durch die Schiffarth

rere Arten von Ameisen, eigentliche oder sogenannte schwarze, die besonders süßen Sachen nachstellen und deren Stich zuweilen heftige Geschwulst erregt, und weiße oder Termiten, die bei weitem mehr gefürchtet werden. Denn sie untergraben zuweilen ganze Gebäude, führen ihre Gänge durch Pfosten und Balken und überströmen, wenn man sie entdeckt und verstört, das ganze Haus, daß man sich ihrer durch kein Mittel zu erwehren vermag. Das Beste ist dann noch, einen Haufen der schwarzen Ameisen einzufangen und auf sie loszulassen, denn diese sind ihre gebohrnen Feinde und ihnen an Waffen und Vertheidigungsmitteln weit überlegen. Am schlimmsten ist es, wenn sie in einen Kleiderschrank oder an Wäsche gerathen und nicht sogleich entdeckt werden, denn hier machen sie in einem Tage durch ihre tief durchgenagten Gänge Alles unbrauchbar. Sogar dem Eisen schaden sie durch die ätzende Beschaffenheit ihrer Säfte und verursachen einen einfressenden Rost, der bei dem feuchten Clima in kurzer Zeit das Metall zerstört. Von großen Gebäuden, die ähnliche Thiere in andern Ländern aufführen, wird uns bei Java nichts erzählt.

Von großen Vogelspinnen, die in der Erde wohnen und ausnehmend zähe Gewebe verfer-

auch durch ganz Europa verbreitet ist, nur in dem kältern Clima weniger schadet und sich langsamer vermehrt.

zigen, reden mehrere Schriftsteller und Barrow bestätigt, daß man ihre Freßzangen, in Gold eingefaßt, zuweilen zu Zahnstochern gebrauche. Doch sind ihre Bisse weniger gefährlich, als die der Scorpione und Asseln, die wie in allen heißen Ländern, so auch hier häufig genug angetroffen werden.

Ehe wir uns zu einer nähern Betrachtung der Bevölkerung und des politischen Zustands Java's wenden, schicken wir eine gedrängte Uebersicht der verschiednen Theile voraus, wobei es für unsern Plan genug ist, auf die merkwürdigsten Einzelheiten aufmerksam zu machen. Die ganze Insel zerfällt in fünf Haupttheile; im Westen Bantam, ehmals ein eignes Reich unter seinen eignen Gebietern; doch von unbeträchtlichem Umfang; es ist etwa 36 Meilen lang und 4 Meilen breit, die alte Gränze war der Tangarang; die Bevölkerung ward in den letzten Zeiten nur auf 50 bis 80,000 Einwohner geschätzt. Die Hauptstadt heißt Bantam; in frühern Zeiten der Stapelort, von dem der Pfeffer und die Gewürze nach Europa geführt wurden und wo die heimwärts bestimmten Schiffe sich sammelten: allein in der Folge ist die Bay theils versandet, theils für größere Schiffe durch Korallenriffe unzugänglich geworden. Der königliche Pallast — der Dalm d. h. das Innere bey den Javanern — ist von einem holländischen Maurer, der in die Dienste des

Sultans trat und den Islam annahm, aufgeführt: er ist vor etwa 150 Jahren ganz in holländischem Geschmack angelegt und verziert. Die Holländer hatten hier eine Feste Spelwyck, worin eine Besatzung zur Bewachung des Königs lag. Jetzt ist diese einst so volkreiche Stadt ganz verfallen: die Festen sind geschleift. Unter den Küstenplätzen ist Anir (6° 32′) bemerkenswerth, weil hier der gewöhnliche Sammelplatz der Sinaflotten ist: man könnte daselbst vielleicht einen Hafen und Erfrischungsplatz anlegen; Lebensmittel und gutes Wasser finden sich in Ueberfluß. Die westlichste Ecke des Landes ist noch nie von Europäern besucht. Die Küste ist reich mit Dörfern besetzt, im Innern aber wechseln Reisfelder und Kokosnußhaine mit Waldungen und dichtverwachsnem Gebüsch, das die Engländer mit einem aus dem Indischen in ihre Sprache verpflanzten Wort Dschungel (Jungle) nennen, ab: hier finden unabhängige Häuptlinge, die oft gefährliche Empörungen anzetteln, eine sichre Zuflucht.

Der zweite Theil, das Königreich Jacatra, das sich bis an den Fluß Parawang erstreckt, ist der eigentliche Mittelpunct der holländischen Macht, der es nach und nach ganz unterworfen ist. Die Besitzungen der Holländer erstreckten sich ziemlich weit in's Innere, indessen war der Anbau sehr eingeschränkt: so daß wenn ungünstige Winde die Zufuhr verhinderten, in Batavia oft eine für die zahlreichen

untern Klassen sehr drückende Theurung des Reißes entstand; die Eigenthümer zogen aus dem Sammeln der Vogelnester größere Vortheile, indessen ist es in neuern Zeiten einleuchtend geworden, daß der Landbau einen sichern Ertrag gewährt, und daher sind bedeutende Verbesserungen gemacht worden. Die Bewölkerung ist, die nächste Gegend von Batavia ausgenommen, nicht groß, und deswegen findet sich noch viel Dschongel und Weideland. Die Hauptstadt des ganzen holländischen Ostindiens Batavia liegt unter 6° 9′ S. Br. und 106° 51⅔′ d. L. v. Greenwich an der Mündung des großen Stroms oder Jacatrafluſſes, am Ende einer geräumigen Bucht, wo durch eine Anzahl von 18 kleinen Inseln ein geräumiger und sichrer Hafen gebildet wird, in welchem noch nie ein Schiff verlohren gegangen ist. Unter diesen Eilanden waren ehmals sehr berühmt: Onruſt oder Unruh, (Pulo Kapal) mit den Werften zur Ausbesserung der Schiffe: der hier herrschenden Geschäftigkeit, die durch 3000 Arbeiter verbreitet wird, verdankte es seinen Namen; es war mit einer starken Festung, einer artigen Kirche und vielen Magazinen versehn: alle diese Anlagen wurden aber in dem letzten Kriege durch den Admiral Pellew zerstört; ihre Wiederherstellung ist aber durchaus nothwendig, da schwerlich an Java's Nordküste ein andrer Punct vorhanden ist, wo größere Schiffe ausgebessert werden könnten. Etwas mehr als eine Viertelmeile südlich von

Onruſt liegt die Inſel Kuyper (Pulo Vogel), die mit Magazinen verſehen, aber nicht bewohnt war: die nöthigen Arbeiter kehrten jeden Abend nach Onruſt zurück; nur zwei Wächter blieben auf der Inſel, von einer Menge grimmiger Hunde unterſtützt, die jeden Fremden zu zerreißen drohten. Auf dem Eiland Purmerent (Pulo Saki) war ein Hospital für anſteckende Krankheiten, das durch freiwillige Beiträge unterhalten ward. Edam (Pulo Dammer), drei Meilen nordoſtwärts von der Stadt, hatte auch Magazine und diente zugleich zum Verbannungsort. Die Verwieſenen muſten Schiffstaue verfertigen. In den letzten Kriegen ſind aber alle dieſe kleinen Inſeln verlaſſen.

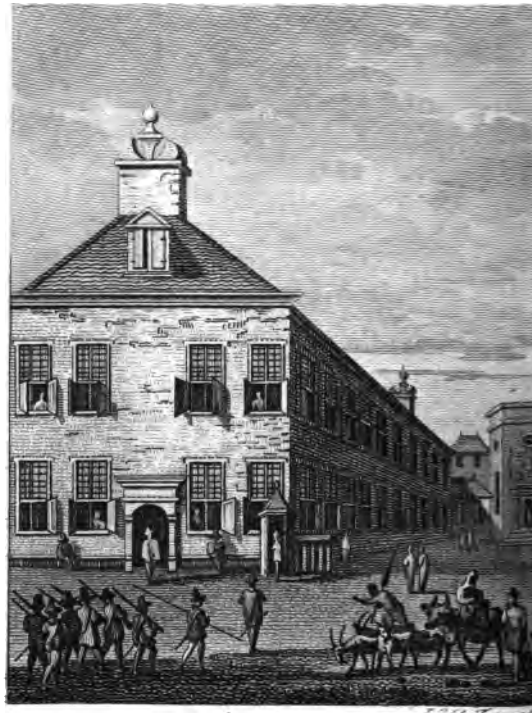
Bei der Gründung der Stadt ſcheinen die Holländer von dem Gedanken ausgegangen zu ſeyn, ein zweites Amſterdam zu bauen und Holland unter dem oſtindiſchen Himmel zu erneuern; die Stadt iſt ganz mit Canälen durchſchnitten, die mit ſchattenreichen Bäumen beſetzt ſind, deren Blüthen Wohlgeruch verbreiten: eine groſſe Anzahl Brücken meiſt von gleicher Breite mit den Straßen, unterhält die Verbindung: ehemals waren die Canäle mit hellem Waſſer angefüllt, allein ſeit dem Erdbeben von von 1699 ſind ſie trüb und ſchlammigt und ungeachtet der gröſten Anſtrengungen iſt es unmöglich, ſie rein zu erhalten. An jeder Seite der Canäle iſt ein mit Sand beſtreuter Weg für die Wagen und neben den Häuſern

J. G. A. Forster

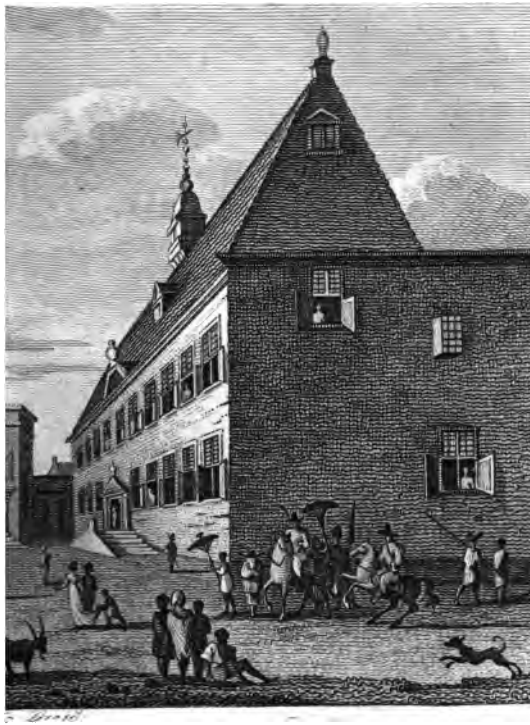
Ansicht der Kir

he in Batavia.

UNIV. OF MICH.



Gouverneur - Ha



us in Batavia.

UNIV.
OHIO

Ansicht des Stadt

ge
rauses in Batavia.

läuft ein sechs Fuß breiter Pfad für Fußgänger. Mit Inbegriff der Vorstädte oder Compangs, worin die Sineſen, die Javaner, die Balier wohnen, zählt Batavia etwa 8000 Häuſer: die Wohnungen der Europäer ſind gut gebaut, geräumig, reinlich und die Fußböden mit Marmor gepflaſtert, die täglich mehrmals zur Abkühlung mit Waſſer beſprengt werden; indeſſen ſcheinen die Häuſer dem Himmelsſtrich nicht ganz gemäß eingerichtet zu ſeyn, der wenige und ſchmale Thüren und Fenſter erfordert. Die Hauptkirche, die erſt 1760 mit großen Koſten erbaut war, mußte abgebrochen werden, weil der Grund nachgegeben hatte: die Proteſtanten haben daher nur eine Kirche in der Nähe des Kaſtels und die eingebohrnen Chriſten bedienen ſich der portugiſiſchen Kirche. Batavia war rings mit Wällen nach alter Art umgeben. Das prächtige Kaſtel war geräumig und mit vielen Wohngebäuden und Packhäuſern verſehn: allein weil der Aufenthalt in demſelben immer ungeſunder ward, wurde die Beſatzung ganz hinausgezogen: alle daſelbſt befindlichen öffentlichen Gebäude, ſelbſt das Hoſpital, wurden verkauft und in Vorrathshäuſer verwandelt. Zur Zeit des Baron Imhof ward mit ungeheuren Koſten zur Beſchützung der Rhede das ſogenannte Waſſerkaſtel ein Hornwerk angelegt, das völlig unnütz war und längſt verfallen iſt. Ueberhaupt war man ſeit lange überzeugt, daß die ganze Befeſtigung von Batavia ohne allen Nutzen ſey, General Daen-

dels hatte daher vor der Ankunft der Engländer die Werke sämtlich schleifen lassen: er hoffte dadurch zugleich die Luft zu verbessern: die Materialien wurden zu neuen Werken auserhalb der Stadt zu Weltevreden verwandt, wohin der eigentliche Sitz der Regierung verlegt ward; hier waren auch schon ein großes Gebäude mit mehrern dazu gehörigen Häusern, ein Hospital und Baracken für das Kriegsvolk gebaut. Die Holländer brachten ihre Liebe zu Gärten mit herüber: dem geschnörkelten Geschmack blieben sie treu, wie in ihrem Vaterlande, nur wurden die Beete statt mit Buchsbaum mit arabischem Jasmin eingefaßt. Die Wege, die aus der Stadt in's Land führen, besonders die beiden Straßen nach Weltevreden sind mit Gärten und schönen Landhäusern besetzt, die zum Theil 10 Meilen weit im Lande liegen: fast alle reichern Einwohner halten sich in der umliegenden Gegend auf. Für öffentliche Vergnügungen ist wenig gesorgt. In einem Club versammeln sich die Männer. Ein Schauspiel giebt es nicht, doch hat die Maurerei schon seit einem halben Jahrhundert auch in Batavia einen Tempel für ihre Mysterien. General Daendels ließ mit bedeutendem Aufwande einen neuen Spaziergang anlegen, und ein prächtiges Haus für öffentliche Gesellschaften aufführen, das mit 2 Sälen, von denen jeder über 100 Fuß lang ist, 2 Billards u. s. w. versehen ward. An geistiger Unterhaltung ist ein gänzlicher Mangel: es giebt in Batavia nur eine Buchdruckerei, in

der auf Veranlassung des General Daendels eine Zeitung erscheint (de coloniale courant). Nirgends ist der Unterricht wohl so vernachlässigt, als zu Batavia. Selbst ein armseliges Gymnasium, das zur Bildung von Predigern 1742 angelegt ward, wurde, um die Kosten zu ersparen, 1766 aufgehoben. Zwar ward im J. 1779 durch den Eifer einiger Beamten der Compagnie eine Gesellschaft der Wissenschaften errichtet, die sich hauptsächlich mit der Aufklärung der Geschichte, der Alterthümer und der Sitten der Völker, so wie der Beschaffenheit der Länder, die der holländischen Oberherrschaft unterworfen sind, beschäftigen, auch auf die Verbesserung der Oekonomie Rücksicht nehmen sollte. Allein im Ganzen ist nicht viel durch diese Verbindung geleistet, obgleich sie in langen Zwischenräumen sieben Bände ihrer Verhandlungen herausgegeben hat, und es zeigte sich, daß die Zahl der Männer, die für die Wissenschaften einigen Sinn hatten, in den ostindischen Besitzungen der Holländer sehr beschränkt sey; die Engländer haben während ihrer Herrschaft auch in diese Anstalt neues Leben gebracht und planmäßige Anstalten zu einer nähern Kenntniß Java's und der umliegenden Eilande getroffen, die gewiß noch vortreffliche Aufschlüsse gewähren werden.

Wer am Mittag Batavia betritt, wird die Stadt für ausgestorben halten, man sieht alle Fenster und Thüren verschlossen, selbst die Wachen treten nicht in's Gewehr: die Gewehre

wurden aufgenommen und die Befehlshaber waren berechtigt, sich auszukleiden und mit allen andern der Ruhe zu pflegen; höchstens sah man einen unglücklichen Sclaven durch die verödeten Straßen irren. Aber welch ein andres Schauspiel bietet die Stadt am Morgen oder Abend dar: dann erkannte man die Bevölkerung von 116000 Seelen *); dann drängten sich Menschen aus den verschiedensten Himmelsstrichen in geschäftigem Gewühl durch einander: man erblickte die bunteste Mannichfaltigkeit der abstechendsten Trachten und Kleider, alle Schattirungen der menschlichen Hautfarbe, nur nicht das blühende Roth einer kräftigen Gesundheit. Außer den Europäern sind Javaner, Balier, Amboiner, Sineser in eignen Quartieren oder Campongs ansäßig und die Menge der Sklaven fast aus allen Inseln des indischen Archipels, Buggniesen (ein allgemeiner Name eines auf den benachbarten Inseln weitverbreiteten Völkerstamms), Malayen, Macasser u. s. w. ist ungemein beträchtlich. Die Freigelaßnen oder sogenannten Mardykers leben in der Nähe der Stadt von Feldbau oder Handel: auch bei ihnen zeigt sich der belebende Einfluß der Freiheit; mit dem Wohlstand und der Unabhängigkeit erwacht sogleich das Gefühl höherer

*) So hoch ward sie vor den letzten Veränderungen geschätzt; darunter waren 3300 Beamte der Kompagnie und andre Europäer 5560.

höherer Bedürfnisse und sie sorgen selbst für den Unterricht ihrer Kinder. Die Reichen und Vornehmen bedienen sich, so oft sie das Haus verlassen, prächtiger Wagen: Die Holländer halten es gewissermaßen für schimpflich, zu Fuße zu gehn: kein Europäer in Batavia, pflegten sie zu sagen, geht zu Fuß, außer Engländern und Hunden. Zu den Unbequemlichkeiten der Stadt gehört auch der Mangel an gutem Trinkwasser, denn es ist mit Salztheilen geschwängert und ungesund.

Batavia ist indessen schon seit langer Zeit gesunken, der Verkehr, die Wohlhabenheit, die Volksmenge haben seit 50 Jahren immer abgenommen: das Gewerbe der Bürger erhielt einen Hauptstoß durch die Aufhebung des Privathandels: alle Personen nämlich, die aus Indien zurückkehrten, hatten das Recht, nach Verhältniß ihres Ranges eine bestimmte Menge erlaubter Waaren mit zurücknehmen: diese Begünstigung ward aufgehoben, weil sie der ostindischen Compagnie nachtheilig zu seyn schien, und den Heimkehrenden dagegen eine Belohnung bewilligt, aber die Bürger Batavia's verlohren die Gelegenheit, alle die Waaren abzusetzen, die auf diesem Wege nach Europa gingen. Der innere Handel d. h. der Verkehr mit den benachbarten Küsten ist meist in den Händen der Sinesen. Ein Hauptzweig ist der Sklavenhandel und man rechnete jährlich 4000 solcher Unglücklichen, die nach Batavia gebracht wurden.

Der dritte Theil ist das Reich Tscheribon. Die Berge und Wälder im Innern sind wenig angebaut. Merkwürdig ist der Weg durch den Wald von Deijehur; er besteht aus Bambus, die in dichten Haufen nahe an einander wachsen und in den Zwischenräumen keine andern Pflanzen aufkommen lassen; in einer beträchtlichen Höhe verschlingen die Zweige sich so dicht an einander, daß sie ein Dach bilden, wodurch selbst am Mittag kein Sonnenstrahl zu dringen vermag: jede Baumgruppe bildet mit den zunächstliegenden natürliche Schwibbögen und der Eindruck, den dieser neue und wunderbare Anblick hervorbringt, wird durch das Fackelnlicht erhöht, womit der Reisende seinen Weg in der Nacht dieses Dickichts suchen muß. Selten wird es von einem menschlichen Fuß betreten; der Pfad, der etwa 10 Meilen lang ist, führt bald über steile Berge, bald durch tiefe Abgründe, jetzt windet er sich neben Flüssen, dann durch enge Bergschlüchte, natürlich ist diese Gegend eine willkommne Zuflucht reißender Thiere, die die Gefahr des Wanderers vermehren.

Die Stadt Tscheribon soll ihren Ursprung dem berühmten arabischen Heiligen Ebn Mulana verdanken, der den Islam mit so großem Erfolg im Anfang des 14ten Jahrhunderts auf Java verkündigte; die einheimischen Fürsten schenkten ihm die Gegend, wo er sich aufhielt, und ließen die Stadt Tscheribon für ihn aufführen. Sein Grab liegt etwa eine Meile

nördlich von derselben und gehört zu den merkwürdigsten Denkmälern auf der Insel: es ist im indischen Geschmack und scheint nach dem Muster eines alten javanischen Denkmals zu Bodo aufgeführt zu seyn: es besteht aus fünf Terrassen, von denen jede mit ihren besondern Gebäuden und Zierrathen von Geschenken frommer Gläubigen versehen ist: die einheimischen Fürsten nahen sich demselben mit der größten Andacht und Fremde dürfen nur die drei untern, nicht aber die höhern Terrassen besteigen: auf der obersten ist der Heilige selbst begraben: allein weil in neuern Zeiten auf die Erhaltung nichts mehr verwandt ist, verfällt das Denkmal von Jahr zu Jahr und bald wird es ganz in Trümmern liegen. Die Stadt war ehemals sehr volkreich, lebhaft und blühend, und das Quartier der Europäer zeichnete sich durch prächtige Häuser aus: allein vor nicht langer Zeit ward der größte Theil der Einwohner von einer Pest, die sich jedoch nur etwa eine halbe Meile westlich von der Stadt erstreckte, hingerafft und seitdem ist Tscheribon fast verödet.

An Tscheribon gränzt das Reich Mataram, das fast die ganze Ostseite der Insel einnimmt, einst dem Kaiser von Java oder dem Susuhunan allein unterworfen, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber, wie weiter unten näher dargestellt werden soll, unter zwei Beherrscher getheilt war: doch sind sie von der Küste ganz verdrängt, die den Holländern ge-

hört und unter dem Namen „Java's Nordostküste“ verstanden wird. An derselben liegen Samarang, eine große, wohlgebaute Stadt mit einer schönen Kirche und manchen andern öffentlichen Gebäuden, hier hatte der Statthalter von Java, wie man im gemeinen Leben sagte, seinen Sitz; auch gab es eine Schule für die Schiffarth, die General Daendels wiederherstellte. Die Festungswerke waren jedoch unbedeutend und nur auf einen Angriff der Eingebohrnen berechnet. Das Clima ist weit gesunder als das von Batavia. Japara eine der ältesten holländischen Niederlassungen, ist eine blühende Handelsstadt, von einer Menge Sinesen bewohnt. Etwa eine halbe Meile südwestlich liegt Alt Japara, die alte Residenz der Kaiser mit den Gräbern derselben. Zu Rambang pflegten die Holländer die Schiffe und Kanonenboote zu bauen, die zum Schutz der Küste erfordert wurden: sie hatten in dem Fort eine beträchtliche Besatzung, und in der Nähe wird viel Seesalz gewonnen. In neuern Zeiten ist die Stadt Surabaia, die der Insel Madura gegenüber liegt, wichtig geworden: sie war zu einem Hauptwaffenplatz auf der Insel bestimmt: die Gegend gilt für ausgezeichnet gesund, und die vielen Anlagen, die hier errichtet werden, versammelten bald eine zahlreiche Bevölkerung von Javanern, Europäern, Sinesen, Malaien. Hier wurden Zeug- und Vorrathshäuser, eine Münze, eine Kanonengießerei und eine Gewehrfabrik angelegt, die

monatlich 400 Gewehre lieferte: es wurden Schiffe gebaut, wozu die benachbarten Waldungen das Holz gaben; das allgemeine Hospital, eine halbe Meile von der Stadt, zeichnet sich sehr durch seine zweckmäßige Lage aus: es sollte auch noch ein großes Gebäude für die öffentlichen Behörden aufgeführt werden, das aber nicht zu Stande gekommen ist. Die eigentliche Absicht aller dieser Anlagen war, die Straße von Madura zu einem großen Hafen und zum Mittelpunct der holländischen Seemacht in den Gewässern des Ostens zu machen, an dem nordöstlichen Eingang ward das Fort Lodewyk angelegt, auf einer Thonbank, die auf Felsen lagert und rings von der See umgeben ist: etwa 60—70 Fuß von den Wällen, die mit hundert Kanonen und einigen Mörsern besetzt sind, ist eine Reihe von Pallisaden eingetrieben, wodurch die Annäherung sehr erschwert wird. Die Baracken haben Raum für 800 Mann: Gen. Daendels hatte die Absicht diese Feste mit der kleinen Insel Menarie zu verbinden. Nur einen Fehler des Forts, dem Mangel an Wasser, konnte man nicht abhelfen; es wird auf schwimmenden Wasserbehältern aus Surabaja herbeigeführt: die Besatzung kann oft, wenn widrige Winde die Ankunft derselben verhindern, in große Verlegenheit gerathen.

Im innern Lande sind die beiden Residenzen besonders merkwürdig: Djujo Carta ist der Sitz des Sultans und sein Hof oder Cratan besteht aus vielen Gebäuden und Pallästen,

worunter sich besonders eine sonderbare Anlage mitten in einem großen See auszeichnet: ein langer, geräumiger Gang unter dem Wasser, von dem man nichts sieht, als einige einzelne Thürme mit Fenstern, wodurch das Licht hinein fällt, führt hinein; er verbindet das Inselschloß zugleich mit einigen angenehmen Gärten am entgegengesetzten Ufer, die ehemals zu einem Frauenzwinger dienten, jetzt aber zu einer Gießerei und einem Zeughaus eingerichtet sind; das Schloß enthält eine große Anzahl von Gemächern, die auf eine so verwickelte Weise verbunden sind, so daß man sich leicht darin verirren kann, und ein Fremder findet sich ohne eine hülfreiche Ariadne schwerlich aus diesem Labyrinth; die außerordentlich dicken Mauern sind an mehrern Stellen geborsten und das Ganze nähert sich schnell dem Verfall. Der See ist beträchtlich tief, erstreckt sich quer über den ganzen Hof und ist etwa dreiviertel einer englischen Meile breit; überdieß sind noch eine Menge andere Palläste, Thürme und Anlagen in dem Bezirk, den der Sultan bewohnt, eingeschlossen. Die Hauptstadt des Kaisers Sura Carta oder Solo liegt nordöstlich, ist sehr geräumig und der Crattan oder Hof schließt ebenfalls viele Gebäude und Palläste ein. Die Holländer hatten in der Nähe ein Fort angelegt, um den Kaiser zu beobachten.

An der Ostküste verdient noch Probolingo mit seinem Gebiet bemerkt zu werden, das etwa 10 Meilen in der Länge und Breite

beträgt und urſprünglich ziemlich öde war: die holländiſche Regierung verkaufte es für 10 Millionen Reichsthaler an einen Sineſen: der Anbau machte bei dem herrlichen Boden ſo große Fortſchritte, daß in 10 Jahren die Kaufſumme abgetragen war und dieſe Beſitzung ward eine der vorzüglichſten und volkreichſten auf ganz Java. Der Eigenthümer oder der ſineſiſche Major lebte in aller Ueppigkeit und dem vollen Glanz eines Fürſten, allein am 18ten Junius 1813 ward er von einem Räuberhaufen aus den Gebirgen ermordet, dem er begleitet von einigen engliſchen Offiziers, die ſich wegen des geſunden Clima's in ſeinem Gebiet aufhielten, entgegen gegangen war. Sie überfielen das Haus und Probolingo ward ganz geplündert: ein engliſcher Offizier hatte keine Zeit, ſich und die Frau eines ſeiner ermordeten Waffenbrüder in einem offnen Boot zu retten. Dieſer glückliche Erfolg vermehrte die Zahl der Räuber bald zu einigen Tauſenden: ſie waren mit Geſchütz verſehn und weil ſie unter gelben Fahnen marſchirten, vermuthete man, daß der Sultan ſelbſt um die Unternehmung gewußt habe. Allein die Engländer in den nächſten Poſten wurden ſchnell zuſammengezogen, eilten gegen die Räuber, die ungeachtet ihrer Ueberlegenheit geſchlagen wurden: ſie fochten mit Verzweiflung und ihr Anführer, der ſich einen Statthalter des Propheten nannte und vorgab, daß er berufen ſey, im Namen deſſelben Eroberungen zu machen, blieb auf der Wahlſtatt. Die Si-

neſen waren wegen der Erpreſſungen ungemein verhaßt, und dieſe Unruhen hatten eine gänzliche Veränderung in der Verwaltung zur Folge. Die Familie des erſchlagnen ſineſiſchen Oberhaupts ward entſchädigt und die harten Bande, worunter die Einwohner ſeufzten, wurden mit menſchenfreundlicher Milde gelöſt *). Die herrliche Landſtraße hört bei den kleinen Fluß Kalatigas auf: jenſeits deſſelben iſt das Land faſt ganz mit Wäldern und Dſchongel bedeckt, in denen nur ſelten ein Dorf gefunden wird: man reiſt in dieſem Strich nur in größern Geſellſchaften, weil man in ſteter Gefahr iſt, von Tigern zerriſſen oder von Räubern überfallen zu werden. Deſto freudiger iſt die Empfindung des Wanderers, wenn er dieſe gefährlichen Wildniſſe hinter ſich hat und die mahleriſche Küſte an der Straße von Bali erreicht: zu Banzowange iſt ein Poſten, zum Schutz gegen die Seeräuber, die in den vielen Einbuchten am Ufer von Bali eine Freiſtätte finden. Der ſüdöſtlichſte Theil Java's oder Balamboang gehört nach Bali und iſt den Europäern wenig bekannt: ehemals war hier ein eignes Königreich, das durch ſeine Lage gegen die Holländer geſchützt war.

Neben der javaniſchen Küſte liegt eine Menge größerer und kleinerer Inſeln, beſonders an der Südſeite, die wenig bekannt ſind. An der Nordküſte iſt die merkwürdigſte Ma-

* Thorne.

dura, die ſich in einer Länge von 21 Meilen bei einer Breite von 3—6 Meilen grade nach Oſten erſtreckt: das Eiland war von vielen Flüſſen bewäſſert und iſt fruchtbar an Reis und Tiekholz: es iſt mit Dörfern beſäet und ungemein volkreich; Valentyn giebt zu ſeiner Zeit (im Anfang des vorigen Jahrhunderts) die Bevölkerung auf beinahe viermal hunderttauſend Seelen an. Die Zahl der Europäer iſt unbeträchtlich. Madura wird von mehrern Fürſten beherrſcht, die von den Holländern abhängig waren: der vornehmſte heißt Sultan von Madura und hat ſeinen Sitz an der Weſtſeite zu Bancallan; der letzte Sultan war ein großer Freund der Holländer: ſeine Söhne hatten Stellen in der holländiſchen Armee, ſie fühlten ſich durch dieſe Auszeichnung ungemein geehrt und hielten ſich verpflichtet, Madureſen anzuwerben. Die vornehmſte Handelsſtadt iſt Samanap an der Südoſtſeite, an einer ſchönen Bay, die tief genug für einheimiſche Fahrzeuge iſt, ſo daß ſie dicht bei der Stadt anlegen können. Unter den vielen Inſeln neben Madura ſind die beträchtlichſten Gallion und Pondi an der Oſtſeite: die erſte iſt ſehr volkreich, wohl angebaut und hat einen Ueberfluß an Vieh; die letztere iſt kleiner: beide gewähren einen anmuthigen Anblick. Nördlich von Samarang liegt noch eine Inſelgruppe, die unter dem Namen Carimon Java bekannt iſt: ſo heißt eigentlich die größte unter 5° 50′ ſ. Br. und 110° 34′ öſtl. von Greenwich. Die Holländer

hatten eine kleine Niederlassung daselbst und unterhalten fortdauernd wegen der Seeräuber eine Wache; das Eiland hat Ueberfluß an Rothwild und ankernde Schiffe finden Holz und Wasser.

Bevölkerung. Einwohner. A. Die Javaner.

Die Bevölkerung der Insel ist sehr schwankend und es ist wohl ausgemacht, daß sie in den ältern Berichten sehr übertrieben ist; doch wirken äußere Ursachen, Kriege, Mangeljahre, Bedrückungen hier mehr auf die Abnahme der Bevölkerung als anderwärts, der Susuhunan hatte z. B. 1738 1,858,200, 1777 aber nur 708,600 Unterthanen. Nach der neuesten Angabe in den Berichten des Gen. Daendels ward die Bevölkerung der ganzen Insel 1808 folgenermaßen berechnet:

In Batavia und der Umgegend	200,000 Seel.
In Tscheribon	350,000 —,
Auf der Nordküste	1,600,000 —,
Im Gebiet des Kaisers u. Sultans	1,500,000 —.

Rechnet man noch die Bevölkerung von Bantam hinzu, so kann man sie überhaupt auf etwa 4 Millionen anschlagen. Sie ist sehr gemischt, und besteht aus eigentlichen Javanern und Einzöglingen, Malaien, Sinesen und Europäern. Durch den langen Umgang mit den Holländern, durch die Einmischung derselben in die innern Angelegenheiten des javischen

Volks, durch die Beschränkung der einheimischen Regenten ist das eigenthümliche Leben sehr untergegangen, selbst von der Gestalt, wie es in den Darstellungen älterer Reisenden erscheint, zeigt sich jetzt kaum noch ein Widerschein.

Die Javaner scheinen zu den Hindostanen zu gehören; ihre körperliche Bildung, ihr Charakter, die alte Religion und die Denkmäler derselben, die Sprache und manche Eigenheiten in der Lebensweise sprechen für diese Vermuthung; denn durch eine bloße Einwanderung würde schwerlich eine so gänzliche Veränderung bewirkt worden seyn. Nur eine gänzliche Unbekanntschaft mit der Ethnographie konnte älteren Schriftstellern auf die wunderliche Meinung führen, daß sie von den Sinesen stammen, von denen sie sich in jeder Hinsicht unterscheiden. Die Javaner haben breite Stirnen, eine oben etwas platte, vorn ein wenig gebogne Nase; ihr Haar ist schwarz und lang und glänzt von Kokosöl, womit sie es beständig salben: sie sind von hellbrauner Farbe, wohlgewachsen und nervicht. Ihre Gesichtszüge sind weit schöner als die der Malayen: auch die Weiber haben eine angenehmere Bildung als die Malayinnen und in den Gebirgsgegenden können sie selbst Ansprüche auf Schönheit machen. Die Javaner sind schwach, furchtsam, geduldig und träge, aber eigensinnig und einige Stämme, namentlich die Bantamer, werden der Neigung zum Diebstahl beschuldigt; nur die dringendste

Noth oder die Rachsucht reißt sie aus der Gefühllosigkeit, die ihnen natürlich zu seyn scheint. Sie ist theils Folge des Himmelstrichs, aber weit mehr der drückenden Verfassung, wobei der Arbeiter keinen Augenblick sicher ist, die Früchte seiner Anstrengungen zu genießen. Wir werden hernach die politischen Einrichtungen auf Java näher und im Zusammenhange entwickeln und daher mag hier die Bemerkung genug seyn, daß der Fürst als Herr des Bodens betrachtet wird, daß wer ihn zuerst anbaut nur so lange das Recht des Besitzes hat, als er oder seine Nachkommen dem Herrn einen Theil des Ertrages abgeben. Zwischen dem arbeitenden Volk und den Fürsten steht eine Zahl von Beamten oder Vasallen in der Mitte, die gleichsam den Adel bilden, nach mannichfaltiger Abstufung. Zur ersten Classe gehören die Adipatti's, die reiche Einkünfte haben, von aller Ueppigkeit asiatischer Höfe umgeben sind, und die sich auch durch die Abgeschliffenheit ihrer Sitten auszeichnen. Auf sie folgen Tomanggongs und auf diese die Ingabeis und die Mantri's, die aber nicht mehr zu den Bopatti's oder dem Adel gehören. Jeder höhere Beamte hat das Recht denjenigen, der zunächst auf ihn folgt, zu ernennen. Von diesen zahlreichen Beamten werden die Abgaben eingetrieben und jeder sucht natürlich, sich so sehr zu bereichern als in seinen Kräften steht. Eine Folge dieses Systems ist der entsetzlichste Druck der arbeitenden Classen; in einigen Gegenden

bleibt dem Landmann nur der vierzehnte Theil von den Früchten seines Fleißes übrig um sich und die seinigen zu erhalten. Ohne die Ergiebigkeit des Bodens und die geringen Bedürfnisse, die der Mensch unter diesem Himmelsstrich hat, müßten die Einwohner umkommen, während sie jetzt, verglichen mit den untern Ständen andrer Länder, gut leben: ihre Nahrungsmittel bestehn in gesalznen Fischen, eingesalznen und gedörrten Fleisch zahmer und wilder Thiere, Geflügel, (doch macht Fleisch den geringern Bestandtheil ihrer Nahrungsmittel aus,) Dindings, Reis, Kaffee, starkgepfefferten und gewürzten Fleischsuppen oder Karri's, mannichfaltigen eingelegten Sachen, Atiars, besonders spanischen Pfeffer (Tschili), Zucker, Gemüsen und Früchten, Kokosnüssen, Brodfrüchten und der Durio, die ungeachtet ihres unerträglichen Leichengeruchs doch von den Eingebohrnen und selbst von den Europäern mit Vergnügen genossen wird. Diese Gegenstände sind in Ueberfluß vorhanden und man findet selbst auf den Landstraßen kleine Buden, wo sie wohlfeil verkauft werden. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser: dagegen ist der Gebrauch des Betels und unter den untern Ständen ist der Genuß des Opiums eine eben so verderbliche Leidenschaft als in Europa die Neigung zum Trunk. Die Regierung zieht aus dem Verkauf dieses Giftes große Einkünfte und statt seinem Verbrauch Einhalt zu thun, sucht sie denselben zu erweitern; obgleich die Nachtheile dieser den

Geist und den Körper zerstörenden Substanz von allen unparteiischen Männern, die über den Zustand Java's geurtheilt haben, eingestanden werden. Es wird aus dem Opium oder Amsiun, wie die Holländer sagen, ein Mus bereitet und über den Tabak gestrichen: einige Züge reichen zur Betäubung hin. Diese Mischung heißt Madat und die Javaner haben eigne Häuser, wo sie sich diesem Genuß überlassen, Madatkitten. Die Aermern bedienen sich eines andern Mittels, um sich in jenen Zustand der Betäubung und Exaltation zu versetzen, woran rohe Völker so leicht ein unwiderstehliches Vergnügen finden, der Hanfkörner, die in den heißen Himmelsstrichen eine berauschende Kraft besitzen, die die Pflanze in den nördlichen Ländern verliert. Uebrigens machen die Javaner dem Islam zum Trotz sich kein Gewissen, sich selbst bei ihren Festen in starken Getränken zu berauschen. Die Wohnungen bestehn in Hütten von Bambus, die in mehrere Fächer abgetheilt sind: bisweilen sind sie mit Thon übertüncht; das Dach ist aus Attap oder Kokosblättern gemacht. Eine solche Hütte wird ohne große Vorbereitungen in bewundernswürdiger Geschwindigkeit errichtet; oft wenn Reisende in ein javisches Dorf kommen, wird in wenigen Minuten für sie eine eigne Hütte gebaut und selbst mit Tischen und Stühlen, die eben so schnell und kunstlos verfertigt werden, versehn. Hütten sind gemeiniglich einige Fuß von dem Boden erhöht. Die Dörfer liegen mitten in Hai-

nen aus Kokos- und andern Lieblingsbäumen, von einer dichten Hecke aus Bambus umringt. Ihre Kleidung ist sehr einfach: sie gehn besonders in den Berggegenden fast ganz nackt und winden blos ein Stück Baumwollenzeug um den Leib, oder behelfen sich mit einem kurzen Hemd, aus den Blättern des Gabangbaums geflochten; bisweilen haben sie auch wohl ein Paar kurze baumwollne Hosen: die Wohlhabenden tragen lange Röcke, die Vornehmen feine Zitze und seidne Zeuge, die mit kostbaren Stickereien verziert sind. Der Kopf wird mit einer Mütze bedeckt. Das Haupthaar lassen sie wachsen: die Frauen stecken es hinten in der Gestalt einer Scheibe auf: auch die Batavianerinnen ahmen diesen Kopfputz nach. An allen andern Theilen des Körpers werden die Haare sorgfältig ausgerupft. Die Zähne färben die Javaner schwarz und die beiden vordersten werden mit einem Goldblättchen belegt: mit weißen Zähnen, meinen sie, sieht man aus wie ein Affe. Die Vornehmen haben alle Finger mit Ringen geschmückt. Der Leib wird mit Kokosöl eingerieben, eine nothwendige Sitte in diesen brennenden Himmelsstrichen, theils um die Einwirkung der Sonnenstrahlen abzuhalten, theils um den Körper gegen die Insekten zu schützen. Beide Geschlechter lieben sehr das Bad.

Nach ihren alten Sagen standen die Javaner unter einem einzigen Gebieter, dem Batu Agong oder Susuhunan, der sich ge-

wöhnlich zu Kirripen oder Suriakarta aufhielt: das Volk war tapfer und unternehmend: es dehnte seine Eroberungen bis Sumatra, Borneo, ja bis nach den Molukken aus. Ueberall finden sich auf der Insel Trümmer von Denkmälern, Tempeln, Statuen, die von einem großen Grad der Geduld, Anstrengung und Beharrlichkeit zeugen: die Bildnerei, die sich hin und wieder erhalten hat, läßt auf große Kunstfertigkeit schließen, indessen kann man doch von diesen ungeheuern Anlagen, die der Zeit und selbst den Verheerungen der Elemente Trotz geboten haben, nicht auf einen glücklichen Zustand des Volks schließen, das sie aufführte; nur zu oft sind sie von der Tyrannei und Unterdrückung hervorgebracht: sie beweisen, daß sich ein herrschender Stamm eine Menge von Fröhnern und Sklaven unterworfen hatte. Indessen erhielten die Javaner durch den überflüssigen Vorrath von Lebensmitteln, den ihre Insel darbot, die Muße, um nach Bequemlichkeiten und Künsten zu suchen, während die halbverhungerten Einwohner der benachbarten Länder stets für das nächste Bedürfniß sorgen mußten. Noch jetzt lieben die vornehmen Javaner schöne Pferde und Waffen. Ihre vornehmste Waffe ist der Kris: die Schneide ist von gutem Stahl, bisweilen vergiftet. Die Vornehmen führen einen schön geschmückten Kris, mit einem herrlichen Gefäß meist von Gold und einer Scheide aus einer seltnen, schöngefärbten Holzart. Sie

sind:

sind geübte und geschickte Reiter: an den Höfen des Kaisers und der Großen machen Ritter- und Stechspiele die gewöhnlichste und vornehmste Belustigung aus. Die Javaner wissen auch die Schleuder sehr geschickt zu gebrauchen. Die Sitten der Höfe und der großen Welt zeichnen sich durch manche Eigenthümlichkeit aus, die nach unsern Ansichten roh und pöbelhaft ist, wie z. B. die Art, wie die Gäste bei großen Mahlzeiten ihre Zufriedenheit (durch häufiges Aufstoßen) an den Tag legen.

Die Vielweiberei ist erlaubt, doch zwingt die Armuth die meisten Javaner, sich mit einer Frau zu begnügen; gegen die Keuschheit der Weiber sind sie ganz gleichgültig und nur die Vornehmen scheinen einen Begriff von Eifersucht zu haben; es giebt vielleicht kein Volk auf der Welt, unter dem eine solche Ungebundenheit in Hinsicht des Umgangs der beiden Geschlechter herrscht, als unter den Javanern. Die Herrscher werden in ihren Pallästen ganz von Weibern bewacht; sie vertreten die Stelle der Verschnittenen, die auf Java unbekannt sind: die weibliche Leibwache des Kaisers von Mataram ward auf 10000 Köpfe geschätzt: sie waren in mehrere Corps abgetheilt; 3000 Alte hatten die äußere Wache und umgaben den Palm, daß Keiner herein oder heraus kommen konnte. Diese neuen Amazonen sind mit Speeren bewaffnet, sie wissen ein Roß zu tummeln und sind überhaupt zu einem kriegerischen Leben erzogen; es liegt ihnen aber auch die Ver-

richtung aller häuslichen Geschäfte ob, die im Pallast vorfallen. Es sind meist die Töchter kleiner Vasallen, die in in diese Schaar aufgenommen werden. Die gemeinen Weiber müssen allerlei Arbeiten verrichten: das Weben ist ihr ausschließendes Geschäft, weil die Männer es für zu verächtlich halten; es ist sehr beschwerlich und höchst ungesund.

Da die Sorge für den Unterhalt das Volk nicht ganz beschäftigt, bleibt ihm Zeit zu mancherlei Vergnügungen übrig, wofür die Javaner eine große Neigung hegen. Sie haben mehre Arten von Tänzen: es giebt eigne Tänzerinnen, Ronginen, die in ihrer Kunst unterrichtet und von den Großen unterhalten werden; sie unterscheiden sich durch eine besondre Tracht *). Der gewöhnliche Tanz heißt Ranking und besteht in Bewegungen des ganzen Leibes. Die Javaner führen auch einen Kriegstanz auf, doch sollen sie darin eben keine große Geschicklichkeit beweisen. Sie haben auch theatralische Darstellungen, woran sie den lebhaftesten Antheil nehmen und bei jeder treffenden Stellung oder Gebehrde die größte Bewunderung äußern. Die Javaner sind geschickte Ballspieler, auch große Freunde von Hahnengefechten: die Erlaubniß dazu war in Batavia verpachtet und brachte (1770) monathlich 420 Gulden ein: außerdem haben sie verschiedne Tafelspiele; überhaupt sind sie dem Spiel leidenschaftlich er-

*) S. die Abbildung.

Ronguine, oder Tänzerin von Java.

UNIV
OF

geben. Der javiſche Geſang iſt ſehr einförmig, die Töne werden außerordentlich geſchleppt und einem europäiſchen Ohr iſt er unerträglich. Es fehlt ihnen nicht an verſchiednen muſikaliſchen Werkzeugen und wenn ſie gut geſpielt werden, machen ſie beſonders in der Entfernung eine nicht unangenehme Harmonie. Die Gongoms beſtehn aus kupfernen Becken von verſchiedner Größe, worauf mit einem kleinen eiſernen oder hölzernen Stabe geſchlagen wird: überdies haben ſie eine Art Geige mit zwei Saiten, eine Trommel, die mit den Fingern geſchlagen wird, ein Werkzeug aus längern und kürzern Stöcken, die auf einem holen Klotz liegen und wie ein Hackbret mit einem hölzernen Hammer geſchlagen werden, Klapperbecken u. ſ. w.

Auf Java werden von Alters her außer den fremden zwei einheimiſche Sprachen geredet: nämlich die ſogenannte Sundaſprache, die hauptſächlich an der Küſte gebräuchlich iſt und eine Menge malayiſcher Wörter enthält. Die eigentliche javiſche Sprache theilt ſich in 3 Mundarten, und ihre genaue Verwandtſchaft mit dem Samskrid deutet auf die Abſtammung des Volks von den Hindus. Die Holländer haben auch das Studium der Sprache faſt ganz vernachläſſigt, weder für Wörterbücher noch andre Hülfsmittel geſorgt; ja als ihre Herrſchaft zu Ende ging, gab es keinen Europäer, der mit der javiſchen Sprache bekannt war; doch haben die Engländer rühmlichen Fleiß

darauf verwandt und während der kurzen Zeit ihres Besitzes mehr in dieser Hinsicht gethan, als ihre Vorgänger in zwei Jahrhunderten. Die Kawisprache (d. h. was selten oder nicht vielen bekannt ist) ist eine todte oder gelehrte Mundart und stimmt mit dem Samskrid fast ganz überein: in ihr sind alle schriftlichen Darstellungen verfaßt. Die Javaner haben eine einheimische, wenig gekannte Literatur: die Malayen selbst geben die javische Sprache für älter als die ihrige aus, und es ist merkwürdig, daß so oft in malayischen Gedichten Züge aus der Hindumythologie vorkommen, der Schauplatz in's Innere von Java verlegt wird: die malayische Literatur scheint der javischen ihren Ursprung zu verdanken. Die Javaner haben eigenthümliche Dichtungen und Sagen von ihren alten Helden und Königen, von ihren Abentheuern und Liebeshändeln. Es gehört zu den Abendbelustigungen, die alten Lieder und Gesänge vorlesen zu lassen: eigne Leute sind darauf abgerichtet, die sie mit einer Art Harfe oder Geige begleiten. Die Versmaaße stimmen zum Theil mit den indischen überein, doch haben die Javaner auch eigenthümliche Arten. Die Darstellung in ihren Gedichten kommt der in den Puranas gleich. Es giebt auch javische Uebersetzungen oder vielmehr sehr entstellte Bearbeitungen, der berühmten indischen Gedichte, des Ramayan und des Mahabarat, worin der Schauplatz der Begebenheiten

nach diesem Eiland verlegt ist. Die javischen Gesetze sind sehr alt und auf allen östlichen Inseln in Ansehn: nur ist, leider! nichts Näheres von denselben bekannt: eine Vergleichung mit den indischen müßte ungemein lehrreich ausfallen. Die Muhamedaner haben auch den Koran in's Javische übersetzt: die Holländer hingegen haben an keine Bibelübersetzung gedacht. Es giebt überdies wissenschaftliche Werke von verschiednem Inhalt. In den Abhandlungen der batavischen Gesellschaft der Künste und Wissenschaften finden sich Fragmente einer altjavischen Geschichte Sadjara Radja Djawa in einer holländischen Uebersetzung: die Erzählung ist einfach, doch nicht ohne ein märchenhaftes Interesse; es sind unverkennbar allerlei fremdartige Zusätze hineingemischt, aber der Grundstoff scheint mit indischen Mythen zusammenzuhangen. Es ist merkwürdig, daß die Javaner vielleicht allein unter allen muhamedanischen Völkern nicht nach der Hedschra rechnen, sondern eine eigne Jahrrechnung haben, die mit dem Jahr 73 der christlichen Aere anfängt.

Die Sprache des gewöhnlichen Lebens zerfällt in zwei Mundarten, Basa Dalam, die Hofsprache und Basa Luan, die gemeine oder Volkssprache; beide Mundarten unterscheiden sich auf eine wesentliche Weise, es sind einer jeden nicht bloß besondre Wörter, sondern auch andre Biegungen und grammatische Formen

eigen; jede hat auch eine andre Art der Aussprache. Die Sonne heißt z. B. in der Sprache des Volks Surjo, in der vornehmen Srandschendsche; der Mann in jener Tijang, in dieser Huwong; Feuer bei den Vornehmen Ganni, bei den Gemeinen Bromo; die Kühe bei jenen Sapi, bei diesen Limbu: charakteristisch scheint es, daß die Vornehmen den Nasenlaut weglassen: z. B. der Vornehme sagt Kaju (Baum), der Gemeine Kajang; jener Malaju (laufen), dieser Malajang, u. s. w. Selbst in den besondern Abstufungen des Ranges giebt es eigne Formen und Ausdrücke und die Fürsten haben ganz eigne Spracharten, die ihnen allein eigen sind. Die javische Sprache zeichnet sich in allen ihren Zweigen durch einen außerordentlichen Reichthum aus, der auf ihr hohes Alter schließen läßt. Die Einwohner müssen beide Mundarten verstehn, weil der Geringe keinen Vornehmen anders als im Hochjavanischen anreden kann. Diese auffallende Sonderbarkeit ist auch wohl ein Beweis von einer ehemaligen Unterjochung, woraus die große noch fortdauernde Unterdrükkung des Volks entstanden ist; daß eine Kastentheilung unter den Javanern Statt gefunden habe, ist nicht wahrscheinlich, weil sich davon nothwendig mehre Spuren müßten erhalten haben. Die Javaner haben ein eignes Alphabet aus 20 Mitlautern und 4 Selbstlautern, es weicht vom Samskrit ab, ist aber

doch vermuthlich aus Indien entlehnt *): sie schreiben von der Rechten zur Linken.

Einer der scharfsinnigsten und gründlichsten Forscher der indischen Sprachen und Alterthümer, der unlängst verstorbne Dr. Leyden, vermuthet, daß die Bewohner der ganzen Inselwelt zwischen Ostindien und Sina dem Buddadienst ergeben gewesen seyen; die jetzigen Javaner sollen auch selbst behaupten, daß sie vor der Bekehrung zum Islam den Budda verehrten; allein auf Java scheint doch auch die Bramareligion herrschend gewesen zu seyn: vielleicht läßt sich annehmen, daß die Buddareligion der allgemeine Volksglaube war, daß sich aber auch zu gleicher Zeit Collegien von Braminen auf der Insel befanden, wie es auch in andern Ländern, die dem Buddismus ergeben sind, z. B. in Siam und Awa, noch jetzt der Fall ist. Im Innern finden sich noch manche Ueberreste, die sich auf die alte Religion beziehn; zum Theil liegen diese Trümmer in dichten Wäldern, ganz von Gebüsch überwachsen, und viele Geschlechter sind seit der Zeit verblüht, da sie dem Leben angehörten; freilich sind diese Denkmähler sehr zerstört, weil man Schätze zu finden hoffte, und erst die Engländer haben für ihre Erhaltung Sorge getragen und zum Behuf derselben gewisse Ländereien

*) Man findet das Alphabet in Valentyn's großem Werk über das holländische Ostindien, im vierten Bande S. 62.

angewiesen; doch findet man viele kunstvoll gearbeitete Figuren in halberhobner Arbeit, die sich sichtbar auf Mythen des Bramasystems beziehn, ja man hat sogar eine Abbildung des Brama selbst gefunden. Am zahlreichsten sind sie zu Borong Budor (dem Ort vieler Götzenbilder) im Gebiet von Kadu, zu Brambanan, unweit von Diuio-Karta und zu Blambangan an der Straße Bali.

Es ist gewiß interessant, folgende Nachrichten eines neuen englischen Reisenden *), der die Ruinen von Brambanan in Gesellschaft eines Braminen besuchte, hier einzuschalten. Der Platz, den die Ruinen einnehmen, scheint nicht weniger als 10 engl. Meilen auszumachen: auf diesem Raum sind in verschiednen Entfernungen die Ueberbleibsel mehrer Tempel zerstreut: unter denen die von Tschandi Sewu oder die tausend Tempel, wie sie wegen ihrer Größe genannt werden, die merkwürdigsten sind: sie bilden eine viereckige Gruppe von Gebäuden, von denen iede Seite etwa 250 Schritte einnahm: in der Mitte war ein großer hoher Tempel, in gleichen Entfernungen von drei

*) Es stehn mehre höchst lehrreiche Bemerkungen über Java und auch die folgenden aus dem Briefe eines Ungenannten in the Edinburgh review, 1814, Nr. 45, S. 151 in einer vortrefflichen Rezension von Marsden's neuem Werke, über die malayische Sprache, deren Vf. selbst in Indien gewesen ist.

eingeschlossen. Reihen kleinerer umgeben: jede Reihe war nur einige Fuß von der andern. An jeder der vier Hauptpuncte, wo einst Thore gewesen waren, standen als Thürhüter 2 gigantische Statuen, jede hatte eine Keule in der Hand und eine große Schlange wand sich um den Leib; die Javaner nannten sie Gopolo, was im Indischen einen Kuhhirten bedeutet und unter den Namen des Gottes Krischna vorkommt. An der Außenseite waren Braminen ausgehauen und die innern Seiten waren mit der Hindumuschel (der Kinkschnecke), Gefäßen mit Gangeswasser und Lotosblumen verziert. Man sah überall Spuren, daß ehemals viele Bildsäulen aufgestellt gewesen waren: die Gestalt eines Braminen in einer andächtigen Stellung war so vortrefflich ausgeführt, daß der Begleiter des Reisenden keinen Anstand nahm, ihm die gewöhnliche Begrüßung zu machen: noch fanden sich in den andern Tempeln Darstellungen von der Göttin Bhavani und andern Gottheiten. Verschiedne Gebäude scheinen zu Wohnungen bestimmt und auf einer granitnen Tafel findet sich eine fast ganz erhaltne Inschrift im gewöhnlichen Dewanagari Charakter: der Hindu konnte sie lesen: nach ihm enthält sie indessen nichts Historisches, sondern bezog sich auf die im Mahabarat enthaltne Sagengeschichte. Höher in den Bergen etwa 3 Meilen von diesen Tempeln sind die Trümmer eines javischen Crattons oder Pallastes, der sichtbar mit denselben in Verbindung gestanden

hat. Die Gebäude sind sämtlich ausgehauener Granit, während die neuere javische Baukunst sich nur der Ziegel und des Kalks bedient. Die Steine sind mit großer Kunst gehauen und schließen dicht auf einander: statt des Mörtels sind sie durch eine hervorspringende Leiste, die genau in eine Rinne auf der Oberfläche des untern Steins paßt, zusammengefügt; die größte Geschicklichkeit zeigt sich bei den Dächern, die ebenfalls aus gehauenem Granit aufgeführt sind. „Nach der Vortrefflichkeit der Arbeit, sagt der Reisende, dem wir diese Nachrichten verdanken, scheinen sie bei dem ersten Anblick auf eine lange Dauer berechnet, allein ich bin doch überzeugt, daß wir ihnen wegen ihres jetzigen verfallnen Zustands nicht mit Sicherheit ein sehr hohes Alter beilegen können; denn die Schnelligkeit und die Kraft der Vegetation in diesen Himmelsstrichen ist so groß, daß in wenig Jahren mächtige Bäume aufschießen mit ihren Zweigen und Wurzeln in die Mauern verwachsen und einen schnellen Verfall der festesten Gebäude herbeiführen, wenn sie vernachlässigt werden. Die Javaner schreiben diese Anlagen einem Zauberer Bandung zu, der sie in einer Nacht hervorgebracht haben soll. Nach der Angabe einer javischen Chronik sollen sie im dreizehnten Jahrhundert der christl. Zeitrechnung aufgeführt seyn. Scharfsinnig ist die Vermuthung, daß Brambanan Braminenwohnung bedeutet; die Sylbe An bezeichnet alle mahl im Javanischen ein Haus

über eine Wohnung: sind diese Werke vielleicht von fremden Künstlern aufgeführt, den Hindus, die den Schutz irgend eines einheimischen Fürsten fanden?

Der Islam hatte schon in frühen Zeiten auf Java einzelne Anhänger gefunden: aber allgemein eingeführt ward er um das Jahr 1406 durch den bereits erwähnten Scheich Ebn Mulana: er gewann einige der vornehmsten Fürsten, machte selbst Eroberungen, ward Herr von Tscheribon und die muhamedanische Religion ward überall herrschend: weil ein Araber ihr Bekehrer war, sind die Javaner (wie überhaupt alle Bewohner auf diesen ostindischen Inseln) Sunniten, die einen großen Haß gegen die ihnen freilich nur dem Namen nach bekannten Schiiten hegen. Nur in dem Innern der Insel sind noch Anhänger des Heidenthums übrig; indessen sind unsre Nachrichten bei der unglaublichen Gleichgültigkeit der Holländer gegen alles, was nicht Waare und Geld war, über die Beschaffenheit dieser Stämme sehr dürftig; so hat man neulich noch einen Ueberrest eines einheimischen Volksstammes in den Gebirgen Tenggar, östlich von Surabaja, gefunden, der etwa aus 1200 Seelen besteht. Diese Menschen zeichnen sich aus durch die eigenthümliche Beschaffenheit ihrer Dörfer und Häuser, die auf geräumigen 30 bis 80 Fuß langen Absätzen, die sich einer über den andern erheben, erbaut sind. Es herrscht unter diesem Stamm eine Art republikanischer Verfas-

sung und die Vorsteher der Gemeinen und Dörfer werden durch Stimmenmehrheit erwählt. Die priesterliche Würde ist erblich und ihre Religion ist auf heiligen Büchern gegründet: wie weit sie mit den bekannten Religionssystemen Indiens zusammenhangt; läßt sich aus den unbestimmten Nachrichten der englischen Zeitschriften, die uns bis jetzt nur zugänglich sind, nicht beurtheilen. Ungeachtet die muhamedanischen Priester einen großen Einfluß auf das Volk haben und die Abneigung der Javaner gegen die Europäer befördern und nähren, werden doch die Gebote des Islam nicht mit Strenge beobachtet, so daß man oft zweifeln möchte, ob sie überhaupt einen Cultus haben: sie trinken z. B. öffentlich Wein und überdies sind noch viele heidnische Meinungen und Gebräuche übrig. Sie verehren das Crocodil; bei Krankheiten pflegen sie Gefäße mit Früchten und anderm Futter in die Nähe des Wassers zum Opfer aufzustellen: sie hoffen von einer solchen Darbringung ihre Genesung und sind überzeugt, daß wenn Jemand das Opfer stehlen sollte, der Dieb von der Krankheit befallen wird. In den innern Gegenden herrscht auch der Glaube an die Seelenwanderung: hier giebt es noch Javaner, die kein Rindfleisch essen (namentlich die Verwandten des kaiserlichen Hauses) und die alte Sage haben, daß das Volk von einem Affen abstammt. Die sonderbaren Gebräuche, die in Indien bei einer Mondfinsterniß üblich sind, um den Dämon zu

erschrecken, der den Mond zu zerstören sucht, werden auch auf Java beobachtet: man hat auch für das Ungeheuer und die Finsterniß nur indische Benennungen.

Von den eigenthümlichen Sitten, Gebräuchen und Rechtsgewohnheiten der Javaner finden sich nirgends nähere Angaben: nur ein Gesetz ist uns aufbehalten, das einen Eingebornen, der einen Mord beging, unerbittlich zum Tode verdammte, während ein Fremder mit einem Wehrgeld sich lösen konnte Es scheint auf eine Begünstigung des Verkehrs zu deuten.

B. Ankömmlinge. Malayen. Sklaven verschiedner Art. Sinesen.

Die Malayen scheinen früh mit Java in Verbindung gestanden zu haben und es ist höchst wahrscheinlich, daß die ganze höhere Cultur, die sie besitzen, von dem Umgang mit den Javanern stammt. Selbst die malayische Sprache ist mit einer Menge javischer Wörter bereichert, und würde derselben beraubt nur die arme Mundart eines armen und rohen Stammes seyn: ja sogar die bürgerliche Verfassung der Malayen scheint von ihnen entlehnt. Daß die ganze malayische Literatur aus einigen Uebersetzungen aus dem Arabischen und Indischen aus javischen Quellen geschöpft ist, haben wir schon früher bemerkt. In einem andern

Theile *) dieſes Werks iſt von den Malayen bereits überhaupt die Rede geweſen und es kann genug ſeyn, hier von ihren Verhältniſſen auf Java ein Paar Worte zu ſagen. Zu den Malayen werden im Allgemeinen alle Sklaven von Celebes, Flores und den andern öſtlichen Eilanden gerechnet: nur in Batavia verſteht man ausſchließend diejenigen darunter, die aus Malakka ſelbſt gekommen ſind. Sie ſind ſehr zahlreich, und nähren ſich hauptſächlich als Fiſcher und Schiffer, wenige ſind Kaufleute oder Handwerker: ſie ſind ſämtlich dem Islam ergeben. Auch die hieſigen Malayen hegen eine leidenſchaftliche Neigung zu Spielen, Hahnengefechten u. ſ. w. und die Holländer begünſtigten die Spielhäuſer wegen der großen Einkünfte, die ſie davon zogen; allein die Engländer ſchafften dieſe verderblichen Einrichtungen, wodurch viele Unglückliche in Verzweiflung geſtürzt wurden, ab: mancher Spieler, der ſeine letzte Habe verloren, ſich vielleicht ſelbſt an fremdem Eigenthum vergriffen hatte, berauſchte ſich in Opium und lief Amok, d. h. durchſtrich in wilder Raſerei die Straßen und ermordete jeden, der ihm aufſtieß, bis er endlich getödtet wurde. Seit der Abſchaffung der Spielhäuſer iſt kein Beiſpiel der Art wieder vorgekommen: ein merkwürdiger Beweis, wie eine weiſe Geſetzgebung die die Urſachen eines ſittlichen Uebels zu zer-

*) Elfter Jahrg. 1ſte Abth. S. 171—190, und oben S. 100.

Malaier, wie sie sich in Java kleiden.

stören sucht, selbst die wildesten Völker zu bändigen, die schrecklichsten Leidenschaften in ihre Schranken zurückzuführen vermag. Es ist allerdings schwer, tiefgewurzelte Neigungen auf einmahl auszurotten, indessen lassen sie sich doch allmählig beschränken. Die Malayen, die nicht mehr Hahnenkämpfe veranstalten dürfen, müssen sich begnügen, ein Paar Wachteln oder Heuschrecken gegen einander aufzustellen.

Sehr groß ist die Zahl der Sklaven und Sklavinnen, die fast von allen Inseln und Gegenden herbeigeführt werden: man könnte ihrer auf Java sehr leicht entbehren und wenn es keine Sklaven gäbe, würde man unter den Eingebohrnen aller Art Leute genug finden, um bei den Europäern in Dienst zu treten: allein es gehörte einmahl zum Luxus und man sah in mittelmäßig großen Häusern 50 bis 60 Sklaven; der Ankauf sowohl als ihr Unterhalt erforderte große Summen und fünf bis sechs europäische Dienstboten würden mehr thun als diese große Schaar von Unglücklichen, die ihrer Heimath und ihrer Freiheit beraubt waren. Besondrer Aufwand ward mit Sklavinnen getrieben: auf Schönheit, eine angenehme Stimme, musikalische Talente und Geschicklichkeit auf der Harfe ward ein großer Werth gelegt: besonders gesucht waren die Mädchen aus Pulo Nyas, einem kleinen Eiland an der Westküste von Sumatra: eine Schönheit von derselben ward oft mit mehr als 1000 Thalern bezahlt. Die Balier, obgleich von Natur träge, werden doch

ihrer Zuverläſſigkeit wegen vorzüglich geſchätzt; ſie zeichnen ſich von ihren Nachbaren durch Tapferkeit aus und die Holländer nahmen ſie daher gern zu Soldaten; die Balierinnen ſind hübſch, in den Häuſern der Reichen pflegt ihnen die Aufſicht über die andern Sklavinnen anvertraut zu werden, die ſie an guten Eigenſchaften übertreffen; die reichen Sineſer wählen aus ihnen ihre Frauen. Die kleinen aber rüſtigen Bugginesen ſind zankſüchtig, verabſcheuen jeden Zwang und werden wegen ihres Hanges zur Verrätherei gefürchtet. Die Amboiner und Macaſſern werden wegen ihrer Tapferkeit geſchätzt; die erſtern inſonderheit ſind gute Soldaten und die Reiterei und die Artillerie der Holländer ward beſonders aus ihnen ergänzt. Die Sklaven aus Afrika von Madagaskar und Moſambik zeichnen ſich durch ihre Einfalt aus, es fehlt ihnen nicht an Kräften, aber ſie wiſſen ſie nicht zu gebrauchen. Man kann ſie durch Benutzung ihres Aberglaubens leicht zum Geſtändniß von Vergehungen bringen, und es ſind manche Gottesurtheile üblich: man ſteckt dem Sklaven, den man in Verdacht hat, trocknen Reis in den Mund: fühlt er ſich ſchuldig, ſo weigert er ſich aus Furcht, daran zu erſticken, ihn niederzuſchlucken, er zieht die Geiſſelung dem Tode vor: oder man giebt dem Verdächtigen einen an einem gewiſſen Puncte vom Ende eingeſchnittnen Stock, und der Herr behält einen ähnlichen: der Schuldige glaubt, daß der ſeinige während der Nacht an Länge wachſen

werde

werde und um die Entdeckung zu hindern, schneidet er ein Stück ab und wird so sein Verräther.

Die Sklaven wurden gut genährt und gekleidet: im Ganzen war ihre Behandlung nicht schlecht, doch durften sie keine Schuhe und Strümpfe tragen auch in den Straßen nicht auf den für die Freien bestimmten Fußsteigen gehn. Schöne Sklavinnen indessen empfanden bisweilen die Folgen weiblicher Eifersucht, die unter diesem brennenden Himmel sehr allgemein ist. Die Engländer suchten nach der Eroberung den Sklavenhandel abzuschaffen; mehre Schiffe, die Sklaven brachten, wurden von ihren Kreuzern genommen, und es war natürlich, daß der Werth der noch vorhandnen Sklaven sehr steigen mußte.

Auf der ganzen Insel haben sich schon seit früher Zeit überall Sinesen niedergelassen und noch jährlich kommt eine große Menge neuer Ankömmlinge aus dem übervölkerten Sina: allein in der Nähe von Batavia schätzt man ihre Zahl auf mehr als fünf und zwanzig tausend Köpfe *). Sinesen und Holländer kommen aus gleicher Absicht nach Java, um Schätze zu sammeln: jene wie diese sind größtentheils aus den niedrigen und armen Volksklassen, sie kommen meist aus einer Gegend, deren Einwohner selbst von den Sinesen für den Auswurf des

*) D. v. Hogendorp rechnet die Zahl der Sinesen auf der ganzen Insel auf hunderttausend.

ganzen Volks gehalten werden; aber der Chinese kann seinen Zweck nur durch Mäßigkeit und unermüdliche Betriebsamkeit erreichen: sie sind die Juden Java's, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht blos den Handel, obgleich er in vielen Zweigen ausschließend in ihren Händen ist: sondern auch den Acker- und Gartenbau mit demselben sorgfältigen Fleiß wie in ihrem Vaterlande treiben, daß sie Zucker, Oel und andre Producte gewinnen und Vieh, besonders Schweine, mästen; sie sind Geschäftsträger, Schreiber, seltner Bediente oder Tagelöhner, obgleich sie in Zuckermühlen mit grosem Eifer und Lust arbeiten, wobei sie auser der Kost etwa 5 Rthlr. monathlich verdienen: bei ihrer Ankunft widmen sie sich gemeiniglich dem Ackerbau, bis sie so viel vor sich gebracht haben, um selbst ein Gewerbe anzufangen. Der Sineſe ist unermüdet, wenn er auch nur einen Stüver zu gewinnen weiß, und man muß bei Geschäften mit ihnen sehr auf seiner Hut seyn, um nicht durch ihre Schlauheit und Spitzbüberei hintergangen zu werden. Sie hatten unter der holländischen Regierung in vielen Gegenden auch die Einkünfte gepachtet und sammelten die Auflagen ein: hiebei erlaubten sie sich schreckliche Bedrückungen und es entstand bei den Eingebohrnen ein allgemeiner Haß gegen sie: selbst die Holländer ergriffen mit Begierde jede Gelegenheit, ihnen den Raub abzujagen und bei den holländischen Beamten ward die Plünderung der Sineſen für ein

erlaubtes Bereicherungsmittel angesehn. Dessenungeachtet besitzen sie unstreitig das größte Vermögen auf der Insel und ein holländischer Schriftsteller *) schätzt den Werth ihres Besitzes zehnmahl so hoch, als das Vermögen aller Europäer. Die Sinesen sind den Holländern unentbehrlich und es ward tief empfunden, als im Anfang des vorigen Jahrhunderts der Kaiser von Sina seinen Unterthanen die Auswanderung verbot. Um so empörender ist daher das gräßliche Blutbad, das der geizige Generalgouverneur Valkenier, der während seines Amts über 5 Millionen Gulden zusammengerafft hatte, 1740 über die Sinesen in Batavia verhängte; es giebt wenige Beispiele in der Geschichte, wenn wir die Bartholomäusnacht und die Gräuel der französischen Revolution ausnehmen, von einem so überlegten, kaltblütigen Gemetzel unter wehrlosen Menschen, das durchaus unnöthig war, selbst wenn die den Sinesen Schuld gegebne Empörung vollkommen erwiesen werden könnte: sie war auf jeden Fall nur durch die Bedrückungen und die Habsucht der Holländer hervorgerufen, eine Folge der Verzweiflung. Man fürchtete, daß selbst der Kaiser von Sina diese Schandthat übel empfinden und den Holländern in seinem Reiche seinen Unwillen zeigen würde; man eilte ihn durch eine Gesandtschaft zu besänftigen und zu versöhnen: allein wie erstaunten die Ab-

*) D. v. Hogendorp.

geordneten, als er ihnen erklärte, daß er sich gar nicht um die Auswanderer bekümmere, die um schnöden Gewinn das Vaterland und die Gräber ihrer Väter verlassen hätten. Aber sie vergessen keineswegs der Heimath; unerschütterlich bleiben sie ihren väterlichen Sitten und Gebräuchen treu: sorgfältig unterhalten sie die Verbindung mit dem Vaterlande und meist kehren sie dereinst mit den erworbnen Reichthümern nach demselben zurück. Weiber dürfen Sina nicht verlassen: die Auswanderer müssen daher Javanerinnen oder Malayinnen heirathen oder sich Sklavinnen kaufen, die alsdann ganz sinesische Sitten annehmen: auch die Kinder werden auf sinesische Weise erzogen: sie heißen gewöhnlich Parnackans, obgleich dieser Name auch häufig den Sinesen gegeben wird, die den Islam angenommen haben und sich entweder unter die Javaner mischen oder auch eine eigne Klasse unter den Einwohnern bilden. Ihre Sinnlichkeit ist sehr stark und verleitet sie sogar zu unnatürlichen Lastern. In Batavia nehmen sie die sehr weitläuftige westliche Vorstadt ganz ein: jedes Haus ist ein Laden und auf den Gassen herrscht eine ununterbrochne Geschäftigkeit, ein lebhaftes Gewimmel. Sie stehn unter einem eignen Capitain Oey Hingho, der verschiedne Lieutenants unter sich hat, für die gute Ordnung sorgt und die Abgaben eintreibt; sie bezahlen eine Zopfsteuer: die eigentlichen Sinesen haben rund um den Kopf geflochtne Zöpfe, die Tataren aber nur einen

einzigen: die lettern zahlen auch weniger. Eine Abgabe dieser Art kann nur bei einem Volk beträchtlich seyn, das mit schwärmerischer Anhänglichkeit seinen alten Sitten ergeben ist. Sie sind übrigens wenigern Lasten unterworfen als die andern Einwohner, ja als selbst die Europäer: und genießen mannichfaltige Vorrechte. Sonst sind sie eben nicht sehr religiös: fast nie werden in ihren Tempeln gottesdienstliche Gebräuche verrichtet, doch feiern sie ihre Feste mit großem Aufwande: an manchen derselben ruhen alle Geschäfte. Mit besonderer Feierlichkeit bestatten sie ihre Todten, ihr Begräbnißplatz nimmt an der Südostseite von Batavia einen großen Raum ein und ist mit Denkmälern angefüllt. Die Sinesen sind friedfertig und unter sich auch sehr gastfrei: sie nähren sich gut, doch ohne Künstelei, obgleich die Reichen große Schwelger sind; ihr Tisch wird dreimahl des Tags reichlich besetzt, und jedesmahl wird ein Schluck Arrak oder eigentlich Tsieuw, d. h. der einmal abgezogene Reisbranntwein, genommen. Ihre Vergnügungen bestehn in Schauspielen (Wayangs), die theils von dazu erzognen Frauenzimmern aufgeführt, theils von Marionetten dargestellt werden; sie werden von den Reichen oft in Folge eines Gelübdes veranstaltet: überdies haben sie noch andre Spiele, Toptafeln, Pho und Toxho: für die Erlaubniß mußten sie eine Abgabe an die Regierung entrichten. Die Javaner sind Todfeinde der Sinesen, deren blutsaugerischen Künsten sie, am

meiſten ausgeſetzt ſind: es werden daher auch viele Sineſen aus Haß und aus Raubſucht ermordet.

C. Die Europäer.

Unter den Europäern auf Java befinden ſich Menſchen aus allen Völkern; die Holländer ſelbſt machen bei weiten den geringſten Theil aus: am zahlreichſten ſind die Deutſchen. Kein Holländer, der ſich in leidlichen Umſtänden befand, ging nach Batavia, deſſen Clima ſo allgemein verſchrieen war; nur die Hoffnung, ſchnell reich zu werden, bewegte dann und wann irgend einen Abkömmling eines angeſehnen Hauſes, die gefährliche Unternehmung zu beſtehen; gute Empfehlungen ſchafften ihm bald einträgliche Aemter; er ergab ſich ganz dem Müßiggang und den Vergnügungen, und die Geſchäfte, die nicht unmittelbar das Amt betrafen, wurden den Sineſen überlaſſen. Man mußte oft einträgliche Stellen mit ſchlechten Abentheurern beſetzen, wie ſie ſich eben fanden; die Soldaten namentlich beſtanden aus verworfnen Taugenichtſen, die, nachdem ihnen zuletzt keine Ausſicht mehr übrig war, von den ſogenannten Seelenverkäufern der oſtindiſchen Compagnie überliefert wurden.

In allen Colonien, wo neue Ankömmlinge ſich mit alten Einwohnern miſchen, muß nothwendig eine beſtimmte Verſchiedenheit der Bevölkerung entſtehn. Die Zahl der Weiber, die

nach Batavia ging, war sehr gering: daher heiratheten die Meisten eingebohrne Weiber, oder wählten sich Beischläferinnen aus den Sklavinnen: daher sind die Abkömmlinge der Holländer in Batavia und auf ihren andern Niederlassungen mit portugisischem und malayischem Geblüt so gemischt, daß man kaum noch ihre europäische Abstammung erkennt. Die Kinder europäischer Aeltern werden mit einem Wort, dessen Herleitung wir nicht angeben können, Liplappen genannt: zwischen ihnen und den neuen Ankömmlingen pflegt schon eine gewisse Abneigung zu entstehn, hierauf folgen die Mischlinge aus der Verbindung mit den eingebohrnen Weibern, die Kastizen, Mestizen, Postizen heißen, Namen, die die Holländer von den Portugisen entlehnt haben: sie bezeichnen sämmtlich gewisse Abstufungen in der Abstammung, gelten aber auch oft als gleichbedeutend. Die Holländer haben ihre Sprache beibehalten, die auch zu den Geschäften gebraucht wird: sie haben selbst die Namen der Jahrszeiten und Monathe mitgebracht, so durchaus unpassend sie auch für Ostindien sind; ja sie suchten ihre Mundart sogar überall herrschend zu machen: es war daher verboten, keinem Sklaven, der nicht holländisch verstand, einen Freibrief zu ertheilen; kein Sklave, der nicht die Sprache der Herren des Landes redete, durfte einen Hut oder Mütze tragen und kein Holländer durfte eine Eingebohrne heirathen, die nicht vorher holländisch gelernt hatte. Wenn auch

die Züge der auf Java von europäischen Vätern erzeugten Mädchen noch an eine europäische Abstammung erinnern, so zeigt sich doch in Farbe, Charakter und Lebensweise der Himmelsstrich, unter welchem sie gebohren sind. Bei aller Schönheit fehlt jene blühende Frische, die uns an europäischen Gesichtern entzückt, statt derselben zeigt sich nur eine matte krankhafte Blässe. Merkwürdig ist die ausserordentliche Geschmeidigkeit, die dem andern Geschlecht in den warmen Ländern so eigenthümlich ist. Die Kinder, die im Lande gebohren werden, bleiben ganz den Sklavinnen überlassen: die ersten Töne, die sie hören, sind die Sprachen des Ostens und jener ausgeartete portugisische Dialect, der gleichsam die allgemeine Sprache, die Lingua Franca dieser ostindischen Länder ausmacht und auch auf Java ziemlich allgemein geredet wird: es giebt in Batavia auch noch eine portugisische Kirche und Gemeinde. Man empfand das Bedürfniß einer höhern Bildung nicht, nicht einmal einer christlichen Erziehung. Die Töchter wurden im 12ten und 13ten Jahrt mannbar und erhielten, wenn ihre Väter sich durch Einfluß oder Reichthum auszeichneten, Männer: aber diesen Ehen fehlte ganz der sinnliche Reiz einer gleichen Gesinnung, eines vereinigten Strebens nach einer guten und würdigen sittlichen Würdigkeit, ganz jenes zarte Band des Umgangs, das durch gleiche Bildung hervorgebracht wird. Die Ehen sind selten kinderreich und so früh als die Mäd-

chen reifen, so schnell verblühen sie: eine dreyßigjährige Frau gehört schon zu den Alten. In den Häusern kann man die Frauen durch die Kleidung von ihren Sklavinnen kaum unterscheiden, allein beim Ausgehn tragen sie einen Unterrock und ein flatterndes Kleid, Cabaja, das schwarze Haar wird hinten mit Oel bestrichen und mit Demanten, Nadeln, Kämmen und einigen wohlriechenden Blumen, besonders mit dem Nyctanthes Sambac, geschmückt, das unbeschreiblich anmuthig riecht und das ganze Haus mit seinem lieblichen, der Orangenblüthe gleichen Geruch erfüllt. Mit dem Kopfschmuck wird ein außerordentlicher Luxus getrieben: die Töchter des Generalgouverneurs Alting trugen bei einem Fest, das der englischen nach Sina bestimmten Gesandtschaft gegeben ward, für 20000 Rthlr. Demanten in ihren Haaren. Die Frauen kauen beständig Betel, und eine zu den Füßen der Gebieterin sitzende Sklavin reicht ihr denselben in einer goldnen oder silbernen Dose ununterbrochen dar: selbst in Gesellschaften überlassen sie sich dieser widerlichen Gewohnheit. Erst in den neuesten Zeiten hat auch die Mode auf Batavia schnellern Wechsel erlitten: seit der britischen Eroberung fingen die batavischen Schönen an, die Trachten der Engländerinnen anzunehmen, wie sie etwa vor einem Jahre an den Ufern der Themse an der Tagesordnung gewesen seyn mochten.

Der Holländer legt auf Java seine alte Sparsamkeit ab: er wird zum Verschwender:

sein Tag theilt sich, da die Geschäfte in kurzer Frist abgethan sind, zwischen Rauchen, Essen, Schlafen und Besuchen. Schon am frühen Morgen ist in vielen Häusern offne Tafel: zum Frühstück kommt man zusammen, man trinkt und schwatzt bis gegen die Mittagsmahlzeit, die um 1 Uhr anfängt: nach dem Mittagsessen geht Jeder zur Ruhe und eine Sklavin fächelt dem Schlummernden Kühlung zu. Um 6 Uhr steht man wieder auf, trinkt Thee, geht spazieren und dann in eine Abendgesellschaft. Hier wird die steife Staatstracht abgelegt: Herren und Frauen machen sich's in einem Nebenzimmer bequem und kehren leicht gekleidet zurück: erst bei'm Abschiede wird die Staatskleidung wieder angezogen.

Ueber die Vernachlässigung der höhern und geistigen Bildung unter den holländischen Colonisten ist bereits früher geklagt: aber noch trauriger war es, daß selbst die Religion ihnen wenig am Herzen lag: sie waren unbekümmert um die Ausbreitung derselben: selbst in ihrem Leben merkte man den Einfluß des Christenthums nicht, und höchstens beobachteten sie äußerlich die Gebräuche desselben. Eine Bibelgesellschaft ward am 4ten Junn 1814 von eifrigen englischen Sendlingen gegründet, um die heilige Schrift theils unter den Europäern, theils unter den einheimischen Völkern zunächst im holländischen Ostindien auszubreiten.

Die politischen Verhältnisse: neueste Geschichte: Verwaltung und Regierung.

Die Holländer hatten bei ihren Niederlassungen nur den Gesichtspunct, sich den Handel ausschließend vorzubehalten: um Eroberungen war es ihnen nicht zu thun, außer in so weit sie zur Behauptung ihres Monopols unumgänglich nothwendig waren: daher ließen sie unabhängige Fürsten bestehn, sobald sie nur dem Verkehr mit andern Völkern entsagten und sich verpflichteten, ihnen allein die Handelsgegenstände, die ihr Gebiet hervorbrachte, zu überlassen: daher suchten sie ihre unmittelbare Herrschaft längs den Küsten auszubreiten und grade, wie auf Seilan, die Eingebohrnen ganz auf das Innere einzuschränken und hauptsächlich die gegenseitige Eifersucht zwischen den Fürsten selbst zu unterhalten: allein das Verhältniß zu der Compagnie und ihren Beamten, die sich große Bedrückungen und allerlei Eingriffe erlaubten, war doch lästig und die Residenten, die an den einheimischen Höfen angestellt wurden, waren nur zu deutlich verdrießliche Aufseher, deren Entfernung gewünscht ward; daher hatte die Compagnie oft heftige Kriege zu führen, deren Darstellung außerhalb unsres Plans liegt: nur die neuesten Vorfälle und der gegenwärtige politische Zustand Java's dürfen nicht ganz übergangen werden. Die Bantamer ertrugen Abhängigkeit von den Holländern mit

großem Unwillen und je sichtbarer der Verfall der Compagnie ward, desto leichter schien es ihnen, die alte Unabhängigkeit herzustellen; alle Ueberläufer und Sklaven fanden im Gebiet von Jakinga, unweit von Batavia, eine sichre Zuflucht und machten das holländische Gebiet durch ihre Streifereien unsicher: ja einige holländische Gesandte und Soldaten wurden, als sie eben Abschied nahmen, unter den Augen des Königs überfallen und niedergemucht. General Daendels schickte, um diese That zu rächen ein Truppencorps ab: der König ward verwiesen und sein erster Minister, dem man die meiste Schuld gab, hingerichtet. Das Land ward am 22sten Nov. 1808 den Besitzungen Hollands einverleibt und dasselbe Schicksal hatten die sogenannten Landschaften der Lampongs auf Sumatra, die zu Bantam gehörten. Der östliche Theil des Königreichs ward unmittelbar mit dem Gebiet von Batavia vereinigt und der Ueberrest dem Kronprinzen Pangarang Ratu Aleddin gegeben, aber ganz in Abhängigkeit von einem holländischen Präfecten. Neue Unruhen, die im J. 1809 ausbrachen, wurden die Veranlassung zu noch größern Beschränkungen: der König ward nach Batavia gebracht und das Land in mehrere Gebiete vertheilt: aber es gab noch immer mannichfaltige Unruhen, denen erst die Engländer ein Ende machten: der letzte Sultan trat die Regierung gegen ein Jahrgeld ab und seitdem giebt es kein bantamisches Reich mehr.

Auch Tscheribon hatte seine eignen Sultane, die aber ganz in Abhängigkeit von den Holländern standen: General Daendels theilte das ganze Gebiet in zwei Präfecturen, wovon die eine die sogenannten Sultanslande mit dem Fürstenthum Gabong, die andere die sogenannten Preangerlande, d. h. die Regentschaften Limbangang, Sucapura und Galu begriff. Die drei Sultane wurden zu holländischen Beamten gemacht und dem Präfecten untergeordnet: nur der Titel, die äußern Ehrenbezeugungen und das Gefolge wurde ihnen auf ihre Lebenszeit gelassen. Sie behielten das Recht, gewisse Steuern von den Eingebohrnen zu erheben, mußten aber davon einen unverhältnißmäßig großen Theil der holländischen Regierung jährlich abgeben, wobei sie durchaus nicht bestehen konnten und in die äußerste Armuth geriethen: sie traten daher den Engländern die Verwaltung gegen gewisse Besitzungen und ein Jahrgeld ganz ab.

Das Reich Mataram stand bis an die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter einem Beherrscher, dem Susuhunan: allein Mangku Bumi, ein Bruder des damaligen Kaisers, empörte sich, und verstärkt durch einen andern Prinzen, der seine Tochter heirathete, trotzte er den Waffen seines rechtmäßigen Oberherrn und der Holländer: es ward endlich ein Friede geschlossen, dessen Grundlage eine Theilung war: so entstanden also die Herrschaften des Susuhunan und des Sultans von Schujokarta; offenbar

hatten die Holländer diese Wendung der Dinge begünstigt, weil durch die getheilte Macht die ihrige desto mehr gesichert ward: allein die einheimischen Fürsten waren doch immer geneigt, sich den schimpflichen Fesseln, deren Druck sie fühlten, zu entziehn. Der Kaiser von Solo Pakebuana der Vierte fügte sich den Forderungen, die General Daendels an ihn machte, sie betrafen zunächst die Abschaffung des erniedrigenden Ceremoniels, dem sich die holländischen Residenten bis dahin unterworfen hatten; sie mußten z. B. bei gewissen Feierlichkeiten mit entblößtem Haupt und ohne Sonnenschirm in einem großen Abstand drei tiefe Verbeugungen machen, auf einem Schenkteller den Wein, die Beteldose, ja selbst das Waschwasser anbieten. Allein der Sultan Amangkubnana, der die Holländer haßte und verachtete, der selbst der Hoffnung Raum gab, die Europäer von dem Eiland zu vertreiben; und es sich ganz zu unterwerfen, wieß die Anträge des Generalgouverneurs ab. Es kam hiezu, daß die Furcht vor der Dazwischenkunft der Holländer ihn abhielt, in der innern Verwaltung seines Staats und besonders wegen der Nachfolge solche Maaßregeln zu ergreifen, wie sie seinen Wünschen und Neigungen gemäß waren: er ward indessen zu Rüstungen, selbst zu Einfällen in das Gebiet des Susuhunan hingerissen: General Daendels hielt die Absetzung des Sultans für das einzige Mittel, die Ruhe zu erhalten, und es gelang, daß alle seine Vasallen ihm ab-

spenstig zu machen: er mußte den Thron seinem Kronprinzen Anum Amangkunnogoro abtreten; beide Höfe mußten überdies dem Tribut entsagen, den die Holländer unter dem Namen der Strandgelder für die ihnen überlaßne Küste bezahlten, und einen Landstrich mit einer Bevölkerung von 500000 Seelen abtreten: der abgesetzte Sultan ward auch gezwungen, den holländischen Truppen beinahe 200000 Piaster zur Belohnung auszuzahlen. Alle diese schimpflichen Bedingungen entflammten den Haß dieses Fürsten nur noch mehr: es gelang ihm die Eifersucht, die zwischen ihm und dem Kaiser und andern einheimischen Großen Statt fand, wenigstens auf eine Zeitlang auszulöschen; er brachte eine große Verbindung zu Stande, die keinen geringern Zweck hatte, als alle europäische Ansiedler auszurotten. Die Gefahr war äußerst drohend und erheischte die ganze Aufmerksamkeit der Engländer, nachdem sie sich kaum der Niederlassung bemächtigt hatten. Oberst Gillespin erhielt daher gleich, nachdem er von Sumatra zurückkam (Juny 1812), Befehl, von Samarang gegen Schujokarta aufzubrechen: der Sultan hatte eine bedeutende Macht versammelt und suchte den Engländern theils den Unterhalt zu erschweren, theils ihre Verbindungen abzuschneiden: allein sie erreichten die Hauptstadt des Sultans, der sich in seinen sehr befestigten, mit 17000 Mann und beinahe hundert Stücken Geschüz besezten Crattan zurückgezogen hatte und alle Anträge zu

einem Vergleich verwarf. Von dem holländischen Fort aus ward ein Feuer auf den Crattan eröffnet und von hier aus erwiedert: in Vorstädten und der ganzen Gegend waren mehr als hunderttausend bewaffnete Javaner, die alle den Ausgang erwarteten. Die Zahl der Engländer war höchst unbedeutend und der Sultan war seines Siegs bereits so gewiß, daß er sie auffoderte, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Nicht ohne große Schwierigkeiten bahnten sich endlich die zurückgebliebnen Abtheilungen des englischen Heers mitten durch unzählige Feinde ihren Weg: alles hing von einem kühnen Entschluß ab, denn wurden die Engländer geschlagen, so war es um die Colonie geschehn: überall herrschte eine dumpfe Gährung, überall schienen die Javaner nur das Zeichen zu erwarten, um gegen die Europäer aufzustehn, und in Surabaia waren wirklich bereits gefährliche Unruhen ausgebrochen, die alle Europäer mit Angst und Entsetzen erfüllten. Die Priester entflammten den Fanatismus durch die Erzählung wunderbarer Träume: nur die Eroberung des Crattans, die Gefangennehmung des Sultans, der die Seele der ganzen Verbindung war, konnte die Colonie von ihrem drohenden Untergang retten. Oberst Gillespin beschloß daher einen Sturm, der mit glücklichem Erfolg begleitet war, der Sultan selbst, da ihm durch die trefflichen Anstalten des obersten Befehlshabers jeder Ausweg abgeschnitten war, mußte sich ergeben, und so ward die ganze furchtbare

Ver-

Verbindung aufgelöst. Der Sultan ward nach der Prinz von Wales Insel verbannt und sein Sohn Hamang Kubuana der Dritte erhielt die Herrschaft: der Kaiser und die übrigen einheimischen Fürsten, durch diese Erfahrung belehrt und in Furcht gesetzt, eilten, sich den Bedingungen zu unterwerfen, die die brittische Regierung ihnen vorzuschreiben für gut fand: der Kaiser mußte unter andern die reiche und einträgliche Landschaft Cadu und die besten Tihlwaldungen abtreten; um das Gleichgewicht zwischen den einheimischen Fürsten noch mehr zu befestigen und sie noch mehr zu schwächen, ward aus den Ländern des Susuhunan und des Sultans noch ein dritter Theil ausgeschieden und dem Prinzen Runga de Suma, Bruder des Alt-Sultans, gegeben, der sich gleich bei'm Anfang der Feindseligkeiten den Engländern in die Arme geworfen hatte. Einzelne Anführer, die den Krieg noch fortzusetzen wagten, wurden bald zerstreut und gefangen: Friede und Ruhe kehrten zurück: der lange vorbereitete Entwurf der Eingebohrnen, die Fremden zu vertreiben, war gescheitert und die Macht derselben fester als je gegründet.

So groß der Einfluß der Holländer schon seit längerer Zeit auf die einheimischen Höfe war und wie sehr sie sich auch selbst in die innern Verhältnisse der Fürsten, z. B. die Wahl des Nachfolgers u. s. w. mischten, so erhielt sich doch die besondre Verfassung. Dem Susuhunan, ein Name, der soviel als der Erhabne

bedeutet, sind seine Unterthanen auf eine höchst sklavische Weise unterworfen; gefiel es ihm z. B. keinen Tabak zu rauchen oder sich irgend einer Speise, eines Getränks zu enthalten, so mußten auch alle seine Unterthanen sich diesem Genuß entsagen: ließ er sich wegen der Trauer die Haare abschneiden, so mußten es auch alle Javaner in seinem Gebiet bei Strafe, scalpirt oder mit einer Mütze aus glühendem Kupfer bedeckt zu werden. Die gelbe Farbe ist heilig und dem Susuhunan allein vorbehalten. Ihm pflegten außer 6 Zwergen etwa 50 Mädchen voranzugehn, die die Zeichen der königlichen Würde, einen goldnen Schild mit Sonne, Mond und Sternen in Brillanten, Waffen u. s. w., aber auch ein Rad, einen Galgen und andre Marterwerkzeuge aus Gold trugen. Die Abhängigkeit und der Druck sind wie immer in despotischen Staaten am stärksten in der Nähe des Hofs: und nur der Javaner, der fern von demselben in einem abgelegnen Thal sein genügsames Leben zubringt, genießt eines gewissen Grades von Freiheit und Glück. Der Susuhunan pflegte seinen Großen, um sie zu belohnen und ihnen seine Gnade zu erzeigen, ehrenvolle Beinahmen zu ertheilen, und in der Zusammensetzung derselben ist die javische Sprache unerschöpflich, z. B. Sindu Praja, Milch der Frommen, Tsiakra Juda, Kriegskundig, Bawa Reesa, Verstärker seines Herrn u. s. w. Ein ähnliches Ansehn genossen auch die andern einheimischen Fürsten, doch waren sie wegen

ihrer geringern Macht mehr von ihren Vasallen abhängig, die bei neuen Auflagen, Kriegserklärungen u. s. w. um Rath gefragt wurden. Der Wille der Fürsten ist einziges Gesetz, und es giebt weder bürgerliche noch religiöse Einrichtungen, die ihm eine Schranke setzen. Selbst alle Ehrenstellen sind von dem Herrscher abhängig, und sein Lächeln kann den geringsten Bauer zu den höchsten Stufen des Ansehns erheben. Er ist Erbe aller seiner Unterthanen und alles Land gehört ihm, und den Theil, den er heute einem Günstling giebt, kann er ihm morgen wieder entziehn. Jedermann nähert sich dem Fürsten in der niedrigsten Stellung, mehr kriechend als gehend. Die Stellung der Ehrerbietung ist in diesen Erdgegenden das Sitzen, nicht das Stehn: nie wagt ein Geringerer, in Gegenwart eines Vornehmen zu stehn. Die ganze Kleidung ist lumpig und ärmlich, um desto klarer den unermeßlichen Abstand zwischen dem Herrn und Knecht zu zeigen. Ueber die Einkünfte der javanischen Fürsten fehlt es an genauen Angaben: als Eigenthümer des Landes kam ihnen ein beträchtlicher Theil von dem Gesammtertrage desselben zu: überdies zahlten die Unterthanen ein Kopfgeld: ehemals waren auch die Zölle sehr einträglich, allein da die Holländer die einheimischen Herrscher von den Küsten und den Seehäfen ganz zurückdrängten, schmolzen sie sehr zusammen. Die Einkünfte des Königs von Bantam wurden in den letzten Jahren mit Ausschluß

der Lebensmittel, die ihm geliefert wurden, nur auf 36000 Piaster geschätzt.

Ueber die Nachfolge gab es keine bestimmten Gesetze: doch waren die Töchter ausgeschlossen: es hing von der Bestimmung des Vaters ab, welcher seiner Söhne ihm folgen sollte: nur war aber die Genehmigung der holländischen Regierung erforderlich: es entstanden indessen häufig Thronstreitigkeiten, weil die Väter bald eine frühere Bestimmung zu ändern, bald die Söhne selbst ihre Ansprüche geltend zu machen suchten. Den Ausschlag gaben in den meisten Fällen die Holländer: die Fürsten und Prinzen, die ihnen verdächtig waren oder sich nicht in ihre Verfügungen finden wollten, zu verbannen pflegten: in der letzten Zeit waren in Batavia über 30 Sultane und Prinzen, die die Engländer aus den verschiednen Niederlassungen, die sie nach und nach einnahmen, zurückgeschickt hatten.

In den holländischen Besitzungen ward eine ähnliche Verfassung beibehalten, die, so drükkend und verderblich sie auch im Ganzen war, doch mit dem Eigennutz der Beamten übereinstimmte. Die einheimischen Regenten waren durch ihre Contracten verpflichtet, eine bestimmte Masse von Erzeugnissen theils umsonst, theils für einen festgesetzten Preis jährlich zu liefern und bestimmte Dienste durch ihre Unterthanen zu leisten, auch im Fall eines Kriegs Truppen zu stellen. Diese Regenten hatten kein Recht auf die unterworfnen Districte, und es war

bloß herkömmlich, daß einer ihrer Söhne ihnen folgte, aber nur wenn er das gewöhnliche Geschenk von 10 bis 20000 Piastern an den Generalgouverneur bezahlen konnte: sonst ward ihm unter irgend einem Vorwand ein reicherer Mitbewerber unbedenklich vorgezogen. Alle diese Regenten sind mit wenigen Ausnahmen unwissend, unthätig und stolz; sie suchen nur so hohe Einkünfte, als irgend möglich aus ihrem Gebiet zu ziehn. Die ganze Verwaltung ist den Unterbeamten überlassen, den beiden Depatti's, dem Groß-Jaga u. s. w. die ebenfalls von der holländischen Regierung angestellt waren. Ihren Verwandten ertheilten die Regenten Dessa's oder Dörfer, von deren Ertrag sie lebten. Die Unterthanen wurden ungemein gedrückt: viele Regenten verpachteten auch, um Geld zu erhalten, ganze Dessa's an die Sinesen, die den möglichst höchsten Ertrag zu erpressen suchten: während die Regenten die Auflagen der übrigen Dörfer erhöhten, um den Ausfall zu decken: Verarmung, Unzufriedenheit und Auswanderungen waren die Folgen eines so abscheulichen Systems. Die Regenten hatten zwar bestimmte Contracte mit der Regierung geschlossen; sie bezahlte den Reis zu einem höchst niedrigen Preis, der nur in Fällen eines großen Mangels bisweilen erhöht ward: allein die Beamten wußten unter mancherlei Vorwänden noch außerdem Geschenke zu erhalten und selbst bei der Ablieferung der Producte fielen allerlei Unterschleife vor. Die Regenten machten einen

großen Aufwand und führten ein großes Gefolge: General Daendels schränkte das letztere ein, aber doch bestand das Haus eines solchen Großen auch seitdem noch aus 170 Köpfen: sie wurden für holländische Beamte erklärt. In den Hauptstädten eines jeden Districts waren Europäer als Residenten, die sämmtliche Abgaben empfingen und die höchste Behörde ausmachten; diese Stellen waren äußerst einträglich und trugen des Jahrs 20—30000 Rthlr. ein: sie erhielten von den javischen Regenten z. B. den Kaffee in Pikols von 200 bis 222 Pfund und lieferten nur 146 oder 160 Pfund an die Compagnie; das Uebergewicht nebst einer Summe von 2 Rthlr. für jedes Pikol machte den Gewinn der Residenten aus, die aber dafür manche Ausgaben, den Transport, die Bewirthung der Committirten und höhern Beamten, die ihren District bereisten, u. s. w. bestreiten mußten. Ueberdies erhielten sie von den Javanern mannichfaltige Geschenke: sie konnten auch so viele Eingebohrne als sie wollten in ihre Dienste nehmen, die allerlei häusliche Geschäfte verrichten, auf Reisen das Gepäck tragen und andre beschwerliche Geschäfte übernehmen mußten. Der Resident auf Madura z. B. hatte nicht weniger als 400 solcher freier Leute in seinen Diensten, und wenn der Gouverneur oder ein andrer vornehmer Beamte reiste, waren auf jeder Station oft über 3000 Javaner nöthig. General Daendels hob die Residentschaften auf und vertheilte das ganze holländische Gebiet in

Ober- und Unterpräfecturen, deren Anzahl jedoch auf Vorstellung der holländischen Behörden, denen diese französischen Benennungen mißfielen, in Landdrosteien und Drosteien geändert wurden. Die Engländer führten ein ganz neues und besseres System der Verwaltung ein, alle erzwungne Lieferung von Erzeugnissen und alle Lehndienste wurden abgeschaft: die Abgaben wurden ohne Dazwischenkunft der Regenten von Seiten der Regierung unmittelbar erhoben und die öffentlichen Ländereien für billige Summen in größern oder kleinern Gütern vorzugsweise an die alten Inhaber verpachtet. Sie sind von doppelter Art, entweder der Bewässerung unterworfen, Sawahländereien, oder nicht, Tagalländereien: und in Hinsicht der Abgaben zerfällt jede Art in drei Klassen; die Einwohner, die keinen Acker besitzen, zahlen entweder eine Grundsteuer für ihr Haus oder eine Kopfsteuer. Es sind zur Erhebung der Abgaben besondre Einnehmer angestellt, die das erhobne Geld an die Residenten abliefern. Uebrigens ist die alte Dorfverfassung beibehalten, weil sie dem Geist und der Bildung des Volks am angemessensten ist. Den Steuerpflichtigen ist es besonders wegen des großen Mangels an baarem Gelde, der auf der Insel Statt findet, überlassen, entweder in Reis und Paddy oder in Geld zu zahlen.

Der eigentliche Gründer der holländischen Macht in Indien ist Jan Petersen Koen (Kuhn), der im J. 1619 den Grund zu Batavia legte; ihm gelang es, die Engländer, die sich ebenfalls festzusetzen suchten und sich deswegen zum Verderben ihrer Nebenbuhler mit den einheimischen Fürsten verbanden, ganz zu verdrängen. Java gehörte der holländisch-ostindischen Compagnie, einer Gesellschaft von Kaufleuten, die keinen andern Zweck hatte, als Bereicherung: die ganze Einrichtung war höchst krämerhaft, keine höhere und verständige Ansicht war in der ganzen Verwaltung herrschend, sondern auf dem Grunde, der bei der ersten Einrichtung in einer Zeit, wo die politische Aufklärung sehr geringe Fortschritte gemacht hatte, gelegt war, erhielt sich das unförmliche Gebäude, bis es endlich in sich selbst zerfiel und zusammen stürzte. An der Spitze stand der Generalgouverneur, der völlig das Ansehn eines Königs besaß; selbst die Räthe von Indien mußten ihm schmeicheln: alle Personen in untergeordneten Verhältnissen erwiesen ihm eine sklavische Ehrerbietung, dann von seinem Willen und seiner Laune hing ihre irdische Wohlfahrt ab: selbst Holländern schien es unbegreiflich, wie freie Männer sich so tief erniedrigen konnten. Ihm und den hohen Beamten der Compagnie waren große Vorzüge zugestanden: sie allein durften sich in carmesinrothen Sammet kleiden; ihre Wagen waren mit besondern Zierathen versehen: eines der Stadtthore von

Batavia stand ihnen allein offen, und wer ihnen auf der Straße begegnete, mußte stehn bleiben oder seinen Wagen halten lassen, um ihnen seine Ehrerbietung zu beweisen. Ein ehrlicher Schiffer, der in der ersten Zeit der Niederlassung nach Batavia kam, ward von dem Glanz, der den Generalgouverneur umgab, so verblendet, daß er ihn Königliche Hoheit anredete. Schiffer, unterbrach ihn der hochedle Herr, der Titel kommt mir nicht zu, er ist zu hoch; hierauf sagte der Seemann Excellenz? auch das ist noch etwas zu viel, erwiederte der Generalgouverneur. „Nun denn Herr Bürgermeister!“ „Das trifft zu, fahrt fort, Schiffer.“ Durch die strenge Subordination entstand eine gewisse Zurückhaltung in den gesellschaftlichen Verhältnissen, der das Leben in Batavia sehr unangenehm machte: denn ein unbedachtsames Wort konnte leicht angebracht und verderblich werden. Es entstand ein Rangstolz, der unter den Abkömmlingen eines Freistaats sehr befremdend ist: jeder wachte mit der ängstlichsten Sorgfalt, nicht ein Haar breit von den ihm zukommenden Rechten und Ehrenbezeugungen zu vergeben, und die Frauen übertrafen in dieser Hinsicht noch ihre Männer; man hat Beispiele, daß, wenn zwei Frauen von gleichem Range sich begegneten, die Wagen Stunden lang gegen einander über hielten, weil keine zuerst ausweichen wollte.

Alle Beamten der Compagnie und selbst die Generalgouverneurs waren besonders in den

frühern Zeiten Menschen aus den Hefen des Volks, die sich beständig in den roheſten und niedrigſten Verhältniſſen des Lebens umhergetrieben hatten, die nur den gemeinſten Leidenſchaften fröhnten und denen jede edlere Wirkſamkeit als eine Thorheit erſchien: es ging ihnen jedes Gefühl für ihre Würde ab und ſie ſetzten ſie in einen dünkelvollen Hochmuth oder eine rohe Schwelgerei. Ehemals war die Noth, um brauchbare Schreiber oder Buchhalter zu finden, ſo groß, daß man 1636 ordentlich mit der Trommel ausrufen ließ, ob ſich nicht unter den Soldaten einige zu dieſem Geſchäft taugliche Leute finden möchten; es bot ſich der nachmalige Generalgouverneur van Diemen an, der auf dieſe Weiſe den erſten Schritt zu ſeiner Größe that. In ſpätern Zeiten war dies freilich anders, aber es entſtand nun ein furchtbarer Nepotismus, wodurch überall untaugliche und unbrauchbare Menſchen in die einträglichſten Aemter geſchoben wurden. Ein Hauptgrund des Verfalls der Compagnie lag in der ſchlechten Art der Bezahlung: die Zahl der Beamten war weit größer als nöthig war, und die Beſoldungen nur geringe: Unterſchleife, Betrügerei waren nothwendig, wenn ſie auskommen und, was doch ihre Abſicht war, Schätze erwerben wollten; ſie erſchienen gar nicht mehr in dem verächtlichen Licht, worin ſie immer betrachtet werden ſollten; ſo entſtand ein Syſtem der Unterdrückung, des Eigennutzes und der Erpreſſung, das in den höchſten Stellen anfing

und ſich bis auf die untern Zweige der Verwaltung erſtreckte, und ſchrecklich theils auf dem Handel, theils auf den Unterthanen laſtete. Die holländiſche oſtindiſche Compagnie, die aus einem höchſt einſeitigen und beſchränkten Syſtem hervorging, trug von Anfang an den Keim des Verderbens in ſich: ſie ward bald nur Einzelnen vortheilhaft: es gehört nicht zu dem Plan unſrer Darſtellung, die äußern und innern Urſachen zu entwickeln, die den Zuſtand dieſer Anſtalt immer mehr verſchlechterten und endlich in der großen Erſchütterung aller beſtehenden Verhältniſſe ihre Auflöſung zur Folge hatten (1796). In Indien blieben im Ganzen die alten Einrichtungen, obgleich öfters Unterſuchungen angeſtellt wurden, um ihnen eine beſſere Einrichtung zu geben: zum Theil war die Lage des Mutterlandes allen durchgreifenden Verbeſſerungen ſehr ungünſtig, doch ward man auf die Wichtigkeit Java's aufmerkſamer und Schriftſteller, wie namentlich Dirk van Hogendorp, deckten die Greuel der Verwaltung mit Freimüthigkeit auf. Im J. 1807 ward General Daendels mit einer ſehr ausgedehnten Vollmacht nach Batavia geſchickt, um die bisherige Regierung aufzulöſen und eine ganz neue Verwaltung einzuführen; man muß ihm den Ruhm zugeſtehn, daß er die Mißbräuche richtig erkannte und in ſeiner dreijährigen Verwaltung wurden viele Verbeſſerungen theils ausgeführt, theils angefangen: manches iſt in der bisherigen Darſtellung angedeutet und wenn

sich in seinen Maaßregeln oft die barbarische Strenge und Rücksichtlosigkeit zeigte, die er in der französischen Schule gelernt hatte, so muß man nicht vergessen, daß nur eine gänzliche Vernichtung alles Alten die tiefeingewurzelten Uebel heben und ein fester Wille allein die Schwierigkeiten besiegen konnte, worauf der Mann nothwendig rechnen mußte, der den herkulischen Kampf mit dem Eigennutz und Vorurtheilen aller Art zu bestehen wagte. Noch viel wohlthätiger war die Verwaltung der Engländer; denn wenn auch ihre Colonialpolitik nicht von allen Fehlern und Ungerechtigkeiten frei gesprochen werden kann, so haben sie sich bei der Behandlung und Benutzung der Niederlassungen zu edlern, freieren und großartigen Grundsätzen erhoben, die auch überall erfreuliche Folgen hervorbrachten. Mit Recht läßt sich erwarten, daß die jetzige holländische Regierung den wahren Gesichtspunct, aus dem sie die ostindischen Besitzungen betrachten muß, nicht aus dem Auge verliehren, die Rechte der ursprünglichen Einwohner ehren und heilig halten, der Betriebsamkeit keine Fesseln anlegen und die bewährten Verbesserungen, die von Daendels und den Engländern ausgegangen sind, beibehalten wird.

Die Finanzen waren in einem höchst traurigen Zustande: es ist merkwürdig, daß selbst das reiche Java nicht die Kosten der Verwaltung einbrachte: die Vortheile flossen einzelnen Beamten zu, die zum Theil ungeheure Reich-

thümer zusammenhäuften. Die Ostküste von Java erforderte einen jährlichen Zuschuß von 700000 Reichsthalern und brachte nichts ein als etwas Kaffee und Zucker, Pfeffer, Packmatten, etwas Oel, getrocknete Fische und andre unbedeutende Erzeugnisse, die unmittelbar verbraucht wurden. Die Bücher wurden, was bei einer kaufmännischen Verwaltung höchst auffallend ist, ohne alle Ordnung und Klarheit geführt; so daß die Rechnungsabschlüsse nicht nur ein, sondern um viele Jahre in Rückstand waren: es war unmöglich, was doch der letzte Zweck aller Buchhalterei seyn muß, die Lage der Dinge auf einen Blick zu übersehn. Die Einkünfte bestanden in den Abgaben der Regenten, der Kopfsteuer, den Zöllen, die an die Sinesen verpachtet waren, den Monopolen, dem Ertrag der Waldungen u. s. w. Unter den Monopolen waren die wichtigsten der Handel mit dem Zinn von Banka, das Salz, dessen Verkauf bis auf die Ankunft der Engländer den Sinesen verpachtet war, die Arrakbrennereien, die von der neuen Regierung ebenfalls frei gegeben wurden, und das Opium. Der Handel mit dieser letzten Waare war anfangs einer besondern Gesellschaft überlassen, die der Compagnie für jede Kiste 500 Rthlr. bezahlte, aber 800 bis 900 Rthlr. dafür wieder erhielt; sie ward vor etwa 20 Jahren aufgelöst, aber der Schleichhandel, wozu der große Gewinn reizte, wurde seitdem noch viel größer: die Beamten hatten ein zu großes Interesse dabei und daher

waren die strengsten Gesetze, selbst die Todesstrafe ohne Erfolg. Von den Einfuhrwaaren wurden im Ganzen 10, von den Ausfuhrwaaren 3 Procent erhoben. Die Einkünfte betrugen zur Zeit des General Daendels in den 3 Jahren von 1808—1810 beinahe 11 Millionen Thaler und nach seiner Versicherung geben sie einen bedeutenden Ueberschuß zur Disposition des Mutterlandes: eine Behauptung, woran man bei einer genauen Betrachtung über die Lage Java's gar nicht zweifeln kann, vorausgesetzt, daß die Verwaltung auf eine verständige Art geführt wird. Durch die verbesserten Einrichtungen der Engländer stiegen die Einkünfte aus den östlichen Provinzen mit Ausschluß von Batavia und dem dazu gehörigen Gebiet im J. 1814 allein auf 5,368,085 Rupien, also auf mehr als 3 Millionen Reichsthaler. Es entstand indessen ein Mangel an baarem Gelde, dem durch Papiergeld abgeholfen werden sollte: es ward von einer Bank ausgegeben, die sehr schlecht eingerichtet war und daher aufgehoben ward: das Papier courirte aber für Rechnung des Staats und war ein neues Mittel zur Bereicherung der höhern Beamten, die sich der Sineſen bedienten, um es mit großem Vortheil einzuwechseln: General Daendels nahm zwar einige Schritte, um ein festes Verhältniß herzustellen, allein das Papiergeld ward endlich so schlecht, daß man für einen Piaster 14 bis 15 Thaler Papier geben mußte: diesem Uebel konnten selbst die Engländer nicht gleich abhelfen,

obgleich die Freiheit des Handels und die Betriebsamkeit bei dem unermeßlichen Reichthum an geschätzten Erzeugnissen nothwendig edles Metall im Ueberfluß nach den Märkten Java's ziehen muß.

Die Justiz ward sehr schlecht verwaltet. Der Justizrath in Batavia, der die höchste Instanz für alle niederländische Besitzungen in Indien ausmachte, war ganz von dem Rath von Indien und dem Generalgouverneur abhängig, und es giebt viele Beispiele, daß die Regierung sich die allerwillkührlichsten Eingriffe in die Gerechtigkeitspflege erlaubte, den ganzen Justizrath absetzte und andre Personen, die ihr blind ergeben waren, ernannte: dazu kam die schlechte Besoldung, das geringe Ansehn, das die ersten Justizbeamten genossen, so daß es weit vortheilhafter war, Unterkaufmann als Justizrath zu seyn. Zu Samarang war ein Gericht unter dem Vorsitz des Gouverneurs aus einigen Compagniebeamten zusammengesetzt, das alle Rechtssachen zwischen den Europäern entschied: für die Javaner war ein besonderes Gericht, worin die Regenten saßen. Untergerichte gab es nicht: daher mußten die Zeugen oft hundert Meilen weit nach Batavia oder Samarang kommen: hier wurden sie häufig in Fesseln gelegt und es dauerte Jahre lang, ehe die Untersuchung angefangen ward. Der Reiche fand leicht Gelegenheit durchzukommen, aber der Arme büßte oft unschuldig wegen der sorglosen Verfahrungsart. Die Gefängnisse und

die Behandlung der Gefangnen waren gräßlich; die Strafen höchst grausam und barbarisch: die Holländer glaubten sie zu ihrer Sicherheit nöthig zu haben und in den ältern Reisebeschreibungen finden sich empörende Schilderungen. Dessenungeachtet herrschte die größte Unsicherheit, besonders in der Gegend von Batavia und selbst die Beamten begaben sich nicht ohne Furcht nach ihren Gärten und Landhäusern. Im ganzen holländischen Ostindien galt das sogenannte Placaetboek van Batavia, das van Diemen zuerst zusammengetragen, Matsuiker aber vervollständigt hatte. In Streitsachen der Javaner ward nach dem Koran und seinen Auslegern und den alten Gewohnheiten entschieden. Durch die Engländer hat das ganze Gerichtswesen eine sehr verbesserte Einrichtung erhalten. In jeder der drei Hauptstädte Batavia, Samarang und Surubaja ist ein Gerichtshof niedergesetzt, der aus einem Vorsitzer und drei Mitgliedern besteht. Im Lande bilden der Resident, dem die Oberpriester und andre einheimische Beamte zur Erklärung des Gesetzes behülflich sind, die erste Instanz. Criminalfälle werden von sogenannten wandelnden Richtern (judges of circuit) entschieden, die in jeder Residentschaft wenigstens einmal im Vierteljahr zu Gericht saßen: eine Geschwornenbank aus Javanern entscheidet über die Thatsachen. Die Folter und alle jenen grausamen Strafen, worüber die Menschheit sich empört, alle Verstümmelungen sind abgeschafft. Den Einwoh-

nern ist der Zugang zu den Gerichten ungemein erleichtert und diese englischen Einrichtungen zeichnen sich durch ihre Milde und Zweckmäßigkeit aus.

Nichts war trauriger als die Vertheidigungsanstalten, und es ist in der That unbegreiflich, wie eine so ganz elende Kriegsmacht als die holländische nur im Stande war, sich gegen die einheimischen Fürsten zu behaupten. Es ist sehr natürlich, daß einem freien Volke, das obenein sich hauptsächlich dem Handel ergeben hat, der militärische Schein, worin man eine lange Zeit das Wesen des Kriegerstandes zu setzen schien, nur lächerlich vorkommt und bei den frühern Einrichtungen in dieser Hinsicht fühlt man sich fast zu der Meinung versucht, daß die Edeln Herren sich über das Kriegswesen auf gut holländisch lustig zu machen suchten. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden der Generalgouverneur und die Räthe von Indien, wenn sie vor den Wachen vorbeifuhren, nicht mit dem Spiel begrüßt, sondern es ward mit einem ungeheuren hölzernen Hammer auf einen Klotz geschlagen. Die Soldaten liefen, wenn der Schlag ertönte, herbei um sich aufzustellen; dem letzten mußte aber die Schildwache mit einem langen Bambusrohr an die Füße schlagen, und zwar mit einem eignen Handgriff, der den Leuten eben so gut als alle andere Uebungen von dem Exerciermeister eingebläuet ward. Allein es ist einleuchtend, daß eine solche Verachtung des Krie-

gerſtandes nothwendig zu den traurigſten Folgen führen mußte: es war längſt kein Geheimniß, daß alle die oſtindiſchen Beſitzungen keinem kräftigen Angriff widerſtehen konnten und die ſchnelle Eroberung Java's durch die Engländer 1811 bewieß auch die Trüglichkeit der Hoffnung auf die Hülfe des verderblichen Clima's. Die Truppen beſtanden theils aus Europäern, die durch ſchändliche Künſte geworben wurden, und aus Eingebohrnen; beide Arten wurden gleich ſchlecht behandelt: in den Dienſten der Compagnie konnten die Befehlshaber nur bis zum Range eines Majors ſteigen und in allen Verhältniſſen ſtanden ſie hinter den bürgerlichen Beamten zurück. Beſonders vernachläſſigt war die Artillerie. Zur Zeit, als General Daendels nach Batavia kam, beſtand die ganze Kriegsmacht auf Java aus etwa 7000 Mann, wovon die Eingebohrnen den größten Theil ausmachten: die Europäer waren meiſt abgelebt und unbrauchbar und die einheimiſchen Truppen ganz ungeübt. Auf die Verbeſſerung des Kriegsweſens richtete der neue Generalgouverneur ſeine vornehmſte Aufmerkſamkeit und er brachte das Heer bald auf 20000 Mann; allein die Art, wie Java gegen die Engländer vertheidigt ward, zeigt, daß es den Befehlshabern an aller Einſicht fehlte, und daß ſie die mancherlei Vortheile, die ihnen die Lage anbot, nicht zu einem kräftigen Widerſtand zu benutzen wußten.

Aus dieser Darstellung wird sich die große Wichtigkeit Java's ergeben: ein Land, das einen solchen Ueberfluß der geschätzesten Producte besitzt und eines so erweiterten Anbaues fähig ist, verdient gewiß die sorgfältigste Aufmerksamkeit. Die Insel ist überdies gleichsam von der Natur zum Mittelpunct des Handels mit dem westlichen Indien, der indischen Inselwelt, den hinterländischen Reichen, Sina, Japan u. s. w. bestimmt: kaum waren die Engländer im Besitz der Insel, als sie sogleich den Verkehr mit Siam, von dem Beherrscher dieses Landes selbst aufgefordert, erneuerten und (Jun. 1813) einige Schiffe nach Japan schickten. Holland hat die Vortheile von einer so herrlichen Besitzung nur sehr unvollkommen benutzt: der Handel war ganz monopolistisch und alle Einrichtungen waren darauf berechnet, jede freie Concurrenz zu verhindern: die Holländer haben sich durch ihre Bestrebungen in dieser Hinsicht selbst oft den größten Schaden zugefügt; so verlohren sie z. B. den Handel mit Sina, der früher fast ganz über Batavia ging: die Sinesen brachten die Waaren ihres Landes nach Java: allein im J. 1717 wollte die batavische Regierung einen Preis für den Thee festsetzen, der um ein Drittheil geringer als sonst gewöhnlich war; der Kaiser ward hierüber so aufgebracht, daß er allen seinen Unterthanen verbot, nach Java zu gehn. Europäische Waaren fanden auf Java wenig Absatz, die Holländer hatten sich gar

nicht bemüht, sie bei den Eingebohrnen beliebt zu machen, weil sie ihnen ihre Erzeugnisse umsonst abliefern mußten. Die Einfuhren bestanden in allerlei europäischen Waaren, vornehmlich Wein, Bier, allerlei Lebensmittel zum Gebrauch der Europäer, in Kupfer, das in großer Menge gebraucht wird, in Gold, von den benachbarten Inseln, das nach D. van Hogendorps Berechnung jährlich 10000 Unzen betrug, in Edelsteinen, die besonders die reichgewordnen Beamten in Batavia aufkauften, um ihre Schätze desto unmerklicher nach Europa zu bringen, Piaster, Rupien und feinen Zeugen, die auf der Insel nicht verfertigt werden: Fabriken und Manufakturen gab es gar nicht, selbst diejenigen, die ganz für das Land geeignet waren, konnten bei den verkehrten Einrichtungen und Gesetzen nicht gedeihn. Die Zuckerfabrication war sehr beschränkt: die Arrakbrennereien waren ein Monopol der Sineſen und zwar auf Batavia beschränkt: es gab nicht eine einzige ordentliche Gärberei, ungeachtet des Ueberflusses an Häuten. Zucker, Kaffee, Reis, Pfeffer sind Gegenstände, die einen sehr lebhaften Handel nicht blos mit dem ganzen Osten, auch mit Europa unterhalten können. Dazu kommt noch eine Menge andrer Waaren, die jetzt nur noch unbedeutend sind, aber bei einiger Ermunterung bald in weit größerer Menge sich gewinnen lassen: Arrak, Kurkumei, Salpeter, Dingding

(s. oben), Agar Agar *), ein Seegewächs, woraus die Sineſen einen Gallert bereiten, Vogelneſter, Trepang, bei den Franzoſen Beche de Mer **), Salz, Genietries, eine kleine kegelförmige Frucht, die von den Braminen und den Hindus auf Schnüre gezogen um den Hals getragen werden, Taback, Cajer oder Thaue aus der äußern Rinde der Kokosnuß u. d. g.

Noch in den neueſten Zeiten ſind in Holland Schriftſteller aufgetreten, die den Werth Java's ſehr herabgeſetzt haben: nie, ſagen ſie, kann die Inſel dem Mutterlande einen Geldüberſchuß gewähren: die Handelsbalanz ſteht immer zu ihrem Nachtheil und ſie könne nicht ſo viele Erzeugniſſe hervorbringen, als die Paar Europäer und Sineſen gebrauchen, die eigentlich auf Koſten der Javaner lebten: aus dieſen Gründen ſuchen ſie das alte Syſtem der Verwaltung zu vertheidigen und ſcheuen ſich nicht, die Beibehaltung deſſelben zu empfehlen. Wahrlich die phyſiokratiſchen Ideen nehmen ſich vortrefflich aus bei dieſer Blutſaugerei, dieſem empörenden und ſyſtematiſchen Druck der armen Eingebohrnen: ja mit einer anſcheinenden Menſchenfreundlichkeit wird die Fortdauer der Sklaverei empfohlen, als ein nothwendiges

*) Agal-Agal: einige Schriftſteller ſcheinen es mit Trepang zu verwechſeln.

**) Nähere Nachrichten über dieſe Waare ſ. unten bei Celebes.

Mittel, um rohe Völker zu bilden oder, wie sich die holländische Sprache recht charakteristisch ausdrückt, zu beschaben *). Nur der Eigennutz kann solche Ansichten und Meinungen aufstellen: sie bedürfen nicht widerlegt zu werden, weil die Ungereimtheit zu klar in die Augen springt.

Soll der Handel wohlthätig für das menschliche Geschlecht seyn, so muß sich sein Strom ungehindert ergießen, wohin er sich seine Bahn wählt: durch ungehinderten Verkehr, durch Sicherheit des Eigenthums und persönliche Freiheit muß der Anbau auf alle Weise begünstigt, die Betriebsamkeit geweckt werden. Die holländische Politik muß sich ganz von den engen monopolistischen Grundsätzen losreißen, denen Krämer und Krämervölker anhangen: die Regierung sehe den Handel nicht als eine Quelle der Bereicherung, sondern als ein Beförderungsmittel höherer Bildung an und komme ihm in einem großen und edlen Sinn zu Hülfe: sie sorge für sichre Häfen, für eine schnelle und unparteiische Gerechtigkeitspflege, sie ergreife kräftige Maaßregeln, um die Schiffarth gegen die malayischen Seeräuber zu sichern, die die indischen Gewässer seit langer Zeit so unsicher machen.

*) M. s. Brief inhoudende eenige unpartydige aanmerkingen op eene Memoire onder den titel van: Staat der neederl. ooskind. Bezittingen, onder het bestuur van H. W. Daendels. In's Gravenhage 1815. 8.

Alles deutet in der jetzigen Lage der Welt darauf hin, daß der Handel einen größern und freiern Charakter annehmen werde: England hat große Vortheile über die andern Völker errungen, zum Theil durch die beschränkten und engherzigen Grundsätze seiner Handelspolitik; es muß ein natürliches Streben aller andrer Völker seyn, derselben entgegenzuarbeiten und soviel immer möglich den englischen Markt zu vermeiden; Nordamerika, Brasilien, die südamerikanischen Niederlassungen, die sich von Spanien losgerissen haben, laden die Völker Europa's ein, an ihren Küsten die Güter zu suchen, die der Engländer nur allein in seinen Magazinen aufspeichern will; auch Holland kann als ein wichtiger Mitbewerber auftreten, und gern werden sich der Norden und Deutschland nach seinen Märkten wenden, sobald es sich vor allen den unglücklichen und kleinlichen Hindernissen des Verkehrs, den monopolistischen Versuchen irgend einem Volke den Activhandel zu wehren, allen Aus- und Einfuhrverboten und wie die Erfindungen einer krämerhaften Staatswirthschaft weiter heißen, in Acht nimmt: alsdann werden Java und die übrigen ostindischen Besitzungen, die dem neuen holländischen Reich aus den Trümmern seiner alten Herrlichkeit geblieben sind, von der äußersten Wichtigkeit seyn: sie werden nicht länger bloße Handelscolonien bleiben, sondern Pflanzungen werden und die Holländer dürfen bei einer milden und verständigen Verwaltung nicht die

Losreißung fürchten, weil ihnen die insularische Beschaffenheit und der verhältnißmäßig geringe Umfang ihrer Besitzungen die Behauptung derselben sehr erleichtert.

Borneo.

Nördlich von Java mitten zwischen Sumatra und Celebes liegt Borneo, nach der Benennung der Europäer, mit Ausschluß von Neuholland das größte Eiland auf der Erde; es erstreckt sich zwischen dem 7° d. n. Br. und dem 5° s. Br. und umfaßt von W. nach O. etwa 8 Breitengrade, den Flächeninhalt schätzt man auf mehr als 14000 geviertе Meilen. Nur die Küsten sind einigermaßen bekannt und europäische Reisende sind nur wenige Meilen weit auf den Flüssen in's Innere gedrungen. Die Küstenbewohner suchten absichtlich die Europäer von aller nähern Bekanntschaft mit dem innern Lande abzuhalten: und schon Beekman, der als Capitain eines der englischen ostindischen Compagnie gehörigen Schiffs im J. 1713 die südliche Küste besuchte, macht die Bemerkung, daß die vielen fürchterlichen Erzählungen von der Grausamkeit und Wildheit der Bewohner im Innern wohl nur erfunden sind, um den Muth kühner Reisenden niederzuschlagen und sie von nähern Nachforschungen abzuhalten. Der Strand ist durchgängig sumpfig; er er-

streckt sich 12 bis 15 Meilen, ja noch wohl weiter in's Innere: dann erhebt sich das Land zu einem Gebirge, dessen nähere Beschaffenheit, Richtung u. s. w. gänzlich unbekannt ist: es wird das Krystallgebirge genannt wegen der Menge Krystall, die dort gefunden wird: an der Nordwestseite streicht es zuweilen nahe an die Küste, und mehre Meilen in der See kann man einen der größten Wasserfälle von der Welt sehen, der sich hier in's Meer stürzt. Am Fuß dieses Gebirges, wie es scheint, im nördlichen Theil der Insel, ist ein großer See, den das Auge nicht übersehen kann. Kienieh Halluh, aus welchem die meisten Ströme entspringen sollen, die die Insel nach allen Richtungen durchschneiden: bei den südlichen Flüssen erkennt man an ihrer Größe, ihrem schnellen Lauf, ihrer Wassermasse den langen Weg, den sie zurückgelegt haben, und da sie zuletzt durch die sumpfigten Küstengegenden fließen und denselben zu natürlichen Ableitern dienen, erhält ihr Wasservorrath einen neuen, bedeutenden Zuwachs. Das Clima ist durch die Lage bedingt: doch wird die Hitze von den See- und Landwinden abgekühlt. Die Küsten müssen wegen der Dünste aus den Sümpfen für jeden, der nicht daran gewöhnt ist, sehr verderblich seyn. In den Nächten fällt ein sehr starker, kalter Thau, gegen den die Einwohner sich durch ihre großen aus Blättern geflochtnen Hüte zu schützen wissen. Ueberhaupt ist der Uebergang von der Hitze zur Kälte sehr schnell.

Einzelne Küstenstrecken machen hievon jedoch eine merkwürdige Ausnahme. So soll in der Gegend des Flusses Pontiana das Thermometer sich immer zwischen 82 und 94 Grad Fahrenheit halten *) und Forrest **) vergleicht das Clima in Hinsicht auf die gemäßigte und allezeit gleiche Wärme mit dem von Zeilan.

Die nördliche und nordwestliche Küste ist bei Gelegenheit der englischen Niederlassung auf Talambangan näher bekannt geworden: doch wird es hier hinreichen, die Hauptpuncte zu bemerken, die des Handels wegen besucht werden und deswegen ein allgemeineres Interesse haben. An der nordwestlichen Küste liegt die Stadt Borneo, von der die Europäer das ganze Eiland benannt haben: sie erstreckt sich zu beiden Seiten eines Stroms, der sich in die Bai von Borneo ergießt: die Beschaffenheit des Bodens nöthigt die Einwohner in den meisten Küstenstädten zu einer ganz sonderbaren Bauart: die Wohnungen ruhen auf Pfosten und man steigt auf Treppen und Leitern hinein. Am linken Ufer ist das Land hinter den Häusern sumpfig, abschüssig und durchaus unzugänglich; auf dem rechten hingegen ziehn sie sich etwa eine Achtelmeile weit hinein und zwar neben Canälen: wahrscheinlich bildete der Fluß vor der Gründung der Stadt ein seichtes Bek-

*) Wurmb Merkw. a. O. S. 168.

**) Voy. to New Guinea p. 367.

ken: neben dem Hauptſtrom, deſſen ſüßiges Waſſer 6 Faden tief iſt, laufen parallel und perpendicular mehre Nebencanäle: Borneo hat in ſeiner Lage einige Aehnlichkeit mit Venedig: Alle Verbindung geſchieht in Booten: es giebt gar kein feſtes Land, nicht einmal einen Marktplatz, ſondern mitten im Strom ſammelt ſich eine Flotte von gröſsern und kleinern Fahrzeugen, die entweder an den Treppen der Häuſer oder den Pfoſten anlegen, und in denen Lebensmittel und Waaren aller Art, meiſtens von Weibern, die unter dem Schatten ihrer groſsen Hüte aus Bambus den ganzen Leib zuſammenziehn und ſich ſo gegen die Glut der Sonne zu ſichern wiſſen, zu Kauf gebracht werden. Einige Häuſer ſind zwei Stockwerke hoch und haben aufgeworfne Erhöhungen an der Vorderſeite. Der Fluſs wimmelt von Alligators, die unter den Wohnungen hauſen und ſich von allem Abfall nähren, der durch den gegitterten Boden hinausgeworfen wird: bei Tage laſſen ſie ſich eben nicht ſehen, aber des Nachts kommen ſie hervor und es iſt dann gefährlich, aus dem Boot zu fallen: die Gleichgültigkeit, womit die Einwohner in ihren kleinen Kähnen zwiſchen dieſen Ungeheuern umherſchiffen, iſt bewundernswürdig. Es giebt hier viele Sineſen, die Pfeffergärten haben und auf den Bau dieſer Pflanze groſse Sorgfalt verwenden: ſie ziehn ſie an eignen Stöcken wie Reben, und der Pfeffer giebt hier weit reichere Früchte als anderswo.

An der nordwestlichen Küste, besonders in der Bai von Borneo und zu Sambas an der Westseite hielten sich viele Seeräuber auf, die auf Kauffahrdeischiffe lauerten, sie überfielen, die Ladungen plünderten und die Mannschaft oft auf eine grausame Weise niedermachten. Um den Sultan Anam wegen der Wegnahme eines portugisischen Schiffs zu züchtigen, versuchten die Engländer im Oct. 1812 einen Angriff auf Sambas, das etwa 10 Meilen landeinwärts an dem Strom dieses Namens liegt, der aber mißlang; glücklicher war die Unternehmung im Jul. 1813: sie nahmen nach einem hartnäckigen Widerstand die Stadt und der Sultan begab sich in's Innere. Fast grade unter der Linie ergießt sich in vielen Mündungen der Fluß Pontiana: ein Arm desselben, Sassango, theilt sich südlich und fällt in eine große Bai: auch hier hatten die Holländer eine Factorei; etwa 17 Meilen landeinwärts liegt Landak, wo die holländische ostindische Compagnie einen Residenten hielt. Ein holländischer Kaufmann Paym reiste im Julius 1778 nach diesem Ort und hat einige nähere Nachrichten darüber mitgetheilt. Die Ufer des Stroms sind auf beiden Seiten mit Holz bewachsen und nur selten sieht man eine Hütte der Biadschos. Einige Tagreisen aufwärts machen Felsen und Wasserfälle den Strom ganz unfahrbar. Die Wohnung des Oberhauptes von Landak lag auf einem 118 Stufen hohen Berge, überall von Armen des Stroms umge-

ben: oben ſtanden mehre Kanonen und den Holländern war es unbegreiflich, auf welche Art man dieſelben hinaufgebracht haben mochte. In der Nähe ſind Goldminen. An der Bai, worin ſich der Saſſango ergießt, liegt auch noch Succadana, ebenfalls an einem Fluß, der einige 30 Meilen weit ſchiffbar iſt.

Die Hauptniederlaſſung der Holländer war zu Banjermaſſin an der Südſeite, an einem großen Strom, der bei der Mündung doppelt ſo breit als die Themſe bei Graveſand und für Fahrzeuge von 12—15 Fuß Tiefe ſchiffbar iſt. Die Häuſer, die aus Bambus errichtet und ſo groß ſind, daß in einem einzigen oft mehre Familien leben, ſind theils auf Pfählen wie in Borneo aufgeführt, theils auf Flöſſen im Fluß ſelbſt: es ereignet ſich häufig, daß ſie losgeriſſen werden und mit der Fluth forttreiben; man hat Beiſpiele, daß ſolche Häuſer in der Nacht, während die Bewohner ſchliefen, mit dem Strom allmählig in die See geſchwommen ſind. Dieſe Bauart iſt auch zu Palembang auf Sumatra üblich, das in einer ähnlichen Sumpfgegend an einem Strom liegt; ſolche Häuſer werden oft im Innern des Landes gebaut, wo die Materialien wohlfeil ſind, und alsdann den Strom hinabgebracht: bisweilen ſind dieſe bewohnten Flöße ſo groß, daß außer bequemen Wohnhäuſern und Wirthſchaftsgebäuden angenehme Gärten mit Bäumen und mancherlei Pflanzen darauf befindlich ſind. (Thorne.)

Die holländiſche Factorei war eigentlich zu Tatas und beſtand in einem viereckigten mit Palliſaden umgebnen Fort. Sie ward aber, weil ſie keinen Gewinn gab, 1809 aufgehoben. An der Oſtſeite iſt an der Straße von Makaſſar noch Paſſir als ein Ort zu bemerken, der bisweilen von Europäern beſucht wird: hauptſächlich treiben die Buggieſen oder Buggineſen von Celebes hier Handlung, die auch faſt die ganze Bevölkerung ausmachen und eine eigne Colonie gegründet haben: ſie waren hier ſo mächtig, daß ſie im J. 1772 ſogar den dortigen malayiſchen Sultan vertrieben. Unter den vielen Eilanden, die neben Borneo liegen und wenig bekannt ſind, mag im Norden Balambangan erwähnt werden, gleichſam eins der äußerſten Glieder in der Inſelkette, die nordöſtlich bis zu den Philippinen fortläuft: ſie iſt 3¼ Meile lang, mit Holz und friſchem Waſſer reichlich verſehn; die Engländer legten daſelbſt 1771 eine Niederlaſſung an, aber das Clima war ſo ungünſtig, daß die Meiſten ſtarben; die Uebrigen wurden 1775 von den Eingebohrnen vertrieben. Die Handelsplätze auf Borneo heißen auf Java im gemeinen Leben der Ueberwall (Overwall) und die Einwohner, die nach Batavia des Handels wegen kommen, werden die Ueberwallſchen (Overwallers) genannt.

Die Producte Borneo's ſind ſehr mannichfaltig und ganz geeignet, einen ausgebreiteten Verkehr herzurufen, der den Europäern jedoch nicht gelungen iſt. Den Haupthandel treiben

die Sineſen, die ſich auch an vielen Stellen der Küſte niedergelaſſen haben: ſie ſind ſehr thätig und betriebſam und bringen alle Waaren ihres Vaterlandes nach den Märkten Borneo's, doch ſuchen die Küſtenbewohner auch ſie von allem unmittelbaren Verkehr mit dem Innern auszuſchließen: die Inſel iſt an allerlei Erzeugniſſen reich, die grade in Sina ſehr geſucht werden; ſie bringt die feinen Gewürze hervor, aber der Pfeffer, wovon es mehre Arten giebt, war immer die vornehmſte Handelswaare, man hält ihn für ſchlechter als den javaniſchen: der weiße Pfeffer ſoll nach einer fabelhaften Erzählung der Eingebohrnen auf eine ſonderbare Art entſtehn: ein gewiſſer Vogel Balari nährt ſich von Pfefferkörnern, kann aber nur die Hülſe verdauen, den Kern giebt er wieder von ſich und er wird von armen Leuten aus dem Unrath aufgeſammelt. Man findet wilden Zimmt, Nüſſe, Nägelein, freilich nicht in Menge, vermuthlich weil ſie nicht angebaut werden, mehre Harze, wie Dammer, Gummi, Copal, Drachenblut, ſpaniſche Röhre oder Rottinge, Sago, Reis, Kokosnüſſe, Baumwolle und andre Erzeugniſſe, die unter dieſem Himmel gedeihn. Der Kampher iſt hier noch beſſer als auf Sumatra: er wächſt vorzüglich im Gebiet von Paitan an der Nordoſtſeite: er iſt von verſchiedner Güte und kommt in Stücken von der Dicke eines Daums und ganz weißer Farbe bis zu einem bräunlichen Pulver vor: auch gewinnt man aus dem Baum ein Oel von hochgeher

Farbe. Es giebt unermeßliche Waldungen voll hoher Bäume, die sich bis dicht an die Küste erstrecken: die Sineſen bauen auch auf Borneo Junken, die sie hernach mit großem Gewinn in ihrem Vaterlande verkaufen; in den Forſten wachſen Eben- und Adlerholz, und mehre andre geſchätzte und geſuchte Arten. Die Einwohner verfertigen auch verſchiedne Fabrikate aus vegetabiliſchen Stoffen, Doſen aus Rotting und Blättern, Matten aus Buhri (vielleicht Cyperus ſtuppeus) u. ſ. w. Eßbare Vögelneſter, Bezoar, der vorzüglich geſchätzt wird, Schildkrötenſchale, Wachs, Trepang und Perlen ſind die geſuchteſten Erzeugniſſe des Thierreichs: auch Perlen werden beſonders an der Nordküſte gefunden: es giebt dreierlei Muſcheln, die Perlen enthalten: am reichſten ſind die Kapies: faſt jede Muſchel enthält eine oder mehre von klarem Waſſer, eine nähere Nachricht werden wir in der Folge bei den Suluhinſeln ertheilen. Allein viel wichtiger ſollen die unterirdiſchen Schätze ſeyn: die Inſel iſt überhaupt an Mineralien reich: man findet Quäherſteine (an der Nordſeite), Eiſen und Zinn bei Succadana, doch in keiner ſolchen Menge, daß ſie die Bearbeitung lohnte, Kryſtall, Mas Urong oder Stahlſtein, ein Metall, woraus Knöpfe geſchliffen werden, und endlich Gold und Diamanten. Nicht nur die meiſten Flüſſe führen Gold, ſondern es wird auch aus Gruben gewonnen. Es findet ſich bisweilen in groſſen Klumpen von 10 bis 20 Pfunden, aber die

Ein-

Eingebohrnen scheuen sich, die gröſsern Massen zu sammeln, weil sie diese eben für die Aeltern des Staubgoldes und der kleinen Stücke halten, und fürchten, nichts weiter zu finden, wenn sie sie fortnähmen. Der Gehalt des Goldes ist sehr verschieden und die Eingebohrnen selbst bringen es in drei Arten, die Kopf, Fuß und Bauch genannt werden: ein Ausdruck, um die verschiedne Güte einer Sache zu bezeichnen, der in diesen Gegenden sehr allgemein zu seyn scheint *). Im Allgemeinen ist es schlecht und hält gewöhnlich nur 18 bis 19 Karat. Zu Banjermassin zeigt sich das Gold in einer Tiefe von 3 Klaftern: man gräbt bis man zu einer Kruste kommt, die einem verfaulten Baum gleicht, und durch die ganze Mine läuft: unter derselben liegt das Erz in einer rothen Erde, die durch Wasser abgeschlemmt wird. Diamanten werden bei Ambauwang, im Gebiet von Banjermassin, zu Landak und Pontiana in Menge gefunden. Es ist viele Aufmerksamkeit nöthig, um eine Stelle zu treffen, wo man graben muß: nach der herrschenden Volksmeinung sehn gewisse Bergbewohner zu bestimmten Tageszeiten den Strahl der Diamanten aus der Erde hervorschimmern; sie zeigen diese Plätze an, und es wird ein Loch gegraben, von einer Ruthe im Umfang: die Minen werden lothrecht angelegt und sind bisweilen zehn Faden tief, doch stürzen sie oft ein. Auch an den Ufern

*) S. oben S. 76.

der Flüsse werden Diamanten gesammelt, aber es ist immer ein sehr mißliches und ungewisses Geschäft. Die ausgegrabne Erde wird geschichtet: finden die Arbeiter Steine, so müssen sie dieselben den königlichen Empfängern gegen einen bestimmten Preis abliefern: die Steine über 5 Karat sind ohne Ausnahme das Eigenthum des Königs: indessen pflegen die Finder sie bisweilen niederzuschlucken und so zu verbergen: es giebt Steine von 30 bis 40 Karat, die aber nicht in den Handel kommen, sondern bei den vornehmsten Geschlechtern aufbewahrt, auf ihre Nachkommen vererbt oder auch wohl den Töchtern zur Aussteuer gegeben werden: so ist z. B. das Geschlecht der Fürsten von Succadana seit 8 Generationen im Besitz eines sehr großen Diamanten *). Die verkäuflichen sind gemeiniglich nur 5 bis 6 Karat schwer: im Orient werden indessen die Rosen- und Tafelsteine fast eben so hoch als Brillanten geschätzt. In den Gold- und Demantgruben arbeiten hauptsächlich Sinesen, die mit den Fürsten, denen die Minen gehören, einen Vertrag schliesen: die Eingebohrnen sind zu faul, um sich dieser beschwerlichen Arbeit zu widmen.

*) Vielleicht desselben, dessen Gewicht im 7ten Bande der bataviaschen Verhandlungen auf 367 Karat angegeben wird. Der berühmte Regent des französischen Kronschatzes wiegt nur 137 Karat.

Sehr dürftig ist unsre Kenntniß von den Pflanzen und Thieren dieser großen Insel und was sie nicht etwa mit den besuchteren Gegenden ihrer Nachbarinseln gemein hat, harrt noch fast Alles, wo nicht seines Entdeckers, doch seines Beschreibers. So geben uns die Reisenden *), welche von ihren Besuchen an Borneo's Küsten öffentlich erzählt haben, nur Namen und ganz alltägliche Bemerkungen; noch hat kein namhafter Naturforscher diesen Boden betreten.

Die Waldungen scheinen vorzüglich reich an Bäumen aus der Gattung des Lorbeers zu seyn. Alle werden sie als ausnehmend hochstämmig, schön belaubt und frei von Unterholz beschrieben, das Holz selbst in hohem Grade derb und mehr oder weniger wohlriechend. Der Campherbaum ist unter ihnen wohl bei Weitem der wichtigste, wegen der hohen Vortrefflichkeit

*) Es sind: 1) Beekman (Voyage to Borneo 1718)
2) Dalrymple (Plan for an establishment at Balambangan 1769).
3) Forrest (Voyage to New Guinea from Balambangan 1779).
Die beiden ersten hat J. R. Forster zu einer Schilderung von Borneo im 4ten Bande der Beiträge zur Länder- und Völkerkunde benutzt. — Manches liefern auch Wurmb und die batavischen Verhandlungen.

des aus ihm gewonnenen flüchtigen Stoffes, der nach Wurmb nicht weniger als sechzigmal theurer bezahlt wird, als der japanische Campher. Nahe an fünftehalbtausend Pfund werden jährlich davon ausgeführt. Es giebt mehrere Arten von Laurus in Bornes, die den Campher liefern, sie sind vom gemeinen Campherbaum alle verschieden. Andre Arten sind der gewürzreiche Kulit-Lawang (Laurus Malabathrum), der Karuang, der das sogenannte Holzöl liefert und der Tindalu (mit Laurus indica verwandt), dessen Holz dem Mahagoni nahe kommt. Der Baum, der hier unter dem Namen Kalpatit wegen seiner Größe und wegen des vorzüglich brauchbaren Holzes so sehr gerühmt wird, ist gewiß wieder der Kajatil von Java (Tectona grandis). Denn eine besondre Härte scheint hier dem Holz überhaupt eigen zu seyn, davon zeugt die Menge von Ebenholz, die hier gewonnen wird, ferner das eisenharte Naga-Holz (Mesua ferrea), dessen Früchte überdies noch heilkräftigen Nutzen haben, die an ätherischen Stoffen so reichen Bintangor-Bäume (Calophyllum Inophyllum), deren Holz wegen seiner Härte kaum zu verarbeiten ist und viele andre. Besonders ist daher das hiesige Holz zum Schiffbau geschickt und indessen das Knieholz hauptsächlich vom Donkahn (vielleicht einer Art Ruscus) genommen wird, liefert der Agu die trefflichsten Masten, welche in fremden Schiffen häufig statt der mitgebrachten eingesetzt und in der

Heimath theuer verkauft werden. Dieser Agu ist ein Nadelholz, den Fichten nahe verwandt und um so mehr die Schwere seines Holzes zu bewundern. Ein andrer Baum dieser Gattung (Pinus Dammara) bringt das balsamische Harz, das unter dem Namen Dammer einen der ersten hiesigen Handelsartikel ausmacht.

Die gewürzreichen Pflanzen, deren bei Java gedacht ist, sind meist auch in dieser Insel einheimisch, wenn gleich ihre Cultur sehr vernachlässigt zu seyn scheint. Außerdem ist noch von wildwachsendem Zimmt, als einem Producte Borneo's und der benachbarten Inseln bei einigen Schriftstellern die Rede, wie auch von Gummi-Copal, das hier Tendschu heißt. Die von Kämpfer als ein so bewährtes Mittel gerühmte Schlangenwurzel (Ophiorrhiza Mungos) gilt auch hier unter dem Namen Sipitalla für ein vorzügliches Gegengift und ist besonders auf Balambangan in Menge zu haben. Auf eben dieser Insel findet sich auch eine Art von der merkwürdigen Gattung des Kannenkrautes (Nepenthes), das an den Spitzen seiner Blätter eine kellenförmige Vertiefung trägt, in welcher man immer etwas völlig reines Wasser angesammelt findet. Außerdem giebt es noch Schilfgewächse mit hohlen Schossen, die mit etwas schleimigem aber wohlschmeckendem und gesundem Wasser angefüllt sind und in Gegenden, wo sich kein fließendes Wasser vorfindet, dem Reisenden ein rechtes Labsal seyn mögen. Sonst fehlt es aber an diesem

ersten Lebensbedürfniß allerdings nicht und wenn es auch meistens etwas braungefärbt aussieht, so beweiset doch die Menge von Fischen, die überall darin angetroffen wird, daß es keine fremdartigen Theile enthalte.

Auch hier ist der Misbrauch der heißen Gewürze in Form von Käumitteln sehr im Schwange. Vielleicht ist ihm die in einigen Gegenden epidemische Hautkrankheit zuzuschreiben, bei welcher die Haut schuppig erscheint und sich wie Kleie leicht ablöst. Wenigstens vermuthet dies Forster, der bey den Südsee-Insulanern eine ähnliche Krankheit auf den übermäßigen Genuß eines aus einer gewissen Pfefferwurzel bereiteten Trankes entstehn sah.

An nährenden Pflanzen ist der größte Ueberfluß. Vor Allem ist hier der Sago erstes Nahrungsmittel, denn Reis baut man meistens nur als Handelswaare zur Ausfuhr und zieht das Sagomehl vor, das frisch bereitet und verbacken auch sehr wohlschmeckend ist, aber wenn es nicht zeitig in der uns bekannten Form granulirt wird, sehr schnell in saure Gährung geräth. Unter den übrigen Palmen ist der Annibon oder die Kohl-Palme (Areca oleracea) hier eine der häufigsten. Bekanntlich ist es der jüngste Schoß im Gipfel des Baums, den man als Gemüse gekocht, oder roh als Sallat ißt. Die Blätter der Nipa-Palme (Pandanus utilis) werden durchgängig zum Decken der Häuser gebraucht.

Außer den durch ganz Ostindien verbreiteten schmackhaften Früchten nennt uns Forrest noch die Früchte Madang und Balong, so wie Dalrymple die Tibarak als besonders vortrefflich und dieser Gegend eigenthümlich. Die sehr bekannten Bananen oder Pisang-Pflanzen haben hier noch eine andre Benutzung; man verfertigt nehmlich aus den Fasern des Stammes ein leichtes Gewebe zu Kleidungsstücken, das Tindak genannt und sehr gesucht wird, obgleich es zu schmal ist, um einen Ausfuhrartikel abgeben zu können. Schwerlich möchte aber die Pflanze wirklich die Musa paradisiaca seyn, wofür die Schriftsteller sie halten.

Auch werden die Waffen mit Pflanzensäften vergiftet. Das heftigste Gift kommt von der Pflanze Ipuh, deren Name mit Upas *) zu nahe verwandt ist, als daß man sie nicht mit dem javanischen Giftbaum verwandt oder wohl gar beide für einerlei halten sollte.

Suchen wir nun das, was die Reisenden in zerstreuten Bruchstücken von den Thieren Borneo's erzählen, zu einer allgemeinen Vorstellung zu sammeln, so giebt folgendes etwa die Hauptzüge dieses Bildes. Jene hochstäm-

*) Diese und ähnliche Worte bezeichnen indessen überhaupt giftig, und werden auch den Namen der Schlangen, Scorpione, Spinnen u. s. w. angehängt.

nigen Waldungen sind erfüllt mit Affen von mancherlei Art und Größe, die durch ihre Behendigkeit sich den Nachstellungen der Tiger und andrer Raubthiere entziehn und auf den Aesten der Bäume mit schöngefärbten Papagaien, Tauben und Finken beisammenwohnen. Große Schaaren des sogenannten fliegenden Hundes (der größten aller Fledermäuse) hängen in den Zweigen und durchflattern in der Dämmerung den Wald nach eben so riesenhaften Motten und Käfern. Auf dem Boden bewegen sich Eidechsen und Schlangen, beide oft von den lebhaftesten Farben und der regelmäßigsten Zeichnung; in den Flüssen und Bächen wimmelt es von Krokodilen. Im Freien trifft man auf große Heerden wilden oder verwilderten Rindviehes, von welchem die Eingebohrnen zwei Arten unterscheiden, nehmlich Liffang und Tambadau; die letztere übertrifft unsre Ochsen an Größe und ist sehr wild, aber eben wie jene trifft man sie von allen Farben, daher man sie wohl nicht für eine ursprünglich wilde Race halten darf. In Heerden von 30—100 Stück, deren oft 20 dicht neben einander weiden, bedecken sie die ebnen Marschgegenden nach der Küste hin; zu ihren Trinkplätzen führen gebahnte Wege, wie Fußsteige, auf welchen man ihrer in Menge fangen und erlegen könnte, wenn es Gewinn brächte. Vielleicht wäre auch hier, wie in Südamerika, wenigstens aus den Häuten dieser Thiere ein Handelsartikel zu machen.

Mit ihnen bewohnen mehrere Hirscharten, unter welchen man den Axis allenfalls noch wieder erkennt, diese Ebnen und die kleinern Inseln um Borneo. Einzelne davon sind ausnehmend reich an diesen Thieren, und wie es scheint, nicht gerade die am wenigsten bevölkerten. Eines Zwerghirsches gedenken die mehrsten Schriftsteller und Beekman führt an, daß man diese niedlichen Thiere in Gruben fange, die man auf ihren Bahnen anlegt und lose mit grünen Zweigen bedeckt. Doch läßt der Name Hogdeer (Schweinhirsch) eine Verwechslung mit dem Babirussa vermuthen, dessen auch andre Reisende unter dem Namen Pilandok als eines borneo'schen Thieres erwähnen. Auch wilde Schweine sind sehr häufig, doch erfährt man aus keinem aller der vorhandnen Berichte, wie nahe sie mit unserm Eber verwandt oder wie weit davon unterschieden sind; eben so werden auch Bären, wilde Katzen, Ziegen, Schafe, Feldmäuse u. s. w. ganz beiläufig erwähnt. Eine interessante Erscheinung sind die auf der Insel Suluh vorkommenden wilden Elephanten. Nach Dalrymple stammen sie von solchen ab, die in ältern Zeiten den hiesigen Fürsten vom festen Lande her zum Geschenk gemacht worden und die in der Verwilderung sich nun so vermehrt haben, daß die Einwohner nach vollbrachter Reis-Erndte alljährlich große Jagden auf sie anstellen, um sie auszurotten. Da aber auch Beekman ihrer als ursprünglich wilder Thiere an der Ostküste von Borneo er-

wähnt, so wird es in der That zweifelhaft, ob sie nicht auch hier von Alters her einheimisch seien, zumal da das Verwildern derselben bei einem Volke, für welches sie, gezähmt, soviel Werth haben mußten und auf einer verhältnißmäßig so kleinen Insel sehr wenig annehmbar ist.

Nur wenige Gestalten treten aus diesem schwach beleuchteten Bilde der borneo'schen Landthier-Fauna klarer hervor. So besonders der Orang-Utang, dessen Naturgeschichte sich in der Vorstellung der Europäer noch immer nicht von den vielen fabelhaften Beimischungen reinigen will. Zwei Arten menschenähnlicher Affen, d. h. solcher, die bei Abwesenheit des Schwanzes, der Backentaschen und Gesäßschwielen, eine wenig vorspringende Schnauze haben, wurden längst unterschieden: der ostindische Pongo (oder Jocko, der ächte Orang-Utang) und der Schimpanse von der afrikanischen Westküste (Simia Satyrus und Troglodytes). Eine dritte Art ist es, die hier in Borneo angetroffen wird und die zuerst Beekman, nachmals von Wurmb, immer allein an den Pongo denkend, als diesen beschrieben haben. Er unterscheidet sich aber sehr wesentlich von ihm und steht um ein Bedeutendes weiter vom Menschen ab, denn nach seinem vortretenden Kiefer und den starken Hauzähnen ist er fast schon Pavian, wie besonders aus dem Skelet, im Pariser Museum, und Audeberts Abbildung davon ersichtlich wird.

Er mißt ohngefähr 4 Fuß: ein fleischiger Klumpen an jeder Wange und ein kurzer schmaler Nagel am Daumen des Fußes sind seine Hauptmerkmale, deshalb nannte ihn Illiger: Simia parvilamnis. (Der Pongo nehmlich hat gar keinen Nagel am Daumen der Hinterhand.). Von seiner Lebensart wissen wir wenig mehr, als daß er fertig klettert und springt, überlaut schreit (wobei sich ein großer häutiger Kehlsack durch seine Ausdehnung äußerlich sichtbar macht,) und sich im Nothfall mit abgebrochnen Baumzacken gegen den Angriff der Jäger muthig zur Wehr setzt.

Auch der Rahau, den ebenfalls Wurmb allein in einiger Vollständigkeit beschrieben und von welchem schon oben *), wegen einer Vermuthung, er könne auch auf Sumatra sich finden, eine Abbildung geliefert worden, scheint ausschließlich auf Borneo zu Hause zu seyn. Wenn das Thier die lange Rüsselnase aufbläst, werden die Nasenlöcher völlig einen Zoll weit. Merkwürdig ist auch besonders an ihm der eigenthümliche Wuchs des Haares um Bart, Hals und Nacken, denn es bildet dasselbe einen ordentlichen abstehenden Kragen.

Unter den Hauptproducten der Insel wird immer der Bezoar, (hier unter dem Namen Gulega,) gerühmt; man könnte dabei wieder an den sogenannten Schweinstein denken, wenn nicht Dalrymples Angabe, daß man die beste

*) S. 69.

Sorte mit achtfachem Gewichte von Silber bezahle, auf eine Substanz von minderem Werthe, als die bei Java gepriesene muthmaßen ließe.

Manchen wichtigen Handelsartikel liefert hier das Meer. Mehrere Arten von Schildkröten nehmlich werden der Hornplatten wegen gefangen, die ihre Schilder bedecken; aus gewissen Arten von Seetang wird durch Verbrennung, Verglasung der Asche, Auslaugung und Einkochung eine Soda bereitet, die in würfelförmigen Stückchen zu Markt kommt und wegen dieser bequemen Gestalt und des gleichmäßigen Preises als Geld in Umlauf ist; kleine Seekrebse, Garneelen, werden gleich, nachdem sie gefangen und rein gewaschen sind, der Sonnenhitze eine Zeitlang ausgesetzt, dann im Mörser zerstampft und zu einer Paste verbacken, die unter dem Namen Bladjong wegen ihres feinen Geschmacks durch ganz Indien sehr gesucht ist. Wichtiger als diese sind die Riesenmuschel Manankai (Chama Gigas Lin.), wovon die jüngern eine sehr beliebte Speise abgeben und die größern in ihrer bis zu 300 Pfund schweren Schale ein vorzügliches Material zum Kalkbrennen abgeben, ferner die etwa 4 Zoll im Durchmesser haltende Perlen-Auster Kapis, die sehr häufig schöne durchsichtige Perlen von gelblicher Farbe einschließt und die größere Tipaya-Muschel, von welcher die reichste Bank in der Bai Malludub entdeckt ist. Zwar ist ihr Fang beschwerlich, wegen der Seege-

wächse, die hier den Boden bedecken und zwischen welchen die Taucher sie hervorsuchen müssen, und die wenigsten nur enthalten Perlen, aber dann lohnt auch der Fund einer einzigen wegen der Größe und vorzüglichen Rundung und Reinheit die lange vergeblich angewendete Mühe. Beide diese Perlaustern sind von der gewöhnlichen größten, dem Mytilus margaritifer, unterschieden, denn auch diese kennt man hier unter dem Namen Saysiy und die flache Schale, die sich wie Marienglas spalten läßt, benutzt man wegen ihrer Durchsichtigkeit zu Fensterscheiben.

Noch ein wichtiges Seeproduct ist Agal-Agal, eine Art von Leim, der aus Seetang gekocht und viel nach Sina ausgeführt wird. Dort nehmlich wird er als nahrhafte Speise geschätzt, mehr aber in den Fabriken zum Appretiren der Seidenzeuge und des Papiers gebracht: auch überziehn die Sineſen dünne Gaſe damit, aus der ſie dann zierliche und wohlfeile Laternen verfertigen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Seepflanze, von welcher diese Substanz gewonnen wird, dieselbe sey, aus welcher die Salangane ihre eßbaren Nester bereitet und die Thunberg mit dem Namen Fucus bursa bezeichnet. Denn wo sie vorkommt, findet man meistens auch der Vogelnester als eines dortigen Productes erwähnt.

Wohl davon zu unterscheiden, wenn gleich wegen des englischen Namens Sea-Swallo-

(nicht Swallow) leicht damit verwechselt *), ist der Trepang oder Bicho do mur, von welchem schon an einem andern Orte dieses Taschenbuchs **) ausführlich die Rede gewesen ist. Nur wegen der ungemeinen Wichtigkeit dieses durch ganz Ostindien so weit verbreiteten Handelsartikels wollen wir hier nachträglich bemerken, daß der schwarze Trepang für den besten gehalten wird, wiewohl eine lichtere Sorte vorkommt, die wegen der ausnehmenden Größe der einzelnen Thiere noch höher geschätzt und mit 40 spanischen Thalern der Pecul bezahlt wird. Diese kommt nur an den tiefsten Stellen im Meer vor, dagegen die ganz weiße, die entschieden die schlechteste ist und kaum 5 span. Thaler gilt, an den flachsten und seichtesten Stellen gefunden wird. Unsern Bericht über die Natur des Thiers, das diese den Sinesen so werthe Eßwaaren liefert, müssen wir noch verschieben, da uns noch nicht alle Zeugnisse über dasselbe zu Gebot stehn.

Die Einwohner.

Unsre Nachrichten über die Einwohner dieses großen Eilandes sind sehr unvollkommen: im Allgemeinen müssen wir zwei Klassen unter-

*) Selbst auch in diesem Taschenbuch, 9. Jahrg. 1. Abth. S. XII.

**) Ebendas. S. 245 u. ff.

scheiden, einmal die eigentlichen Urbewohner und die Ansiedler an den Küsten. Die Urbewohner gehören zu den Harahoras, die nebst den Papua's ursprünglich alle diese östlichen Eilande bevölkert zu haben scheinen. Es werden zwar die Namen verschiedner Völker angeführt: im Norden die Idahus, die auch Daruts Maruts *) heißen, im Süden die Biadschos oder Diakkers, und an der Nordostküste ein Stamm Orang Tedong; allein alles was von diesen Völkern gemeldet wird, stimmt im Ganzen überein, und nur zufällige Umstände scheinen einige Verschiedenheiten und Abweichungen hervorgebracht zu haben. An Gestalt, Beweglichkeit, Farbe und Sitten gleichen alle diese Stämme einander. Die Sage, daß die Idahus von den Sineſen abstammen, ist eine bloße Erdichtung: eben so die Erzählung von einem alten, von Sineſen gestifteten Reich auf Borneo, das sich auch über die benachbarten Inseln erstreckte. Ueber die Art, wie Borneo von Sineſen bevölkert worden ist, hat sich nur ein Mythus erhalten: ein König von Sina hörte, daß eine Schlange zu Kini Ballu hause und einen kostbaren Stein bewache: er wünschte ihn zu besitzen und schickte so viele Leute hin, daß sie eine Kette vom Ufer bis zum Lager der Schlange bildeten. Der Stein ward glücklich gestohlen, ging von Hand zu Hand und ward

*) Im Samskrit bezeichnet Marut die 49 Regenten der Winde und Begleiter des Indra.

unverzüglich auf ein Schiff gebracht, das sogleich unter Segel ging; die Menschen wurden am Ufer zurückgelassen, aber alle diese Eile war umsonst, die Schlange verfolgte die fliehenden Junken, holte sie ein und erhielt ihr Kleinod zurück. Man soll im Innern Bildsäulen und Pyramiden mit Inschriften finden, auch werden allerlei Zierrathen und Geräthschaften aus der Erde gegraben, und nach der Sage der Djakkers sollen ehemals Javaner auf der Insel ansäßig gewesen seyn, allein alle diese Angaben sind so unbestimmt und unverbürgt, daß sie durchaus zu keinem historischen Aufschluß führen, und es würde ein sehr gefährlicher Versuch seyn, Hypotheſen darauf gründen zu wollen.

Die Bodschos sind stark, groß und wohlgebildet, und ihre Weiber sollen schön und weiß seyn; sie gehn nackt und haben nur um die Schaamtheile ein Kleidchen von der Breite einer Hand, sie sind gewohnt, den Körper blau zu bemahlen. Von Jugend auf bohren sie Löcher in die weichen Theile des Ohrs und stecken große Pflöcke hinein, die sie beständig hinabziehn; die Ohrlappen werden dadurch zuletzt so groß, daß sie bis auf die Schultern hinabhangen. Das dickste Ende des Pflocks ist wie eine Krone breit und mit einer dünnen Goldplatte verziert. Die Vornehmen belegen, nach einer auf Java herrschenden Sitte, die Zähne mit Goldblättchen: Beekman behauptet sogar, daß sie die Zähne ausreißen und durch goldne

ersetzen:

ersetzen: aber diese Angabe gründet sich wohl auf einem Mißverständniß des erwähnten Gebrauchs. Bisweilen schneiden sie sich auch mit aufgereihten Tigerzähnen, die um Nacken und Körper getragen werden. Sie wohnen Familienweise in großen Hütten aus Brettern. Ihre Nahrung besteht in Früchten und Fleisch: sie ziehen Schweine und essen Schweinfleisch: auch Krokodile werden verzehrt und das Fett wird in Bambusröhren aufbewahrt: die Idahus sollen auch einigen Feldbau treiben. An der Küste machen sie ein Bittersalz aus der Asche verschiedner Seegewächse, das in viereckigte Stücke geformt wird und zugleich, wie in Abyssinien, als Scheidemünze dient. Die Badschos lieben Tabak und starke Getränke.

Von ihrer bürgerlichen Verfassung ist wenig bekannt: die zunächst an die Küstenländer gränzen, sind den Beherrschern derselben unterworfen; im Innern scheinen sie nur unter kleinen Oberhäuptern zu stehn, die eine richterliche Gewalt besitzen. Zur Ausmittelung der Wahrheit bedienen sie sich eines sehr einfachen Gottesurtheils: in einem Topf mit Wasser und Asche legen sie zwei kleine kupferne Knöpfe, die die beiden Partei heraussuchen müssen; auf dessen Seite, meint man, sey das Recht, dessen Knöpfchen am reinsten gescheuert erscheint.

Die Sprache der Einwohner von Borneo ist bis auf einige wenige Wörter noch gar nicht bekannt, und diese sind sämmtlich von den Stämmen an der Südseite: allerdings zerfällt

sie wohl in mehre Dialecte, aber wie diese sich zu den andern auf den umliegenden Inseln herrschenden Sprachen verhalten, läßt sich nicht ausmitteln: die wenigen Proben in den Abhandlungen der batavischen Gesellschaft sind zu einer gründlichen Vergleichung nicht hinreichend: einige Wörter finden sich in der Balisprache wieder, aber die meisten scheinen doch diesem Volk eigenthümlich anzugehören *). An den Küsten herrscht die malayische Sprache, doch in sehr ausgearteten und vermischten Dialecten: reiner zu Puntiana und Sambas, als zu Borneo und Banjermassin: am verdorbensten zu Passir.

Vielweiberei findet unter diesen Stämmen nicht Statt: allein daß auch das andre Geschlecht zurückgesetzt wird, beweist die Gewohnheit, deren bereits die Alten bei mehren Völkern erwähnen, daß der Mann nach der Niederkunft seiner Frau sich im Wochenbette gütlich thut und pflegen läßt. Die Idahus glauben, daß das Paradies auf dem Gipfel des Gebirgs Kienie Balluh liege, aber von einem feurigen Hunde bewacht werde, der sich alle Jungfrauen als seine Beute zueigne, Frauenzimmer aber, die mit Männern einen vertrauten Um-

*) Nur eine Sprachprobe kenne ich in den Verhandelingen van het bataafsch Genootschap III, S. 436, auf die ich aufmerksam mache, weil Adelung im Mithridates I, S. 597 sie übersehn hat.

gang gehabt haben, gehn lasse; hieraus entsteht eine groſse Nachsicht gegen die Fehltritte der Töchter, so lange sie noch nicht verheirathet sind. Ertappt der Mann seine Frau auf dem Ehebruch, so wird sie gescholten oder höchstens mit Schlägen gezüchtigt: der beleidigte Gatte rächt sich nicht an dem Ehebrecher, sondern sucht einige Sklaven desselben zu tödten. Kein Jüngling kann Anspruch auf die Hand eines Mädchens machen, wenn er nicht vorher einem Feinde den Kopf abgeschlagen hat: ähnliche Beweise der Männlichkeit werden auch bei andern Völkern gefordert, z. B. den Arabern in Nedsjad. Der Bräutigam, der die erste Bedingung erfüllt hat, macht der Geliebten einige Geschenke: am Hochzeittage veranstalten der Jüngling und das Mädchen in ihren Häusern besondre Feste: dann wird der erste in das Haus der Braut geführt: an der Thüre bestreicht ihn ein Freund mit dem Blut eines Hahns und die Schöne mit dem Blut eines Huhns; die Verlobten reichen sich darauf die blutigen Hände, aber wenn das Blut zu weit umherspritzt, wird es für ein böses Zeichen angesehn. Von nun an bleiben sie zusammen und halten ein neues Mahl. Ein Mann, der seine Frau verlohren hat, kann nicht zu einer zweiten Ehe schreiten, bis er abermals einem Feinde den Kopf abgehauen hat. Die Bewohner Borney's sind ihrer Blutgierde wegen längst verrufen: sie ziehn ordentlich aus, um Köpfe abzuhauen und lauern heimlich auf die Küsten-

bewohner. Palm sah in einem Hause, das er auf seiner Reise betrat, fast vor jedem Gemach einen Menschenkopf; einige schienen erst wenige Tage alt und ein abscheulicher Geruch verbreitete sich von diesen gräßlichen Trophäen über das ganze Dorf. Ehe sie einen solchen Zug antreten, achten sie auf den Flug des Küchendiebes, einer Weihe, und werden dadurch bestimmt, ihren Vorsatz auszuführen oder zu verschieben. Ein heimgebrachter Kopf erregt die Freude des ganzen Dorfs: der Sieger wird von allen Seiten mit Geschenken überhäuft und gleichsam im Triumph eingeführt; den abgeschlagnen Köpfen wird Speise in den Mund gestopft und Getränk hineingegossen, und dann werden sie an der Decke aufgehangen. So abscheulich uns dieser Gebrauch auch erscheint, so müssen wir doch bei der Beurtheilung nicht vergessen, daß selbst die rohesten, gräßlichsten Sitten, wodurch sich so viele Völker beflecken, einen höhern Grund haben, der sie einigermaßen entschuldigt; gemeiniglich sind sie aus den finstern Begriffen des Aberglaubens entstanden, der bei ihnen die Stelle der Religion vertritt. Unsre heidnischen Vorfahren glaubten dem Wodan desto willkommner zu seyn, je zahlreicher das Gefolge erschlagner Feinde war, von dem begleitet sie in seine Wohnung einritten; nur derjenige, wähnten sie, werde von ihm geachtet, der in der Schlacht gefallen oder an Wunden gestorben sey; ein ähnlicher, wenn gleich noch wilderer Wahn ist es, der die Badscho's zu einer

so schändlichen Grausamkeit veranlaßt: sie schmeicheln sich, daß alle, die sie ermordet haben, ihnen in jenem Leben als Leibeigne dienen werden: daher werden die Kriegsgefangnen niedergemacht. Bei der Verbrennung der Todten wird auch immer ein Sklave enthauptet, um dem Verstorbnen in der andern Welt zu dienen: dem unglücklichen Schlachtopfer wird vorher noch sehr dringend eingeprägt, ja recht aufmerksam auf die Wünsche und Bedürfnisse seines Herrn zu seyn. Die Asche wird nebst dem Kopf des Sklaven in einem Grabgebäude oder einem kleinen Häuschen beigesetzt. Von den übrigen religiösen Vorstellungen dieser Völker fehlen alle Nachrichten: ihre Gottheit heißt Dewatta, ein Name, der an Indien erinnert: einige Gebräuche und Meinungen, die von den Küstenvölkern erzählt werden, sind vermuthlich noch Ueberbleibsel eines frühern Zustandes und mögen auch im Innern vorkommen. Eide und Versprechungen halten die Idahus mit großer Pünctlichkeit.

Sie haben vergiftete Pfeile, das Gift besteht in dem Saft eines Baums und heißt Jupuh *): die Pfeile sind klein und werden durch ein Blaserohr abgeschossen: wer davon getroffen wird, stirbt sogleich. Die Zahl der Krieger, die gemeinschaftlich ausziehn, bestimmen sie auf eine besondre Weise; jeder giebt

*) Vermuthlich dasselbe, das auch auf Java und Celebes gebräuchlich ist.

mit einer Streitart einem groſsen Baum einen Schlag, bis er umfällt, dann zählen ſie eins: die folgenden nehmen einen neuen Baum und verfahren eben ſo, bis endlich alle vorüber ſind.

Ein Stamm an der Nordoſtküſte, die Orang Tedong oder Tihrun, der an gewiſſen Flüſſen lebt, wird als ein wildes Räubervolk geſchildert. Sie wurden um das Jahr 1760 von den Suluern bei Gelegenheit eines innern Streits unterjocht und gezwungen ihnen einen Tribut zu zahlen; die Suluer holen aus ihrem Lande Sago, Kauries, Trepang, Schildkröte und andre Waaren, die ſie an die Sineſen abſetzen: von allem freien Verkehr halten ſie aber ihre Unterjochten auf's ſorgfältigſte ab: faſt ſollte man glauben, daſs die Suluer die Grundſätze dieſer Krämerpolitik von den Engländern oder Holländern gelernt haben, wenn ſie nicht eben der Rohheit zuerſt einleuchteten. Die Tedongs verfertigen beſonders vielen gekörnten Sago. Ihre Sprache wird zwar für eigenthümlich gehalten, aber Leyden hält dies Volk wohl mit Recht für einen Zweig der Idahus. Sie ſollen Menſchenfleiſch eſſen: eine Sitte, die von den andern borneo'ſchen Völkern nicht erwähnt wird. Sie rüſten groſse und kleine Fahrzeuge aus, mit denen ſie an der Küſte von Borneo und zwiſchen den Philippinen kreuzen: auf dieſen Farthen behelfen ſie ſich ſehr ſchlecht: ihr ganzer Vorrath von Lebensmitteln beſteht bisweilen in etwas rohem Sagomehl; die Boote werden aus dünnen, zuſam-

mengenähten Brettern verfertigt, die sie leicht in Stücke zerlegen, und wenn sie etwa in einer Bai eingeschlossen werden, über Land tragen können. Ihre Fahrzeuge haben kein Verdeck, und sie gehn selbst bei'm stärksten Regen nackt. Machen sie viele Gefangne, so werden die Stärksten zur Sicherheit gelähmt: ja sie lassen sie auch wohl auf irgend einer kleinen einsamen und unbewohnten Sandinsel, dergleichen sich in diesen Gewässern viele finden, zurück, bis sie Zeit haben, sie abzuholen.

Noch lebt an den Küsten von Borneo ein sonderbares Volk, das auch Badschos genannt wird, aber offenbar von jenem einheimischen Stamm ganz verschieden ist: es sind wandernde Schiffer oder, wie Leyden sie nennt, Wasserzigeuner, die in kleinen bedeckten Booten oder auch in Häusern dicht an der See oder den Mündungen der Flüsse leben; sie folgen den Munsuns, die bekanntlich nördlich und südlich von der Linie in entgegengesetzten Richtungen wehn, und verlassen die Küsten, wo eine unfreundliche Witterung eintritt. Sie machen Salz und bei Passir fangen sie in Handnetzen, die sie durch den Moder ziehn, kleine Krabben, sie zerstoßen sie in einem Mörser zu einem starkriechenden Teig oder Brei, Blatschong, der in ganz Indien sehr beliebt ist. Auch fischen sie Trepang (Swalo) in einer Tiefe von 7 bis 8 Faden, sie sehn die Thiere in hellem Wasser auf dem Grunde, und werfen sie mit einem eisernen Werkzeug von vier Zacken, das an

einem fast cylindrischen Stein befestigt wird: sie tauchen auch unter, um diese Schnecken hervorzusuchen, weil die besten im tiefen Wasser gefunden werden. Gelegentlich treiben sie auch wohl Handel und Seeraub: Beekman erzählt, daß er während seines Aufenthalts zu Banjermassin beinahe von Seeräubern, die er Badschos nennt und worunter wohl die eben beschriebnen verstanden werden müssen, ermordet wäre: er hielt sie für Leute aus Banjermassin und fuhr ihnen nebst einigen Begleitern ohne alle Besorgniß in einem Boot entgegen; aber sie lockten die Engländer in eine kleine, seichte Bucht, eilten an's Land, und empfingen sie mit einem Regen von Pfeilen: nur mit großer Mühe entgingen die Reisenden der augenscheinlichsten Gefahr. Ursprünglich sollen sie Malayen seyn und aus Dschohor am östlichen Eingang der Straße von Malakka stammen: hier wurde einmal ein Fest gefeiert, zu welchem sich eine große Menschenmenge auf Booten versammelt hatte, die vor dem Fahrzeug, auf welchem sich der König befand, befestigt waren: aber ein Sturm erhob sich vom Lande her und trieb sie queer über die See nach der Küste von Borneo. Zum Andenken dieses Unglücks sollen sie sich noch jährlich an dem Tage, wo es geschah, in der See baden. Sie haben eine eigne Sprache. Leyden findet einige Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Bewohnern der Maldiven: diese sind gewohnt, kleine Barken mit Gummi, Weihrauch, Blumen und wohlriechendem Holz zu

gefüllt, als Opfer für den Gott der Winde den Fluten Preis zu geben: bisweilen wird auch einem Geist, den sie den König der See nennen, ein ähnliches Opfer geweiht. Auch die Badschos suchen sich auf diese Weise zu entsündigen: sie schicken ein kleines Fahrzeug als ein Weihgeschenk in's Wasser, das alle Sünden und Uebel des Volks mit sich führen soll: sie glauben, daß alles Unglück, das in der Barke zusammengedrängt ist, die Schiffer befällt, die ihr zuerst begegnen. Allein die Aehnlichkeit dieser beiden Gebräuche ist offenbar nur sehr entfernt: nach Beckman ist jene Art der Reinigung bei den Bewohnern von Banjermassin überhaupt im Gebrauch: das Opferschiff ist klein, so daß man es leicht in der Hand halten kann und derjenige wird unglücklich, der es aufzunehmen wagt. Diese Badschos sind übrigens Anhänger des Islam.

Von diesen Stämmen sind die Küstenbewohner freilich auffallend verschieden und doch scheint es, daß sie ursprünglich zusammengehören; das Eigenthümliche in ihrer Bildung, Sprache und Sitte erklärt sich theils durch den Islam, den sie angenommen haben, theils durch die Vermischung mit andern Völkern, Javanern, Malayen, Sinesen u. s. w. Sie sind von mittlerer Größe, von gutem Gliederbau; ihr Haar ist lang und schwarz, ihre Gesichtsfarbe etwas dunkler als die der Mulatten. Ihre große Schwäche ist wohl Folge ihrer schlechten Nahrung, die meist in Reis, Salz

und Fischen, die im größten Ueberfluß vorhanden sind, besteht, und ihrer unthätigen Lebensart: wegen der sumpfigen Beschaffenheit des Landes haben sie keine Gelegenheit zu gehn, sondern sie sitzen beständig entweder in ihren Booten oder Häusern; nur die äußerste Noth veranlaßt sie zu einem Gange oder einer andern Bewegung. Die Weiber sind klein, aber wohl gebaut und übertreffen an Schönheit der Farbe und Züge weit die Männer: sie gehn grade, treten fest und setzen die Zehen auswärts, gegen die Sitte andrer orientalischen Völker: wahrscheinlich sind sie hiezu gezwungen durch die Nothwendigkeit, auf den Balken und Hölzern zu gehn, die vor den Thüren von Haus zu Haus liegen. Die Weiber werden gekauft und die Hochzeit wird mit vielen Feierlichkeiten begangen. Die Mädchen sind schon im 8ten oder 11ten Jahr mannbar, allein die Fruchtbarkeit hört auch schon im 20sten oder 25sten auf: selten wird eine Frau im 30sten Jahre noch schwanger. Die Mädchen überlassen sich Ausschweifungen, die ihnen als Frauen nicht zum Vorwurf gereichen: verheirathet sind sie ihren Männern sehr getreu. Sie sind gewohnt, sich täglich zu baden.

Die Küstenbewohner sind ruhig und friedfertig und nur gereizt erwacht der Trieb der Rache in ihnen mit unwiderstehlicher Gewalt: dem Betruge sollen sie selbst untereinander ergeben seyn. Sie sind in Schnitzarbeiten geschickt, haben indeß keine eignen Handwerker

außer Zimmerleuten und Goldschmidten. Die Vornehmen haben vieles von den Sitten und Gebräuchen der Malayen und Javaner angenommen; sie rauchen Tabak, kauen Betel und sind große Liebhaber des Opiums, das sie auf eben die Art gebrauchen, wie die Javaner. Den Sultanen und Oberhäuptern beweisen ihre Unterthanen eine fast eben so erniedrigende und knechtische Ehrerbietung als die Javaner den ihrigen. Beekman wohnte bei einem Sultan zu Caitondschi am Banjermassinfluß einem Tanz bei, der von vier Tänzerinnen ganz auf javanische Art ausgeführt ward.

Sie sind eifrige Muhamedaner: Beekman und seine Gefährten, denen die beständigen Besuche der Eingebohrnen selbst während sie bei Tische saßen höchst lästig waren, wurden plötzlich von ihren zudringlichen Gästen befreit, als einmal ein gebratner Schweinskopf aufgetragen ward. Allein dessenungeachtet haben sie noch manche heidnische Gebräuche und Meinungen beibehalten: die Irrwische z. B., die in diesen sumpfigen Gegenden sehr häufig sind, sehn sie für Geister an: bei Krankheiten setzen sie diesen Dämonen Opfer in den Wäldern hin; den Todten geben sie Lebensmittel und Kampher mit in's Grab u. s. w.

Es ist eine Vorstellung, die sich bei den verschiedensten Völkern findet, daß die Sonne und der Mond bei den Finsternissen in Gefahr sind, von grausamen Thieren oder Ungeheuern verschlungen zu werden: die Neger, die Araber,

ſelbſt die alten germaniſchen Völker wie die Indier erklärten ſich dieſe Naturerſcheinungen auf die angegebne Art: ſie ſuchen durch einen ſchrecklichen Lärm, den ſie auf alle Weiſe erheben, jene Verfolger zu verſcheuchen. Auf dieſe Meinung bezieht ſich ein artiges kleines Samskritlied eines Liebhabers an ſeine Gebieterin, die von ihrer Terraſſe einer Mondfinſterniß zuſieht:

Schnell hinein und weile nicht,
O verhüll dein hold Geſicht;
Die Gefahr des Sterns dort oben
Vor dem Unthier iſt verſchoben:
Die du ohne Flecken biſt
Scheue ſeine Kraft und Liſt;
Schlechtre Beute wird es ſparen,
Und für dich, die heuer iſt,
Läßt den trübern Mond es fahren.

Dieſen allgemeinen Glauben theilen auch die Küſtenbewohner Borneo's: ein böſer Geiſt, glauben ſie, ſucht den Mond zu verſchlingen, und ſie bemühen ſich, ihn durch ein entſetzliches Geſchrei, durch einen unaufhörlichen Lärm und Raſſeln auf ihren muſikaliſchen Inſtrumenten zu vertreiben.

Das iſt die ganze dürftige Ausbeute, die eine ſorgfältige Vergleichung aller Nachrichten über Borneo, die faſt alle nur gelegentlich vorkommen, gewährt hat: ſie ſind ſo unbefriedigend, daß man lebhaft wünſchen muß, ſie durch die Engländer vervollſtändigt zu ſehn, die

wie es ſcheint, während ſie im Beſitz der holländiſchen Niederlaſſungen waren, die Verbindung mit dieſem Eiland wieder angeknüpft haben: es iſt gewiß, daß ſich einer vorurtheilsfreien und genauen Beobachtung, ſowohl in naturhiſtoriſcher als ethnographiſcher Hinſicht, die wichtigſten Entdeckungen darbieten werden.

Verbesserungen und Nachträge.

S. 44 Z. 19 lies Ende statt Ende.

S. 47. Banka scheint blos aus Zinnerz zu bestehn: das Erz liegt fast ganz zu Tage und die Bearbeitungsweise ist daher höchst einfach: die Sinesen, die auf Banka und Sumatra auf 6000 Köpfe geschätzt werden, graben ein viereckigtes Loch in das metallische Erdreich: die herausgeförderte Erde wird gewaschen und geschmolzen; Maschinen und andre kostbare Vorrichtungen sind unnöthig: es giebt sieben Hauptzinnplätze. Die holländische ostindische Compagnie hatte mit dem Sultan von Palembang einen Vertrag, nach welchem er ihr alles Zinn ausschließend liefern sollte, und zwar 35000 Pikols *), das Pikol zu 10 Piastern: allein die Uebereinkunft ward nicht gehalten, und es ward viel Zinn an die Sinesen und Engländer verkauft: die Gruben sollen in den letzten Jahren nur 11—13000 Pikols Ausbeute gegeben haben, wovon in einigen Jahren nichts, in andern nur sechs bis siebenhundert Pikols nach Batavia geliefert wurden. Aus Mangel an Geld konnte die Compagnie selbst die Bedingungen nicht erfüllen. Das Zinn mußte mit spanischen Piastern (Matten) bezahlt werden; der Sultan nahm keine andern Münzen, obgleich er

*) Daendels. Nach andern Angaben wollte die Compagnie nur 25000 Pikols nehmen.

keinen andern Gebrauch davon zu machen wußte, als daß er das Geld in großen zinnernen Töpfen in einem Keller unter seinem Pallast aufbewahrte und bisweilen an dem Anblick seine Augen weidete.

S. 54 Z. 2. Hartzingk ist allerdings ein Holländer, der aber in braunschweigischen Diensten stand; schon lange vorher hatten die Holländer die Bergwerke, die sie den Malayen an der Westküste abgenommen hatten, bearbeitet. Hartzingk ist nie auf Sumatra gewesen, sondern starb in Deutschland im J. 1680; seine Vorspiegelungen können sich nur auf die von ihm probirten Erze gegründet haben, denn die Holländer schickten in der Regel die Erze nach Europa, wo sie zu Gut gemacht wurden; auch die Schweden kauften sie und versuchten sie auf ihren Hütten auszubringen, wobei indessen kein Gewinn war. Vergl. Beckmann Literatur der ältern Reisebeschreibungen 1, S. 625 ff.

S. 55 Z. 11 v. U. Die Battas machen in der Nähe von Bächen und Strömen Teiche, die sie sorgfältig mit Brettern auslegen; sobald sich viele Erde darin gesammelt hat, wird ein Büffel hineingetrieben, der die Erde aufwühlen muß: das Gold sinkt dadurch auf den Boden. Dann wird die obere Erde abgenommen und die Suchenden finden, nachdem das Glück ihnen günstig ist, mehr oder weniger. (Forrest.)

S. 68 Z. 10 v. U. l. Ourang mit andern großen Affen.

S. 75 Z. 3 l. hinter zwei: allein stehende und am Ende des Absatzes wird hinzugesetzt: aber

man findet auch in andern Gegenden der Insel sehr reiche Vögelberge.

S. 77 Z. 8. v. u. Nach Daendels kostete 1811 die beste Sorte der Nester das Pikol 16500, die zweite 10500 und die dritte 4500 Reichsthaler: freilich batavisches Papiergeld; wenn es auch 50 Procent verlohr, so ist der Preis dieser Leckerei doch immer unmäßig.

S. 78 Z. 7 hinter Weise: auch als Arznei gegen Halskrankheiten.

S. 78 Z. 3 v. u. Die Sinesen schätzen die Nester aus den großen Inseln höher als die von den kleinen Eilanden: je weißer sie sind, desto höher ist ihr Werth.

S. 79 Z. 4. Auf Java wird dreimahl jährlich gesammelt oder, wie man sagt, gepflückt: im August oder September, im Dezember oder Januar und im April oder Mai.

S. 80. In dem zweiten Absatz sind einige Irrthümer; die Quelle dieser Nachrichten ist ein Aufsatz im zweiten Bande der Verhandelingen van het bataafsch Genootschap, die der sel. Zimmermann zu flüchtig angesehn zu haben scheint. Es wird daselbst nicht gesagt, daß das Sammeln der Nester nur an Freitagen Statt finde: sondern daß an diesem Tage als dem Feiertage der Muhamedaner ein beständiges Räucherwerk brennt, wie auch allemal, wenn die Nester herausgeholt werden. Auch das, was der Vf. von der Bekleidung der Gottheit sagt, steht nicht in der erwähnten Nachricht, ja es läßt sich gar nicht einmal schließen, daß es ein Bildniß der Gottheit giebt: es ist höchst unwahr-

unwahrscheinlich, da die Javaner, die sich hier mit dem Nesterſammeln beſchäftigen, dem Islam ergeben ſind.

S. 86 Z. 3 v. u. Die Battas und Redſchangs haben eine durchaus verſchiedne Sprache: ſie bedienen ſich ſelbſt zum Schreiben beſondrer und eigenthümlicher Charaktere.

S. 96 Z. 4. Marsden beſchränkt die Menſchenfreſſerei der Battas auf zwei Fälle, und behauptet, daß ſie nur Verbrecher, die zum Tode verurtheilt ſind und Gefangne verzehren: aber ſie ſelbſt erklären, daß ſie häufig ihre eignen Verwandten, wenn ſie alt und ſchwach werden, verſpeiſen und zwar nicht ſo ſehr um ihren Geſchmack zu befriedigen, als vielmehr um eine fromme Sitte zu vollbringen. Daher wenn jemand ſchwach und der Welt überdrüßig wird, ſoll er in der Zeit, wenn die Citronen und Limonien am wohlfeilſten ſind, ſeine eignen Kinder einladen, ihn zu eſſen. Er beſteigt dann einen Baum, um welchen ſeine Freunde und Abkömmlinge ſich verſammeln, und indem ſie den Baum ſchütteln, einen Todtengeſang folgenden Inhalts anſtimmen: „die Zeit iſt gekommen, die Frucht iſt reif und ſie muß herab" Das Opfer ſteigt herunter und ſeine nächſten und theuerſten Angehörigen berauben ihn des Lebens und verzehren ſeine irdiſchen Ueberreſte bei einem feierlichen Mahl. So unglaublich dieſe Erzählung auch klingt, ſo wird die Wahrheit derſelben doch von mehren Battas und auch von den Malayen in ihrer Nähe verbürgt. Schon Herodot erzählt, daß ein öſtlich wohnendes indiſches Volk,

Nahmens Padäer, die Kranken tödtet und verspeist: und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er grade die Battas meint, denn zwischen den beiden Wörtern herrscht eine unverkennbare Aehnlichkeit *). Leyden, der diese Nachrichten mittheilt, schließt mit der Bemerkung, es sey nicht unglaublicher, daß die Battas Menschenfleisch essen, als daß die Menschenfresserei bei der Bettlerklasse, die Agorah Punt'h genannt wird, in Bengalen und andern Gegenden von Indien Statt findet, welche Thatsache wohl nicht in Zweifel gezogen werden könne. Es sey auffallend, daß diese sonderbare Sitte so wenig untersucht worden ist. Allerdings ist diese Nachricht sehr merkwürdig: sie würde selbst vielleicht Licht werfen auf die den Zigeunern vorgeworfne Menschenfresserei, die man freilich abgeleugnet hat, die aber doch vielleicht eine alte aus Indien mitgebrachte Sitte bei ihnen gewesen seyn könnte. Grellmann in seinem historischen Versuch über die Zigeuner **) hat die Nachrichten von der Menschenfresserei, der man die Zigeuner in Ungarn beschuldigt hat, angeführt, aber zugleich einige Zweifel dagegen erhoben. Leyden's Angabe indessen ist so merkwürdig, daß eine nähere Untersuchung dieser Sage gewiß nicht überflüssig wird.

S. 96 Z. 8. Leyden scheint jedoch nicht daran zu zweifeln: Menschenschädel, sagt er, waren das einzige Geld, das die alten Einwohner auf Suma-

*) Herod. L. III, c. 99.

**) In der zweiten Auflage S. 48.

trá kannten: doch scheint es nicht, daß dieser treffliche Beobachter neue Zeugnisse zur Bestätigung seiner Behauptungen gefunden hat. S. As. Researches, X, S. 217.

S. 105 Z. 13 hinter Namens: der an einem großen Fluß in einer sumpfigten Gegend liegt 2° 58′ s. Br. 104° 54′ östl. v. Greenwich.

S. 106 Z. 19. Der Hof von Palembang gab unter den malayischen Fürsten immer den Ton an und die übrigen richteten sich nach der hier herrschenden Etikette: auch wird das Malayische hier in vorzüglicher Vollkommenheit gesprochen.

S. 108 Z. 9 hinter Achim setze hinzu: die aber in neuern Zeiten ganz in Verfall gerathen ist.

S. 108 Z. 13: überhaupt nur für kleine Fahrzeuge, weil vor dem Einlauf eine Bank liegt.

S. 117 Z. 6 v. U. l. Palembang.

S. 118 Z. 5. Grade als Java von den Engländern erobert ward, hatte der Sultan von Palembang alle Europäer und Eingebohrne, die zur holländischen Factorei gehörten, ohne die geringste Veranlassung von ihrer Seite, auf die grausamste Weise ermorden lassen. Der Sultan war den schändlichsten Ausschweifungen ergeben: er war gewohnt, des Nachts umherzustreichen um seine wilden Begierden zu befriedigen: er verfolgte einmal die Frau eines Eingebornen: ihr Geschrei rief die Wache aus der holländischen Factorei herbei, und da sie den Thäter nicht kannte, drang sie so hart auf ihn ein, daß er in's Wasser springen mußte und nur mit Mühe sein Boot erreichte. Die Wuth und die Rachsucht des Sultans kannten keine Grän-

zen und er schwur, die ganze holländische Niederlassung zu vertilgen. Zwei Tage hernach ladete er den holländischen Residenten zu sich ein, der ungeachtet der Warnungen seiner Freunde unvorsichtig genug war, diese Einladung anzunehmen; hierauf schlichen sich bewaffnete Malayen einzeln in die Feste, die bei gehörigen Maaßregeln leicht Widerstand leisten konnte, und übermannten die Wache; sie ergriffen die Besatzung, Europäer sowohl als Eingebohrne banden sie und entrissen sie ihren weinenden Familien: sie wurden in die Praus geschleppt, den Strom hinabgeführt und an der Mündung desselben sämmtlich umgebracht, nachdem sie, um ihre Leiden zu verlängern, vorher mit Krißen verstümmelt waren, und darauf nebst den Booten verbrannt. Die Gattin eines europäischen Offiziers, die ihren Mann nicht verlassen wollte, und ihm nebst ihrem Kinde in das Boot folgte, theilte sein Schicksal, nachdem sie von den Ungeheuern auf eine schändliche Weise war gemißhandelt worden. Die andern Weiber mit ihren Kindern flüchteten sich in die Wälder, wo die meisten dem Gram und dem Mangel erlagen: nur einige wenige wurden nach der Eroberung aufgesucht und gerettet. Die holländische Feste ward zerstört und der Sultan dachte jetzt als durchaus unabhängig in den indischen Gewässern ganz nach Belieben den Seeraub zu treiben. Der Resident und die ihn begleitenden Beamten wurden auf ein Schiff geführt und ermordet: die Besatzung in der Factorei bestand aus 24 Europäern und 63 Eingebohrnen. Die englische Regierung hielt es für ihre Pflicht, eine so schwarze That zu bestrafen, die um so abscheulicher war, da

das Geschlecht des Sultans im J. 1780 durch den Einfluß der Holländer auf den Thron gehoben war. Es ward daher im März 1812 eine Expedition unter den Befehlen des Obersten Gillespie abgesandt, die am 15ten April an der Mündung des Palembangflusses vor Anker ging. Es war sehr schwierig bis nach der Stadt, die so hoch hinaufliegt, vorzudringen und der Sultan hatte alle Mittel aufgeboten, die in seiner Macht waren um den Feind abzuhalten; es waren an glücklich gemerkten Stellen Schanzen errichtet, bewaffnete Fahrzeuge, schwimmende Batterien und Brander waren bereit, um die Engländer zu empfangen. Der Sultan hatte seine Schätze und Weiber in's Innere geflüchtet, und suchte unterdessen durch trügerische Anträge den englischen Befehlshaber einzuwiegen und zu täuschen: sie wurden aber nicht angenommen: der Oberst versicherte, daß er die Aufträge seiner Regierung dem Sultan persönlich mittheilen müsse, allein die Schwierigkeiten, womit die Flottille zu kämpfen hatte, nahmen zu, je weiter man den Fluß hinaufkam. Die Mannschaft mußte ungeheure Beschwerden ertragen, bei Tage war sie der ganzen Gewalt der brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt und in der Nacht der Erquickung des Schlafs beraubt. Allein die Truppen des Sultans waren ohne Entschlossenheit und Muth: die Engländer rückten kaum mit ihren Booten an, als sie die Schanzen verließen und die Flucht nahmen ohne einen einzigen Schuß; den Engländern fielen 102 vollkommen brauchbare Kanonen in die Hände. Besonders gefährlich waren die Brander, die aus

Flößen voll brennbarer Stoffe aller Art bestanden: es waren ihrer so viele zusammengebunden, daß sie die ganze Breite des Stroms einnahmen; sind sie einmal in Brand, so sind die Schiffe, die ihnen entgegenkommen, durchaus verlohren; die Hitze ist so groß, daß man sich ihnen mit Booten nicht nähern kann, um sie aus dem Wege zu ziehn: es gelang aber den Anstrengungen des Capitains Owen sie auseinander zu hauen ehe sie ganz in Flammen standen und einige Schüsse vertrieben die Malayen, die beschäftigt waren, sie anzuzünden. Nun stand dem weitern Vordringen kein Hinderniß mehr im Wege; der Sultan, als er die Nachricht von dem Verlust der Werke, worauf er ein so großes Vertrauen gesetzt hatte, erfuhr, nahm eiligst die Flucht: in der Stadt entstand eine schreckliche Verwirrung, eine allgemeine Plünderung und Gewaltsamkeiten aller Art. Oberst Gillespie verdoppelte seine Eile, um die Ermordung aller reichen Sineſen zu verhindern, die, wie es hieß, den Anhängern des Sultans Preis gegeben wurden: er selbst ging mit einigen 30 Mann in mehren kleinen Booten vorauf; es war schon dunkel als sie in Alt-Palembang ankamen.

Der Oberst eilte mit seinen wenigen Begleitern mitten durch die zahlreichen Haufen von Arabern und Malayen, deren vergiftete Wurfspieße im Licht der Fackeln drohend hervorschimmerten. Unerschrokken traten die kühnen Männer in die Burg ein, die von furchtbaren Mauern mit großen Thoren umgeben war: noch rauchte auf dem Boden das Blut der Unglücklichen, die unlängst ermordet waren.

Ein Malaye drängte sich durch das Gewühl und ging dicht neben dem brittischen Anführer: ein Andrer gab ihm heimlich ein großes zweischneidiges Messer. Es war eine dunkle stürmische Nacht: aber eben als der Bösewicht das Mordgewehr in seinen langen Aermel verbergen wollte, entdeckte es der Oberst bei einem Blitzstrahl: er drehte sich um und ergriff den Verräther, der das Messer im Stich ließ, aber durch seine Gewandtheit entkam. Der Pallast selbst war völlig ausgeplündert und überall mit Blut befleckt: die Außengebäude standen in Flammen, und obgleich der Regen sich in Strömen herabgoß, verbreitete die Glut nach allen Seiten Zerstörung und bedrohten selbst den Theil, wo die Engländer ihren Aufenthalt genommen hatten; nachdem sie das Innere des Hofes genau untersucht hatten, wurden alle Eingänge bis auf einen verschlossen und verrammelt: nach Mitternacht kam endlich eine Verstärkung und am Morgen trafen die übrigen Truppen ein. So leicht bemächtigten sich die Engländer der Burg und aller Schanzen, die mit 242 Kanonen besetzt waren, ohne einen einzigen Mann zu verlieren. Der engl. Befehlshaber beschloß den Bruder des vertriebnen Sultans, Pangarang Adipatti *), auf den Thron zu setzen, der allgemein beliebt war, sich auch lebhaft bemüht hatte, die Holländer vor der Grausamkeit seines Bruders zu retten: allein es war sehr schwierig, die neue Herrschaft zu sichern, da der entflohene Sultan noch viele

*) Dieser Name scheint der bloße Titel zu seyn.

Anhänger zählte und die Schätze, die er mit sich genommen hatte, setzten ihn in den Stand, sich neue zu erwerben. Er war indessen seinen Unterthanen allgemein verhaßt, und ward daher von ihnen ganz verlassen: seine Schätze hatte er an abgelegnen Stellen verborgen, die ihm allein bekannt waren, denn die Leute, die sie dahin gebracht hatten, waren getödtet. Der neu erwählte Sultan ward feierlich eingesetzt: und es wurden besondre Maaßregeln genommen, um die Sinesen zu sichern, die alles von der Raubsucht der Malayen zu fürchten hatten, und die mit Schrecken an den Abzug der englischen Truppen dachten: das einzige Mittel war die Errichtung eines förmlichen Vertrags, wodurch der Hof sich feierlich anheischig machte, den Personen, die darin aufgeführt waren, Schutz und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber so uneigennützig, heldenmüthig und menschlich das Verfahren der Engländer auch in dieser Darstellung erscheint, so unterließen sie doch nicht, von dem neuen Sultan sich zum Lohn ihrer Anstrengungen die Inseln Banka, die Oberst Gillespie am 10ten May in Besitz nahm und „Herzog von Yorks Insel" nannte, und Billiton abtreten zu lassen; diese Erwerbungen wurden besonders deswegen für wichtig gehalten, weil die Handelsschiffe mehr gegen die Seeräuber gesichert wurden, die sich hier unter dem Schutz des Sultans von Palembang zu versammeln pflegten. Die Engländer bauten auf Banka das Fort Nugent, etwa eine halbe deutsche Meile westlich von der kleinen Stadt Minto, die nach Westen am Fuß des Monapin dem Flusse Pa-

lembang gegenüber liegt: die Feste schien in einer der Gesundheit zuträglichen Gegend angelegt zu seyn, allein die große Sterblichkeit, die unter der Besatzung einriß, bewies die Unzuverlässigkeit menschlicher Berechnungen. Der Sultan von Palembang versprach auch, daß er sich der Schätze seines Bruders zu bemächtigen suchen werde, und machte sich anheischig die Hälfte der Summe den Engländern zu bezahlen. Von den spätern Ereignissen fehlt es bis jetzt an Nachrichten. Was wir hier mittheilen ist ein Auszug aus Major William Thorn's Memoir of the conquest of Java. Lond. 1815. 4.

S. 118 Z. 23 hinter Marlborough: 3° 48′ s. B. 102° 28′ östl. v. Greenwich.

S. 122 Z. 9 v. u. setze hinzu: noch zahlreicher sind sie zu Palembang, wo sie 2 Campongs bewohnen, 700 Familien ausmachen und die bedeutendsten Handelsgeschäfte treiben. Hier ist auch eine arabische Colonie von etwa 300 Seelen, unter denen sich einige ausgezeichnete Kaufleute befinden.

S. 134 Z. 20 lies nassen statt dürren.

— 149 — 8 — weißlichen st. reißlichen.

S. 150 Z. 11 l. Teifferaars st. Teifferoars.

S. 154 Z. 23 l. umschließt st. umfließt.

S. 157 Z. 2 v. u. l. Jaaka ſt. Jaäka.
— 157 — 10 l. Miſpeln ſt. Miſtelu.
— 159 — 2 l. denn ſt. den.
— 160 — 3 l. Betonica ſt. Betonia.
— 161 — 4 v. u. l. hypogaea ſt. hypaeaea.
S. 163 Z. 21 l. Makandu ſt. Mankandu.
— — — — l. Sterculia ſt. Herculia.
— — — 22 l. Maroco ſt. Maracco.
— 167 — 24 l. allem ſt. allen.
— 168 — 1 l. hitzigen ſt. hitzigſten.
— 179 — 2 l. Stein ſt. Wein.
— 180 — 4 v. u. l. Anhange ſt. Anfange.
S. 188 Z. 15 l. Ayam ſt. Agam.
— 192 — 2 v. u. l. tab. 11. ſt. tab.
— 196 — 10 l. Cuviers ſt. Curiers.
— 208 — 19 l. Buggineſen ſt. Buggnieſen.
S. 210 Z. 10 l. in ſt. an.
— 211 — 7 l. von den ſt. von.
— 212 — 5 v. u. l. wurden ſt. werden.
— 213 — 10 v. u. l. einem ſt. einen.
— 214 — 13 v. O. l. daß ſt. ſodaß.
— 215 — 15 — l. Die Räuber ſt. Sie.
— — — 17 — l. kaum ſt. keine.
— 217 — 13 — l. wird ſt. war.

S. 219 Z. 15 — l. ältere Schriftsteller l. älteren Schr.

S. 221 Z. 8 v. U. ist hinter Betels zu setzen allgemein.

S. 222 Z. 3. v. U. l. die Hütten st. Hütten.

S. 223 Z. 3 v. O. l. Die Kleidung der Javaner st. Ihre ꝛc.

S. 234 Z. 1 v. O. l. aus gehauenem st. ausgehauener.

S. 240 Z. 2 v. O. l. vor st. von.

— 248 — 6 v. U. l. sittliche st. sinnliche.

— — — 4 — l. Wirksamkeit st. Würdigkeit.

S. 255 Z. 11 v. U. l. Gillespie st. Gillespin.

S. 272 Z. 8 v. U. l. wandernden st. wandelnden.

S. 272 Z. 5 v. U. l. sitzen st. fassen.

— 275 — 9 v. O. l. hinterindischen st. hinterländischen.

S. 282 Z. 10 v. O. l. Balambangan st. Talambangan.

S. 299 Z. 14 l. Kahau st. Rahau.

— 301 — 20 l. gebraucht st. gebracht.

— 302 — 2 l. mar st. mur.

— 303 — 3 v. O. l. Haraforas st. Harahoras.

S. 303 Z. 7 v. O. l. Idahns st. Idahus und so überall.

S. 304 Z. 17 v. O. l. Badschos st. Bodschos.

S. 305 Z. 3 v. O. l. schmücken st. schneiden.

— — — 7 v. U. l. Parteien st. Partei.

— 320 — 11 — l. den st. die.

Herabgesetzte Preise

von

englischen Büchern

welche noch bis Ende des Jahres 1817 in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Shakespeare, W., Plays, accurately printed from the Text of Mr. Steevens last edition, with a selection of the most important Notes. Vol. I—XX. with 20 prints. 12. 1804 bis 1815. Ladenpreis 20 Thlr. Herabgesetzter Preis 12 Thlr. (Einzelne Bände sind nur im Ladenpreis à 1 Thlr. zu erhalten.)

Ossian Poëms, translated by James Macpherson. 3 Vol. 12. 1805. Ladenpr. 2 Thlr. 8 Gr. Herabgesetzter Pr. 1 Thlr. 8 Gr.

Bloomfield, R., farmer's Boy and rural Tales. Ballads and Songs. 2 Vol. 8. 1801 und 1803. Ladenpr. 1 Thlr. Herabgesetzter Pr. 16 Gr.

Campbell, the Pleasures of Hope, with other poëms. 8. 1805. Ladenpr. 12 Gr. Herabgesetzter Pr. 8 Gr.

Gisborne, F., Walks in a forest. 8. 1802. Ladenpreis 12 Gr. Herabgesetzter Pr. 8 Gr.

Ferner: